This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

R. M. WERNER

HEBBEL

Digitized by Google

R. M. WERNER

HEBBEL

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Class 871k
W49

Digitized by Google

SEP 8 190

Digitized by Google

Digitized by Google

Geisteshelden

(Führende Geister)

Eine Sammlung von Biographien

Sieben- und achtundvierzigster Band

Berlin
Ernst Hofmann & Co.
1905

Digitized by Google

Digitized by Google

Nach einer Lithographie von Krichuber

Digitized by Google

Hebbel

Ein Lebensbild

von

Richard Maria Werner

Mit Bildnis und Handschrift

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Berlin
Ernst Hofmann & Co.
1905

Digitized by Google

Nach einer Lithographie von K...

Digitized by Google

Hebbel

Ein Lebensbild

von

Richard Maria Werner

Mit Bildnis und Handschrift

Berlin
Ernst Hofmann & Co.
1905

Digitized by Google

Zweites Tausend

Nachdruck verboten
Übersetzungsrecht vorbehalten

Digitized by Google

PT2296
W4
1905
MAIN

Christine Hebbel

in

alter Familientreue

zugeeignet

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorrede

Biographien sollen keine Rezensionen sein, darum muß die Liebe sie schreiben.

„Um eine Lebensbeschreibung zu liefern, braucht man ein Leben," spottete Dingelstedt nach dem Erscheinen von Emil Kuhs Werk und faßte Leben viel äußerlicher, als wir heute. Buntes äußeres Geschehen stellen wir nicht mehr so hoch, als reiche innere Entwicklung und verlangen Aufschlüsse psychologischer Natur vom Biographen. Das Werden und Wirken einer merkwürdigen Persönlichkeit soll auf den folgenden Blättern dargestellt und die Einheit ihres Wesens aufgedeckt werden. Nicht das Anekdotische, wie bei Kuh, sondern der innere Zusammenhang steht im Vordergrund, wobei freilich nur im bescheidensten Ausmaß das Einzelleben mit der ganzen Zeit verknüpft werden konnte. Es ließe sich eine Darstellung denken, die gerade das Litterarhistorische hauptsächlich berücksichtigte, das unterließ ich, weil Hebbel während seiner Epoche stets seitwärts stand und seinen Einfluß erst lange nach seinem Tode, dann freilich immer stärker, zu entfalten begann. Sein Altersgenosse Richard Wagner war in dieser Hinsicht glücklicher und erlebte noch die Früchte seines Wirkens; Hebbel aber wurde abberufen, da sich die ersten Anzeichen einer werdenden Popularität zeigten. Wie Wagner bildet er den Ausgangspunkt für das Neue des neunzehnten Jahrhunderts, freilich auf dem engeren Gebiete der Dicht-

Digitized by Google

kunst; darum mußte auch er lange verkannt, zurückgedrängt und verspottet werden, aber er entstammte einer härteren Zeit als sein Vorgänger Heinrich von Kleist, und deshalb stahl er sich nicht verzweifelnd aus der Welt, die ihn nicht gelten lassen wollte, sondern blieb mutig im Zutrauen auf die Zukunft.

Vieles hätte sich eingehender darlegen lassen, aber das Wesentliche durfte nicht erstickt werden. Eine Biographie soll nicht zum Lebensrepertorium und zum Kalender herabsinken, soll höchstens gelegentlich eine Probe reicheren Details bieten. Aus dem Stillschweigen darf noch nicht die Unkenntnis des Biographen gefolgert werden. Länger verweilte ich bei den Anfängen, weil sich aus ihnen das Weitere ergibt, doch war ich möglichst sparsam mit Zitaten, denn die Lektüre der Biographie soll den Genuß der Werke, Tagebücher und Briefe nicht ersetzen, sondern höchstens erleichtern. Darum vermied ich auch Monographien der einzelnen Werke, da ich auf die Einleitungen meiner historisch-kritischen Ausgabe verweisen kann und die Forschung nicht aufhört, neue Erkenntnisse zu bieten. Ich will nicht loben oder tadeln, dazu fehlt es mir an dem Recht, ich möchte nur in die Absichten des Dichters eindringen und sie erläutern, so gut ich es vermag und überzeugt, daß ich mich dadurch noch nicht mit ihm identifiziere. Wenn er mir nicht lieb wäre von Jugend an, ich hätte die Arbeit für ihn nicht leisten können; trotzdem hoffe ich noch keineswegs litteraturblind geworden zu sein, wenn ich für ihn und seine Werke Verehrer zu werben mir zur Aufgabe setzte. Möge mir's gelingen!

Die Motti stammen alle von Hebbel selbst her.

Lemberg, 4. Februar 1904.

R. M. Werner.

Digitized by Google

Inhalt

Seite

Erstes Buch. **Werdezeit** 1

1. **Kindheit und Jugend** 3

Wesselburen 3. — Vaterhaus 4. — Schule 7. — Armut 8. — Erste Reime 10. — Berufswahl 11. — Tod des Vaters 12. — Kirchspielvogtei 13. — Autodidakt 16. — Jugendgenossen 19. — Auftreten als Dichter 20. — „Mirandola" 23. — Ludwig Uhland 25. — Theater 27. — „Der Vatermord" 29. — Novellen 30. — Lyrik 32. — Emanzipationsversuche 33. — Hedschra 36.

2. **Bei den Freitischen** 39

Amalia Schoppe, geb. Weise 39. — Elise Lensing 45. — „Wissenschaftlicher Verein von 1817" 51. — „Über Th. Körner und H. v. Kleist" 55. — Dichtungen 59. — Abschied von Hamburg 61.

3. **Student und Litterat** 63

Heidelberg 63. — Goethes Einfluß 65. — Dichtung 68. — Abschied von Heidelberg 70. — Fußreise 71. — In München 73. — Studien 75. — Beppy Schwarz 78. — Dichtung 81. — Das Junge Deutschland 86. —

Digitized by Google

Hebbels Stellung 89. — Verstimmung 91. — Dichtung 92. — Emil Rousseau 95. — Dichtungen 100. — Todesfälle 103. — Abschied von München 106. — Fußreise nach Hamburg 110.

Zweites Buch. Eintritt in die Litteratur 113

4. Wieder in Hamburg 115

Eintritt 115. — Erkrankung 117. — „Judith" 119. — Wesen des Dramas 122. — Hauptpersonen 125. — Nebenpersonen 128. — Bedenkliches 129. — Aufnahme 132. — Historische Schriften 135. — „Genoveva" 140. — „Der Diamant" 154. — Lyrik 163. — „Gedichte" 165. — Hamburger Brand 167. — Zukunftspläne 169.

Drittes Buch. Reise nach dem Glück 173

5. Kopenhagen 175

Zaghaftigkeit und Trotz 176. — Verkehr 178. — Adam Oehlenschläger 179. — P. L. Möller 182. — B. Thorwaldsen 184. — Hoffnung für die Zukunft 188. — Arbeiten: „Ein Wort über das Drama"; Gedichte; Dramen 189. — Erkrankung 192. — Das Reisestipendium 193. — Resultate 194. — Hamburger Wirren 196. — Streit mit Heiberg 197.

6. Paris 175

Eintritt 199. — Felix Bamberg 200. — Tod des Söhnchens 203. — Verhältnis zu Elise 204. — „Maria Magdalene" 211. — Drei Stufen 212. — „Vorwort" 222. — Doktorat 225. — Zukunftspläne 225. — Verkehr 226. — Resultate 231.

7. Italien 233

Rom 233. — Verkehr 234. — Kunst und Schönheit 236. — Elise 238. — Gedichte 240. — Not 241. — Neapel 242. — Nordwärts 244.

Digitized by Google

Viertes Buch. **Mannesjahre** 247

8. Übergänge 249

Wien 249. — Demoiselle Enghaus 251. — Christine und Elise 254. — Ehe 257. — „Ein Trauerspiel in Sizilien" 259. — „Julia" 261. — Abschlüsse 266. — „Neue Gedichte" 267. — Revolution 269. — „Herodes und Mariamne" 275. — „Die Schauspielerin" 283. — „Der Rubin" 284. — Redakteur 288. — H. Laube 290. — Freundeskreis 291. — „Moloch" 293. — Abschlüsse 297. — „Michel Angelo" 297.

9. Auf der Höhe 300

Harmonie 300. — „Agnes Bernauer" 303. — Gast in München 310. — „Feuchtersleben" 313. — Politik 316. — „Gyges und sein Ring" 318. — Dualismus 324. — Gmunden 325. — „Die Nibelungen" 326. — „Mutter und Kind" 328. — „Gedichte" 329. — Kleinere Werke 339. — „Demetrius" 341. — Bruch mit Kuh 344.

10. Ausgang 347

„Die Nibelungen" 347. — Weimarer Aufführung 352. — Deutscher Patriotismus 356. — Erkrankung 359. — „Demetrius" 360. — Letzte Tage 364. — Tod und Begräbnis 365.

Litteratur 367

Register 371

Druckfehlerverzeichnis 384

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Buch

Werdezeit

Wenn sich mein Leben von Jugend an nur ein klein wenig anders gestaltet hätte, nur ein klein wenig, wie anders würden die Resultate ausgefallen sein!

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

1

Kindheit und Jugend

Die Wurzel muß aufgegraben werden,
denn die Erde verhüllt sie in ihrem Schoß;
die Frucht glänzt im Sonnenschein.

Sonnabend, den 18. März 1813, wurde dem Maurer Klaus Friedrich Hebbel und seiner Frau Antje Margarete in der Wesselburner Norderstraße — sie heißt jetzt Hebbelstraße — der erste Sohn geboren, der acht Tage später auf die Namen Christian Friedrich getauft wurde. Wesselburen, ein norderdithmarscher Marktflecken, liegt im Herzogtum Holstein und gehörte damals noch zur dänischen Herrschaft. Heute ein freundliches Städtchen von etwa 3000 Einwohnern, mit einer Zuckerfabrik, Bahnverbindung und elektrischer Beleuchtung, lagert es stattlich mitten in der fruchtbaren Marschgegend, deren saftiges Grün von zahlreichem Vieh belebt ist; besonders fallen dem heutigen Besucher die Pferde auf und es erscheint ihm wohl unwillkürlich wie ein Symbol, wenn er ein solches mächtiges Tier mit einem schweren Klotz am Fuße sieht, was ein Überspringen der Grenzgräben verhindern soll. Im Hintergrunde sieht man einen Busch und immer wieder blickt man zurück auf das Städtchen, dessen Häuser, auf einer Bodenerhebung (Wurth) gelagert, sich wie Küchlein um die Kirche mit ihrem massigen Dache zusammendrängen; sie steht auf dem höchsten Punkt und schaut daher weit hinaus in die Lande. Die Pietät der Einwohner hat die

Digitized by Google

Erinnerung an Hebbel festgehalten: vor dem prächtigen, neuen Schulhause, das etwas vor dem Ort hingebaut ist, steht eine gut gemeinte Büste des Dichters; das Geburtshaus hat freilich einem Neubau Platz machen müssen, wobei der Birnbaum des Gartens fiel, eine Gedenktafel sagt uns, daß ein großer Dichter auf dieser Stätte das Licht der Welt erblickte und von hier in die Welt gezogen sei.

Das Vaterhaus war klein, erscheint uns aber verschönt durch den Reiz, den Hebbel im Fragment seiner Selbstbiographie darüber gebreitet hat; eng und knapp bot es wohl Platz zum Sinnen und Träumen, für die lustigen Sprünge lebhafter Kinder mußte der Spielraum draußen gesucht werden. Die Mutter hatte den kleinen Besitz in die Ehe gebracht. Klaus Friedrich stammte aus Meldorf, wo noch ein Teil seiner Familie mit der Mutter an der Spitze kümmerlich lebte; er war 1789 geboren und verdiente seinen Lebensunterhalt mühselig als Maurer, der aber infolge geringer Tüchtigkeit in seinem Handwerk trotz Fleiß und peinlicher Ordnung nie zur Selbständigkeit kam, sondern im Taglohn arbeitete und darum im Winter meist verdienstlos war. Antje Margarete, zwei Jahre älter als ihr Mann (1. Februar 1787 geboren), entstammte der Wesselburner Bürgerfamilie Schubart, scheint aber vor ihrer Verheiratung als Magd im evangelischen Pfarrhause bedienstet gewesen zu sein; vielleicht war ihr dort durch den Pastor Friedrich Karl Adolf Volckmann wenigstens die Ahnung des Höheren aufgegangen, Achtung, freilich noch nicht Verständnis für die Geistesbildung. Wenn man jetzt den neuen Friedhof betritt, sieht man gleich dem Eingang gegenüber das kleine Denkmal, unter dem sie ruht. Am 8. Dezember 1811 war die Vierundzwanzigjährige die Frau des zweiundzwanzigjährigen Mannes geworden. Aber in dem kleinen Häuschen fehlte das Glück. Klaus Friedrich war eine verbissene Natur, ge-

Digitized by Google

drückt durch die Verhältnisse, die im Gegensatz zu seinem inneren Stolz standen; die Sorgen versteckte er wie eine Schande, wollte nicht, daß man ihm seine Not ansehe, trotzdem es ihm sehr knapp ging, besonders als Christian und sein 1815 geborener Bruder Johann heranwuchsen. Die Mutter hungerte oft, um nur die Kinder satt zu machen, doch gehörte die Familie immerhin zu den Besitzenden; sie konnte in ihrem Häuschen noch einem verarmten Maurer Klaus Ohl und seiner Frau, wie einer Taglöhnerfamilie Kammern vermieten. Das Zusammenleben mit diesen Hausgenossen stellt Hebbel voll idyllischer Anmut dar und gedenkt besonders gern des Kinderfreundes Ohl, dessen große rote Nase er sich als Kind ganz ernstlich gewünscht hat.

Die Kinder schlossen sich sogar den Fremden leichter an, als dem Vater, denn dieser war immer sehr ernst und verdrossen, liebte nicht, daß die Kinder lachten, und duldete nicht, daß sie laut wurden; so fürchteten sie ihn, während sie der gutmütigen Mutter trotz ihrer aufbrausenden Heftigkeit anhingen. Bibel und geistliche Lieder, Märchen und das bescheidene Kleinleben bildete die Welt, in der Hebbel heranwuchs. Der Marktflecken mit seinen 1200 bis 1400 Einwohnern bot auch allerlei Anregendes, vor allem machte die Kirche tiefen Eindruck auf den Knaben; sie imponiert auch heute noch durch ihre Größe und sticht durch ihre innere Ausstattung von den gewöhnlichen protestantischen Gotteshäusern ab. Rings um sie liegt der aufgelassene Kirchhof, dessen Grabsteine noch jetzt zu sehen sind, in Hebbels Jugend aber den Kindern einen abwechslungsreichen Tummelplatz abgaben. Eingeschlossen werden Kirche und Kirchhof durch ein Viereck von stattlicheren Häusern, unter denen an einer der Ecken die Kirchspielschreiberei unverändert wie zu Hebbels Zeiten steht, aber auch die meisten anderen Zeugen der Vergangenheit sind. Im

Digitized by Google

rechten Winkel führen die Hauptstraßen auf diesen Platz, während sich die übrigen mit ihren zum Teil rätselhaften Namen dann nach allen Seiten eigenwillig erstrecken. Blankenau, Klingelberg, Eichennest, Lollfuß muten auch den jetzigen Besucher noch recht eigentümlich an, wenn sie gleich für den historisch Gebildeten Bedeutung gewinnen, denn der Lollfuß z. B. erinnert an die barfüßigen Lollbrüder der Alexianer, deren murmelnder Gesang einstens bei Leichenbegängnissen ertönte und vielleicht in Beisetzungsfeierlichkeiten noch lange fortlebte. Auch die Sagen hielten manches Stück Vergangenheit fest und ließen sogar noch in die Anschauungen der heidnischen Zeit einen Rückblick tun. Hebbels Vater soll selbst ein beliebter Märchenerzähler gewesen sein; die weiblichen Hausbewohner waren reich an Aberglauben, und zwei vagabondierende Brüder Ohls brachten einen Schimmer der Abenteuerlichkeit in die alltägliche Atmosphäre, selbst etwas Räuberromantik, die für Hebbel sein ganzes Leben hindurch den Reiz nicht verlor. Nach einer Familientradition gehörte zu ihren direkten Vorfahren jener Wulf Isenbrant, der beim Sieg von Hemmingstedt Anführer der Dithmarschen gegen die dänische Übermacht war, so daß auch ein Stück der geschichtlichen Vergangenheit dem jungen Geschlecht nahegerückt wurde. Von Napoleon und den Kosaken, von Struensee und seinem fabelhaften Schicksal, von großen Sturmfluten und anderen gewaltigen Naturereignissen wurde erzählt, von fernher aber brauste die Nordsee gegen das Land, jeden Augenblick bereit, das ihr in jahrhundertlanger Arbeit Abgerungene wieder zu verschlucken. Alles war dazu angetan, auf die Phantasie zu wirken, und diese war bei Christian Friedrich schon von Natur aus besonders erregt, wovon außer einem reichen Traumleben verschiedene Tatsachen zeugen, die er selbst berichtet.

Digitized by Google

Mit vier Jahren kam er in die Klippschule, die eine energische Jungfer Susanne abhielt; dort lernte er Emilie Voß, die Tochter des Kirchspielschreibers kennen und faßte zu ihr eine Neigung, die bis in sein achtzehntes Jahr dauerte, noch im „Demetrius“ spiegelt eine Szene diese Jugendliebe ab. Jungfer Susanne brachte ihm das Lesen bei, aber nicht das Schreiben, das als ihre letzte Weisheit lange gespart wurde. Manches andere teilten die Schulkameraden mit, aber auch die Ungleichheit der Stände mit ihren Folgen will Hebbel schon damals erfahren haben. Um die Schulverhältnisse war es in den Herzogtümern schlecht bestellt, dafür ist ein sprechendes Beispiel Fritz Nehr in Ruhwinkel; er konnte selbst nicht orthographisch schreiben, nicht hochdeutsch sprechen, war Jäger, Imker, Tausendkünstler, Bierfiedler, gutmütig und ehrlich, aber ohne jegliche Methode, den Prügel ausgenommen. Es wurde versucht, den Unterricht zu reformieren, und Wesselburen erhielt in Franz Christian Dethlefsen einen Lehrer, dem Hebbel zeitlebens als seinem echten Wohltäter freundliches Gedenken und tatkräftige Dankbarkeit bewahrte. Ein neues Schulhaus nahm Hebbel auf, nachdem er mit fünf Jahren dem Tode nahe gewesen war; unter den besten Schülern saß er obenan und durfte sogar in Dethlefsens Büchern lesen, die freilich nicht immer für Kinder paßten. Der Lehrer verwendete ihn zum Kinderwiegen, gab ihm aber zur Zerstreuung ein Buch dabei, einmal merkte Hebbel gar nicht, wie er das Kind zur Tür hinauswiegte, so sehr war er in seine Lektüre vertieft.

Als er von der Klipp- zur Volksschule aufstieg, trat die erste Wendung in seinen Verhältnissen ein und warf ihn noch tiefer hinab; sein Vater mußte das Häuschen verkaufen und in eine Mietwohnung übersiedeln, weil er bei seiner Heirat eine Bürgschaft übernommen hatte und nun von dem Gläubiger, wohl Hockmann, der wegen

Digitized by Google

Brandstiftung bislang im Kerker saß, zur Bezahlung gezwungen wurde. Von jetzt an gehörte Hebbel zu den Proletarierkindern und sah, wie in seiner Familie mit der steigenden Not Hader und Unfrieden einrissen. In furchtbaren Worten schildert er später seine „finstere und öde" Kindheit. „Mein Vater haßte mich eigentlich, auch ich konnte ihn nicht lieben." Als sei Christian Friedrich gar nicht sein Sohn, verhielt sich der Vater gegen ihn. Selbst der Freude nicht fähig, außerstande, sich aus Dürftigkeit und barer Not herauszuarbeiten, duldete Klaus Friedrich auch bei den Kindern die Freude nicht, sah in ihren Spielen Leichtsinn, in ihrer Abneigung gegen grobe Handarbeit Sünde, nannte sie wegen ihres Appetits seine Wölfe und verbitterte ihnen das Dasein. Sogar von einem höheren Streben wollte er bei ihnen nichts wissen und war ungehalten, daß sie mehr lernten als er in seiner Jugend. Da Harding dem älteren Sohne unentgeltlich Unterricht im Zeichnen gab, erregte dies seinen Zorn; außer der Postille und dem Gesangbuch sollte keine Zeile gelesen werden, profane Bücher waren verpönt, und da sich Hebbel einmal beim heimlichen Genuß des Volksbuchs von den Schildbürgern betreten ließ, wanderte das Buch, wie eine gefährliche Schlange, ins Feuer. Es waren traurige Zeiten! Wirklich gehungert will Hebbel in seiner Kindheit nicht wie später haben, doch ist der Zug erlebt, den er in „Mutter und Kind" seinen Namensbruder Christian erzählen läßt, da vom Bild des verlorenen Sohnes gesprochen wird, das zu schlecht fürs Versetzen war, Hogarths Stich nämlich:

Mit diesem hab' ich als Knabe
Oft zu Mittag gegessen. Mein Vater pflegte zu sagen,
Wenn es an allem gebrach, sogar an Salz und Kartoffeln . . . . :
Heute sind wir bei dem zu Gast gebeten!

Nicht die reichbesetzte Tafel mit ihren erlesenen Speisen lockt

Digitized by Google

ihn, wohl aber ein hinabgeworfenes Stück Brot, das ein Hund beschnüffelt, und er wünschte sich nichts

als dieses Brot, und ich hab' es
Tausend Mal in Gedanken verzehrt und werde auf Erden
Niemand wieder beneiden, wie diesen Hund, der so satt ist,
Daß er es kaum beriecht.

Die Mutter tat, was sie konnte; die Kleidung anders als ärmlich zu schaffen, war ihr unmöglich, aber sie hielt sie reinlich und geflickt, wenn auch mitunter das Hemd fehlte. Gewiß war übrigens in dem kleinen Marktflecken der Kontrast zwischen Reich und Arm nicht so fühlbar wie in der Großstadt; die frische Luft, die vom Meer herüberwehte und den Salzduft mitbrachte, der weite Himmel mit seinem Wechsel von Wolken und Sonnenschein, die fruchtbare Landschaft mit ihren Blüten erfreuten den Armen wie den Reichen, und furchtbare Naturereignisse gleich der Sturmflut des Jahres 1825 zeigten den Menschen in seiner angeborenen Ohnmacht gegenüber den höheren Mächten. » Ausdrücklich betont Hebbel die Freundlichkeit der Erwachsenen und erinnert sich nur an wenige hartherzige Personen, wie jenen Brandstifter oder eine Frau Schlömer, die ihn und seinen Bruder mit der Hundspeitsche vom Gartenzaum wegzujagen drohte, oder jenen Geizhals, der Milch in die Rinnsteine goß und eine Kirche zum Pferdestall kaufen wollte und im „Gregorio" der Hebbelschen Tragikomödie wieder erstand. Christian Friedrich soll überdies ein hübscher und sehr aufgeweckter Junge gewesen sein, der sich leicht die Herzen gewann; in der Schule fiel seine Intelligenz selbst den Kameraden auf, und einer von ihnen, der vor kurzem noch lebte, hob ausdrücklich hervor, Hebbel habe immer alles gewußt. Jedesfalls war er frühgereift, was in den Verhältnissen lag; das Zusammenleben in dem Mietshause mit anderen Parteien nahm auf die Kinder keine Rücksicht, man erzählte Zoten vor ihnen; die Er-

Digitized by Google

ziehungsmethode des Vaters wie der Mutter ließ gar vieles zu wünschen übrig, aber Schaden hat das nicht eigentlich gebracht. Auf den Eindruck eines grauenvollen Gewitters mit Hagelschlag noch in der Klippschule führt Hebbel das Erwachen seines religiösen Gefühles zurück; die Adventmusiken in der Kirche, die Teilnahme an den Begräbnissen als Sängerknabe, das Berühren der Särge, die planlose Lektüre, die Scheu vor dem Vater, wohl auch die nordische Landschaft, alles trieb ihn zu einem stillen Versenken und legte den Grund zu seinem Wesen, einem grübelnden Nachdenken über die Probleme des Daseins.

Sehr früh regte sich die dichterische Ader in ihm; Verse, wenigstens Reime, machte er schon, als er noch nicht imstande war, sie aufzuschreiben; er konnte sich noch spät einiger dieser Erzeugnisse aus seinem vierten Jahre erinnern. So besang er Kaninchen, Bonaparte, den Teetopf:

Der Teetopf erfunden
Zum Teegebrauch,
In manningen Stunden
Dampft daraus ein Rauch.

Dieses schriftwidrige „manningen" gemahnt daran, daß Hebbel ursprünglich nur Plattdeutsch sprach, er wußte nachher aber nicht mehr, wann er Hochdeutsch lernte. Dagegen vergaß er niemals den Augenblick, da sich ihm der Sinn für Poesie erschloß. Es geschah beim Vorlesen des Abendsegens, als er das Lied von Paul Gerhard: „Nun ruhen alle Wälder" und darin besonders den Vers: „Die goldnen Sternlein prangen Am blauen Himmelssaal" fand, den er mit tiefster Rührung gewiß zehnmal wiederholte; immer wieder nennt er dieses Gedicht an der Spitze seiner „Poetischen Stationen". Das Schönheitsgefühl zeigte sich rege; zu bestimmten Wörtern hatte er ein eigentümliches Verhältnis: das Wort „Ribbe" kratzte er aus dem Katechismus aus, „Rose", „Tulpe" liebte er; häßliche Personen

Digitized by Google

erschreckten ihn, während sie seinen Bruder nur zum Lachen reizten; unter freiem Himmel lag er oft und wartete, ob die Englein nicht eine ihrer goldenen Spielsachen fallen lassen würden. Aber als Träumer allein dürfen wir uns Hebbel nicht vorstellen, dazu war er ein viel zu frisches Kind; er tummelte sich mit den andern Jungen herum, schwang sich wohl auf eines der weidenden Pferde, um damit herumzutraben, holte sich bei Raufereien ein blaues Auge, brach einmal wegen einer Eule fast den Hals und stieg gelegentlich sogar mit einem Jungen auf einen Baum, um Äpfel zu — stehlen. Dafür soll er sich vor dem Kinderpublikum bereits als Schauspieler und Dramatiker in einer Person produziert haben, er war doch etwas Außergewöhnliches.

In seinem achten Jahre durfte er mit Vater und Bruder seine erste „Reise" machen, die zu Fuß nach Meldorf ging, aber kläglich ausfiel, da Vater Hebbel die Freuden zu stören verstand; damals lockte Christian Friedrich besonders der „Galgenberg" vor der Stadt, wohl weil er seine Phantasie reizte. Und sie wurde durch den Robinson, durch Gedichte wie Bürgers „Lenore", durch Matthisson und Salis-Seewis, Hauff, Zschokkes „Abällino", einzelne Volksbücher und andere Lektüre noch weiter gereizt, vielleicht auch durch den Zeichenunterricht bei Harding. Es entstand schon ein Trauerspiel „Der Räuberhauptmann Evolia", das aber von der Mutter ins Feuer geworfen wurde.

Die Jahre verstrichen, es galt die Entscheidung für die Zukunft. Der Vater verlangte mit Energie, daß der Sohn sein Handwerk erlernen solle. Antje Margarete suchte dies immer abzuwenden; sie fühlte wohl, daß in ihrem Lieblingssohn mehr stecke, als ein Handwerker oder Bauer, und wenn dann Hebbel der Königin Velleda in seinem „Moloch" die Vision leiht, daß sie im Erdklumpen die künftigen Blumen schaut, während König Theud seine Augen sogar dem

Digitized by Google

sinnfälligen Gotte verschließt, so könnte man darin eine Verklärung der Mutter erblicken; in seinem Fragment „Vier Nationen unter Einem Dache“ hat er sie ausdrücklich als seine Retterin feiern wollen. Da Hebbel zwölf Jahre zählte, mußte er zum erstenmal beim Bau helfen; er trug Steine zu und leistete auch schon andre Arbeit, noch im Juni 1862, da er in Wilhelmsthal zwischen dem König von Holland und dem Großherzog von Sachsen saß, fiel ihm jene Tatsache ein und er hörte das gewöhnliche Gebrumm seines Vaters: „Der Junge taugt doch auch zu gar Nichts!“ Sein Geschick für das Handwerk schien nicht ausreichend, drum sollte er Bauer werden, doch auch dies wußte die Mutter zu verhindern. Mit Botengängen und dergleichen Diensten verdiente er Kleinigkeiten, aber die Berufswahl war noch nicht einmal getroffen, da er als Vierzehnjähriger konfirmiert wurde. Vielleicht hätte der Vater doch seinen Willen durchgesetzt, aber er starb schon am 18. November 1827, erst achtunddreißig Jahre alt. Das bedeutete eine neue Wendung in Friedrichs Geschick. Er hat wohl später voll Verzweiflung geklagt, er sei um seine Kindheit betrogen worden, die Sonne habe ihm gefehlt, die dem Menschen nur einmal in der Kindheit und der frühen Jugend scheine, die Wärme, die fürs Leben vorhält und das im Menschen Liegende heraustreibt zu Blüten und Früchten, darum nannte Hebbel jene Zeit eine Hölle, aber in seiner Selbstbiographie vergaß er die dunkeln Schatten und verstärkte die Lichtseiten; es war auch ihm gewiß Hell und Dunkel zugemessen, das Beste freilich hatte er in sich.

Vierzehn Jahre zählte er, als der Vater starb und die Seinen in drückendsten Umständen zurückließ. Christian war ein vorzüglicher Schüler, auf den Dethleffsen jedesfalls etwas hielt, deshalb half er ihm weiter. Der Junge mußte suchen, sich nützlich zu machen, da die Mutter durch schwere Lohnarbeit als Wäscherin und Bedienerin sich und ihre

Digitized by Google

beiden Söhne zu erhalten hatte. Beim Tode des Mannes war der Sarg durch den Wintervorrat an Kartoffeln bezahlt worden, zur Bedeckung der Leichenkosten verkaufte man Hausrat. Das bisherige Leben fortzusetzen, war ausgeschlossen und mit den Botengängen nicht genug zu verdienen. Da gelang es dem Lehrer, seinen Lieblingsschüler zum hochangesehenen Kirchspielvogt zu bringen.

Die Kirchspielvogtei bildet ein stattliches Gebäude, das einen herrschaftlichen Anstrich hat und noch jetzt fast unverändert dasteht: von der Oesterstraße tritt man in eine geräumige Diele, aus der nach allen Seiten Türen weiterführen; rechts kam man in die Amtsräume, links in die Wohnung des gestrengen Kirchspielvogts, rückwärts in die Küche und weiterhin in den Stall, auf der anderen Seite in den Garten. In das erste Stockwerk geht eine Holztreppe, unter der sich ein klavierkistenartiger Verschlag befindet. Außer weiten Bodenräumen sind oben noch einige hübsche Kammern. Auf diesem Territorium verbrachte nun Hebbel die wichtigste Zeit seiner Jugendentwickelung, fast acht Jahre. Die Kirchspielvogtei bildete die politische und Justizbehörde des ganzen Kreises und hatte daher große Bedeutung und hohes Ansehen. Ihr stand damals als Vogt der aus einer alteingesessenen Familie stammende J. J. Mohr, ein Mann vor, der eine günstige und verhängnisvolle Rolle in Hebbels Leben spielte. Sein Einkommen soll sich auf jährlich 11 000 alte *Mk.* d. h. 13 200 Reichsmark, belaufen haben, den größten Teil seiner Amtsgeschäfte jedoch konnte der Kirchspielvogt seinen Schreibern überlassen. Zu diesem Patrizier des Marktes kam der vierzehnjährige Hebbel zunächst als eine Art Laufbursche, der allerdings auch kleine Schreibgeschäfte, so Kopiaturen, zu besorgen hatte, aber auch die Milch holen und andere Gänge machen mußte. Dafür erhielt er Kost, Wohnung und Kleidung, während für die Leibwäsche

Digitized by Google

die Mutter zu sorgen hatte. Wie es damals bei den patriarchalischen Zuständen um eine solche Bedienstung bestellt war, können wir daraus entnehmen, daß Hebbel mit dem Kutscher Christoph Sievers und der Wirtschafterin Wietjen Himers — Mohr war noch Junggeselle — am Gesindetisch essen mußte; er war eben Bedienter, und da in adeligen Häusern damals auch Hofmeister nicht viel anders behandelt wurden, fällt dies nicht weiter auf. Jedesfalls war die Kost besser als bei der Mutter, wo sie über Kartoffel, Brot und Kaffee, oder was man so nannte, wohl nicht hinausging. Die Kleidung bestand in den abgelegten Sachen Mohrs, die schlecht und recht für den Jungen hergerichtet wurden, ihm aber zu groß waren, so daß er recht komisch ausgesehen haben muß; aber er erhielt doch zum erstenmal eine Mütze und statt der Jacke einen langen Rock, und allzugroß wird der Kleiderluxus auch bei den übrigen Altersgenossen nicht gewesen sein. Am übelsten bestellt war es mit der „Wohnung": Hebbel schlief mit dem Kutscher in einem Bette, das aus dem Verschlag unter der Treppe gebildet wurde. Der jetzige Besitzer des Hauses, ein Arzt, benutzt den Raum als Instrumentenschrank, und der heutige Betrachter, der sinnend davor steht, begreift nicht recht, wie zwei Menschen darin nebeneinander schlafen konnten.

Hebbel bekam also eine sehr bescheidene Stellung, aber er wird wohl gleich seinem Meister Anton ohne sich einen Moment zu bedenken in die Kirchspielvogtei gelaufen sein, denn es war doch ein höchst wichtiger Schritt nach aufwärts. Der Kirchspielvogt, der nur mit zwei Familien in Wesselbüren überhaupt verkehrte, muß als eine Art Aristokrat des Ortes angesehen werden; waren seine Manieren auch geziert, gegenüber den Manieren in Hebbels bisheriger Umgebung stachen sie gewaltig ab und imponierten ihm so, daß er sie nachahmte; gewisse sonderbare

Digitized by Google

Eigentümlichkeiten Mohrs soll er sein ganzes Leben nicht verloren haben, wie er eigenem Geständnisse nach das Niesen eines Wesselburners zuerst aus Spott nachmachte und dann unbewußt beibehielt. Jedesfalls wurde Hebbel durch seinen Eintritt in die Kirchspielvogtei aus dem Proletariat herausgehoben und in feinere Sphären gebracht. Überdies lernte er von Mohr, dessen Rechtschaffenheit, Pünktlichkeit und Ordnungsliebe allenthalben anerkannt wurden, Sinn für jene Solidität, die ihn immer auszeichnete und vor vielen Gefahren bewahrte; er machte sich in der Vogtei mit den guten Eigenschaften des Beamtentums vertraut, gewöhnte sich an peinliche Genauigkeit, die er zeitlebens in seinen Schriften und Papieren, seiner Kasse und seinen Verpflichtungen festhielt; von Mohr wurde er zudem auf das Studium der Geschichte und der Geographie gewiesen, all das war der große Gewinn seiner Lehrjahre.

Da er sich brauchbar zeigte, gewandt mit Schrift und Wort umgehen konnte und Talent für die Kanzleiarbeiten zeigte, wurde er bald immer mehr als Schreiber verwendet und rückte schon vor seinem 16. Jahre zu kleinen amtlichen Verrichtungen auf, so hatte er z. B. die Nachtzettel für reisende Handwerksbursche auszustellen, Polizeiverhöre abzunehmen und Protokolle zu verfassen; später konnte Mohr sogar seinen Schreiber entlassen und Hebbel mit dessen Geschäften betrauen, ohne daß sich dadurch etwas in der gesellschaftlichen Lage Hebbels gebessert hätte: nach wie vor aß er am Gesindetisch und teilte mit Christoph das Lager, obwohl er Militär- und Lizitationssachen besorgen, auch kleine Amtsreisen unternehmen und bei Feilbietungen amtshandeln mußte. Durch diese Obliegenheiten gewann er Einblicke ins Leben, die einem Dichter von höchster Bedeutung sind, wurde er mit der praktischen Seite der Juristerei vertraut, ehe er ein juridi-

Digitized by Google

sches Studium getrieben hatte; überdies kam er mit verschiedenen Kreisen in Verbindung, was sein Benehmen abschliff und ihm Weltgewandtheit verlieh.

Mohr besaß eine Bibliothek, die Dethlefsens kleinen Bücherschatz an Reichtum und innerem Werte weit übertraf, und gestattete Hebbel die Benutzung, was diesen unendlich förderte, wenngleich er später dieses Verdienst des Kirchspielvogts nur widerwillig gelten ließ. Besonders fand er ein Konversationslexikon vor, aus dem er die vielfachen Lücken seines Wissens ergänzt haben muß und vieles zum erstenmal erfuhr. Anfangs hat sich Hebbel in seiner neuen Umgebung unzweifelhaft sehr wohl gefühlt und seine Stellung Mohr gewiß aufrichtig gedankt; Antje Margarete wird wohl auch stolz gewesen sein, ihren Sohn so versorgt zu wissen. Hebbel konnte manchen Schilling zur Anschaffung von Tee und Torf beisteuern, später sogar seinem Bruder Johann ab und zu durch einen Botengang für das Amt einen Verdienst zuschanzen. Leider sind wir über die acht Jahre, die Hebbel im Hause Mohrs verlebte, nur im allgemeinen unterrichtet, und das ist sehr zu bedauern, weil seine Entwicklung eine ganz ungewöhnlich rasche gewesen sein muß. Es ist nicht zu vergessen, daß er nur eine Volksschule absolvierte, während er sonst ausschließlich auf das eigene Streben angewiesen war; trotzdem zeigt er dann bei seinem ersten litterarischen Auftreten eine Fülle von positiven Kenntnissen, eine Weite des Blicks und eine Tiefe innerlicher, geistiger Verarbeitung, wie sie nicht leicht zu erringen sind. Freilich haften ihm noch sehr lange jene Mängel des Autodidaktentums an, die verraten, wie stark der Zufall bei dem Zuführen des Bildungsstoffes mitwirkte; wenn selbst der reife Dichter, der auf eine lange Reihe von Werken aller Art zurückblickte, noch nicht wußte, was jeder Schüler weiß, daß in der zweiten Pentameterhälfte die Daktylen nicht durch Spondäen ersetzt werden

Digitized by Google

dürfen, und sich deshalb von der Kritik bedeuten lassen mußte, so wirft diese an sich unbedeutende Kleinigkeit ein grelles Streiflicht auf die Verhältnisse und lehrt uns, wie viel mühsamer der einsame Weg des self made man ist, als die wohlgebahnte Straße der Studierenden. Manches blieb ihm ganz oder fast unzugänglich, wie er denn nur einmal den ersten Teil von Goethes ‚Faust' für eine Nacht zum Lesen erhielt.

Andrerseits ist nicht zu leugnen, daß eine solche freiere, mehr der Individualität sich anschmiegende Entwickelung manche Einseitigkeit vermeidet. Hebbel sagte später, er wollte seinen einsamen und allerdings etwas mühseligen Bildungsgang, nun er die Dressieranstalten des Staats aus eigener Anschauung kenne, nicht mit dem gewöhnlichen vertauschen. Der Zwang, sich der Welt unmittelbar gegenüberzustellen und ihr mit eigenen Kräften möglichst viel abzugewinnen, stählt diese Kräfte, nötigt den einzelnen, sich auf sich selbst zu stellen, schärft seine Sinne und verhindert jene Einschnürung der Persönlichkeit, jene Verbildung, gegen die sich gerade geniale Menschen in der Schule oft unter den härtesten Kämpfen stemmen müssen. Die normalen Schuleinrichtungen werden immer nur für den Durchschnitt sorgen können und haben schon genug geleistet, wenn sie sich dem höher begabten Schüler nicht hindernd in den Weg stellen; aber sie erleichtern ihm vieles, was er auf Umwegen nur sehr mühsam zu erringen vermag. Der einsam und selbständig Lernende wird zudem leicht den Wert dieser Kenntnisse nach den Mühen abschätzen, die ihr Erwerben ihm gekostet hat, und dadurch zu ihrer Überschätzung verführt werden, wenn seine Selbstkritik nicht stark ausgeprägt und sein Wissensdurst nicht unstillbar ist. Die Hauptgefahr aber besteht darin, daß er verzagt, mitten auf dem steinigen Wege liegen bleibt und wieder hinabsinkt in die Masse, um mit geknickten Flügeln

Digitized by Google

und gebrochenem Mut auf dem Boden der Alltäglichkeit als Unglücklicher weiterzukriechen, was Hebbel in der „Maria Magdalene“ durch den Mund des Sekretärs ausspricht. Knowledge the wing wherwith we fly to heaven, sagt der englische Dichter. Große Kraft und Gunst der Verhältnisse können den Autodidakten über diese Klippen hinwegtragen, und diese beiden haben Hebbel denn auch nicht gefehlt, so oft sich seine Bahn im tiefsten Elend zu verlieren und schnurstracks ins Verderben zu führen schien.

Von seinen Anfängen wissen wir äußerst wenig; seine Selbstbiographie bricht ab, da er in Dethleffsens Schule tritt, damals war er sechs Jahre; die Zeit bis zur Konfirmation und zum Tode des Vaters wird durch keine Nachricht erhellt, denn seine Notizen zur Biographie hätte nur er selbst sprechen lassen können; auch die ersten zwei Jahre in der Kirchspielvogtei sind dunkel, erst mit dem Jahre 1829 beginnt, schüchtern anfangs, dann immer reicher, eine Quelle zu fließen, die nicht mehr versiegt: seine Poesie. Aus ihr und den Mitteilungen seiner Genossen, die sein erster Biograph verwerten konnte, ohne sie aufzubewahren, seit 1831 auch aus seinen Briefen müssen wir uns ein Bild Hebbels von seinem sechzehnten bis zu seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre zu machen suchen; sein damals begonnenes Tagebuch scheint er später, wie so vieles, in einem Anfall der Verzweiflung an sich selbst vernichtet zu haben.

Als Schreiber in der Kirchspielvogtei bekam Hebbel Gelegenheit, mit den jungen Leuten seines Heimatsortes, die sich in ähnlicher Stellung befanden, Freundschaft zu schließen. Klaus Groth, der selbst aus einem solchen Kreise hervorgegangen war, betonte mir gegenüber, man dürfe sich von dem Leben dieser jungen Leute keine allzu trübe Vorstellung bilden; es herrschte regster Bildungseifer unter

Digitized by Google

ihnen und betätigte sich trotz aller Ungunst der Verhältnisse lebhaft. Eine Reihe tüchtiger Männer ging aus der damaligen Gesellschaft Hebbels hervor. Am nächsten stand ihm ein Genosse seiner Kindheit, Johann Nikolaus Barbeck, Schreiber beim Advokaten Knöld, etwas plump, aber seelensgut und bald eine geduldige Zielscheibe von Hebbels Launen. C. F. Mundt, G. Wacker, Th. Hedde und die beiden Apothekergehilfen Hahn Franz und Heinrich Schacht treten aus der Menge hervor, während die anderen Stoffner, Timm, Struve, Otto, Dr. Lindemann, Schäfer, Thorheyde, Gehlsen, nicht viel mehr als bedeutungslose Namen sind, aber für die Größe des Kreises zeugen. So weit wir wissen, muß Hebbel vielfach der Anführer und Tonangeber während seiner Jünglingsjahre gewesen sein; er hatte auch später das Bedürfnis, andre Persönlichkeiten zu beherrschen oder wie sein Ausdruck lautet: einzuschlucken, und die Gabe, sie dadurch zu bereichern; an Barbeck scheint er diese Kunst zuerst erprobt zu haben.

Bald entwickelte sich eine geschmackvollere Geselligkeit unter diesen jungen Leuten, die sich nicht in Wirtshäusern herumtrieben, sondern bei einzelnen Familien ihre Zusammenkünfte, „Börsen" genannt, hatten, wo sie sich zu Spiel und Tanz, bald auch zu gemeinsamer Lektüre einfanden. Hebbel wanderte mit seinen Genossen in das Haus des imponierenden Holzhändlers Paul Elvers, dessen Söhne mit ihm befreundet waren; Wiebke Elvers, die Tochter, stand ihm besonders nahe, sie war bei den Unterhaltungen seine „Dame", der er huldigte, ein Widmungsblatt vom 2. November 1833 hat sich zufällig erhalten. Auch bei seinem Paten, dem Kaufmann Wiese, dann aber im Hause des hochangesehenen Kirchspielschreibers Voß verkehrte Hebbel; zu Emilie Voß, wie zu ihrer jüngeren Schwester Doris fühlte er sich in inniger Liebe hingezogen, schwärmte aber auch die junge Stieftochter seines Lehrers

Digitized by Google

Clauſſen, Margarete Carſtens, von fern an, und dieſen drei Mädchen begegnen wir in ſeiner Dichtung. Verſe ſcheint er überdies Luiſe Carſtens gewidmet zu haben.

In dieſer ſeiner Jugenddichtung liegt uns nun die Hauptquelle für ſein damaliges inneres Leben offen. Das Verſemachen ſetzte er fort, ohne ſich dabei als Dichter zu fühlen, und geſteht ſelbſt, dies habe bis zu ſeinem 16. Jahre gedauert. Von der Kunſt hatte er den höchſten Begriff, es fiel ihm aber nicht ein, ſeine Reime auf ſie zu beziehen. Erſt jetzt ändert ſich dies plötzlich und ſofort ſucht er, mit ſeinen Gedichten in die Öffentlichkeit zu kommen; nach einem mißlungenen Verſuch in Huſum gelingt es ihm bei Bade und Fiſcher, die in Friedrichſtadt ein beſcheidenes Wochenblatt, den „Ditmarſer und Eiderſtedter Boten“ herausgaben. Dieſe Zeitſchrift bedachte nun Hebbel, ſo lang er in Weſſelburen blieb, mit ſeinen Einſendungen.

An der Spitze ſeiner uns erhaltenen Poeſie ſteht ein kleiner Cyklus, den er 1829 für ſeinen Freund Hedde in Neuenkirchen zu einem Ringreiterfeſt improviſierte. Es ſind die Anſprachen, die Hedde als Anführer halten mußte, aus Eigenem aber nicht zu beſtreiten vermochte. Mit einem heiteren Preiſe des Weins ſetzen ſie ein, dann wird das Ringreiten als Abbild der Welt dargeſtellt und zu einer faſt bittern Satire benutzt, während mit einer gewiſſen Reſignation die Lage des Einſamen, Weltunkundigen ausgemalt wird. Ein flottes Reiterlied ſchließt ſich im Versmaß und in der Eingangsſtrophe ſehr genau an Schillers Reiterlied im „Wallenſtein“ an, hat aber eine andre Tendenz und ſpricht ſchon die Überzeugung aus: „Wer nicht freudig opfert den höchſten Glanz — Nie ſchmücket den würdig des Glückes Kranz!!!“ Wer nicht auf den Preis des Kampfes, den äußern Schein verzichten kann, der verdient das Glück nicht. Auch ſonſt hört man Schillerſche Töne, beſonders aus dem „Lied von der Glocke“, man entnimmt aber aus

Digitized by Google

diesen neben seiner Schreiberarbeit rasch hingeworfenen Knittelreimen, wie weit der Sechzehnjährige schon in der Sicherheit des Ausdrucks gekommen ist.

Unter dem Stern Schillers, besonders der „Elegie an Emma", steht auch das Gedicht, mit dem seine Teilnahme am „Boten" einsetzt: „Sehnsucht. An L." „Kains Klage", ein Monolog des verzweifelnden Brudermörders, noch deutlicher dann „Erinnerung" und „An die Tugend" gemahnen im Stil an Schiller, während „An die Unterdrückten" von Salis-Seewis beeinflußt ist, „Der Quell" auch auf Bürger hinweist, so daß wir die Spuren seiner Jugendlektüre deutlich in seinen Gedichten verfolgen können. Man wird noch an Klopstocks „Messias", an Hölty, an Lessing, an Matthisson erinnert, wenn man die Themen Hebbels und und ihre Ausführung betrachtet. Laura, Minna heißen die Mädchengestalten dieser erfundenen Lyrik. Eine Ballade „Rosa" weist auf das Lieblingsmotiv des Sturms und Drangs, den Kindesmord, hin.

Geläufig sind dem Dichter antike Vorstellungen, sogar weniger bekannte Sagen, wie jene von „Tithons hehrer Geliebten", also der Eos; freilich schleicht sich ein Vers ein: „Siehe, da tritt ihm Jovis, der donnernde, freundlich entgegen." Am selbständigsten erscheint das nicht ganz klare Gedicht „Er und ich" aus dem Jahre 1830, dessen Schluß so überraschend kommt, wie bei Heine, von dem Hebbel wenigstens im Oktober 1831 die „Reisebilder" kannte. Auch als Satiriker trat Hebbel schon 1830 auf, indem er einen unglücklichen Dichterling verspottete, der im „Boten" den Schlaf zum Einschlafen langweilig besungen hatte; dabei nennt sich Hebbel: „Yorik-Sterne-Monarch", Monarch nach seinem Hunde, Yorik-Sterne nach dem englischen Humoristen, dessen „Empfindsame Reise" ihm also auch nicht fremd war. Das im gleichen Jahr erschienene prosaische Nachtgemälde „Holion" verrät uns den Einfluß Jean

Digitized by Google

Pauls, während eine „Romanze“ Gemisch von Volkstümlichkeit und künstlicher Melancholie zeigt.

Der Zufall hat uns eines jener „Manuskripte“ in Aktenfolio erhalten, die Hebbel „zur Überraschung der Nachwelt im Archiv“ bei Mohr versteckte; es dürfte dem Jahre 1830 angehören und enthält allerlei interessante Fragmente. Auf diese unvollendeten Gedichte paßt vortrefflich die Charakteristik Hebbels: „Seitenstücke zum Ideal und das Leben und zu anderen Treibhauspflanzen, die es bei erkünstelter Form doch nie zu Geruch und Geschmack bringen.“ Immer wieder hören wir Schiller heraus, ob er nun anhebt: „Unsterblichkeit! O Lichtgedanke!“ oder „Was suchet ihr Fried' in der Furien Schoß“, oder „Mensch! O hehrer Name“; es sind Variationen von Gedichten wie „Die Worte des Glaubens“, „Die Worte des Wahns“, „Die Freundschaft“, beweisen aber auch die Vertrautheit mit Schillers Abhandlungen. Und doch stoßen wir auf Ansichten, die ein echt Hebbelsches Gepräge haben. Wenn es das eine Mal heißt: „Ganz ein Gott kann keiner werden, Doch kein Teufel wandelt auch auf Erden“, oder „Keiner kann den Adel ganz verlieren“, so ist das ein Vorklang jener Überzeugung, die Hebbel während seiner letzten Krankheit in die Verse kleidete: „Auch noch aus der Hölle Tiefen Führt ein Weg zurück zum Reinen.“ Und wenn 1831 das Motiv vorkommt: „Schön und mild . . Erhebt sich die Wohnung Der jubelnden Seelen, Die strebten auf Erden, Sich Gott zu vermählen“, also jenes Aufwärtsstreben, das gleichsam die Gottheit zwingt, sich dem Strebenden entgegenzuneigen, so steckt darin etwas, das Hebbel immer wieder beschäftigt und am Schlusse seines Daseins zum „Braminen“ begeistert hat.

Die lyrischen Gedichte aus Hebbels 16. und 17. Jahre bilden die Versuche des Werdenden, sich unter dem Drucke seiner Muster zur Selbständigkeit durchzuringen;

Digitized by Google

er folgt den verschiedensten Einflüssen, durchaus solchen, die eine gewisse Pracht der Rhetorik entfalten und sich in ernsten, melancholischen, ja sentimentalen Vorstellungen bewegen. Nur eine Reihe von Sinngedichten, die im Jahre 1831 als „Flocken" und „Einfälle" erschienen, kleine Gedichte etwa in der Art Lessings neben Epigrammen in Distichen nach Schiller, bieten außer ethischen Grundsätzen und Betrachtungen harmlose Witze oder Polemik gegen einzelne sogenannte Dichter aus Dithmarschen, meist mit einem Hinweis auf das, was zu leisten gewesen wäre. Solche Nachbildungen, die sich an fremder Reflexionspoesie begeistern und fremde Themen wiederholen, bedeuten an sich nichts, sind aber für einen jungen Dichter unerläßlich, weil er nur durch eignes Bilden sich von den Mustern freimachen kann. Auch verraten sie schon einen Geist, der auf den Kern dringen will, der auch im Gedicht die Logik nicht vergißt, sich keinen Unsinn zu Schulden kommen läßt — woraus Hebbel damals mit Entsetzen schloß, daß es ihm an Phantasie fehle — und die Tiefe der Form, die innere Notwendigkeit des Gedichtes ahnt. Seine Stoffe wählt er unter dem Zwang seiner Vorbilder, aber er behandelt sie mit künstlerischer Freiheit, klar auf sein Ziel losgehend, ohne sich in Ausmalungen und unnötigen Details zu verlieren. Die Bilder sind charakteristisch, nicht angelesen, sondern angeschaut, kein entbehrlicher Schmuck, sondern eine wirkliche Erhellung des Themas und fügen sich dem Ganzen organisch ein; nur selten ergeht er sich zu sehr im Detail. Noch fehlt es ihm aber an einem Muster, dem er sich ganz hätte gefangen geben müssen, so hoch ihm Schiller stand.

Auch sein erstes Drama, das wir in einem großen Fragmente besitzen, steht im Zeichen Schillers; „Mirandola" muß 1830 verfaßt sein. In den stark lyrisch gefärbten Reden mit ihren hochgespannten, ja überspannten Gefühlen

Digitized by Google

und extremen Stimmungen zeigt sich der Einfluß des Schillerschen Pathos; Flamina schwärmt wie Schillers Amalia, und Mirandola sollte zum Räuber werden, weil ihn die Nächsten täuschen, wie Karl Moor. Die Räuberromantik wurde vermutlich durch Zschokkes „Abällino" verstärkt. Höchst ungebundener Wechsel der Szenerie gemahnt an die Dramen des Sturms und Drangs, an eine nicht vollständig verarbeitete Lektüre Shakespeares; Motive wie im bürgerlichen Trauerspiel des achtzehnten Jahrhunderts, ein Intrigant im Stile der englischen und deutschen Rachetragödien nach dem Muster von Young, eine Dialektrolle mit einem ganz unmöglichen Wienerisch und absichtlicher Karikatur, eine plump eingefädelte Verwickelung mit gefälschten Briefen und geheimen Einflüsterungen, die unklare Zeichnung des Lokalen, die Mischung von italienischen und spanischen Titeln, das mangelhafte Zeitkostüm, alles verrät die Unfertigkeit des Dichters. Das Hereinziehen von Kants kategorischem Imperativ stammt wohl auch nicht aus erster Hand. Und doch steckt schon in dieser Anfängerarbeit ein Stück des echten, des spätern Hebbel! Vor allem das Hauptproblem des Dramas, der Kampf zwischen Freundschaft und Liebe, die Verwüstung, die durch die Leidenschaft in einem reinen Männerherzen angerichtet wird, läßt das Stück ganz deutlich als eine Vorstufe zur „Genoveva" erkennen, d. h. zu der eigenartigen Umbildung, die Hebbel später mit dem alten Stoffe vorgenommen hat; Golo entwickelt sich aus Gomatzina, wenn auch Flamina noch keine Genoveva und Mirandola kein Siegfried ist. Das andere Problem: die Wirkung eines unverschuldeten Unglücks auf ein Individuum, sein dadurch bedingter Übergang zum Verbrechen begegnet nachmals in der „Julia" und in Novellen wie „Matteo", „Die Kuh". Der wirksame Aufbau, die allenthalben aus dem traditionellen Ausdruck hervorleuchtende echt dramatische Diktion, das

Digitized by Google

ernste Ringen um die Sprache und das Streben nach dem notwendig zur Handlung Gehörigen fällt schon in diesem Fragment auf. Am wenigsten gelingen Hebbel, ganz wie dem jungen Schiller, die weiblichen Figuren, und störend berührt der Kontrast zwischen gehobener Rede und plötzlich eintretender nüchterner Prosa. Eine Prognose für die Zukunft ließe sich aus diesem Versuche wohl kaum aufstellen. Schiller hat ihn ganz in Banden.

Am 21. April 1831 schickt Hebbel seinem Freunde Hedde eine leider nur als Fragment erhaltene Romanze, die von einem Meerfräulein erzählt, wie sie am Gestade sitzt und sich schmückt:

> Da trug zu ihr herüber ein Schiff das stille Meer,
> Drin saß ein schöner Jüngling, wie Eichen stolz und hehr.

Das ist kein Schillerscher Klang mehr, vor uns aber steht plötzlich „ein Schloß so hoch und hehr", und aus den Nibelungenstrophen ertönt „Des Sängers Fluch". Darum ist uns der unbedeutende Versuch wichtig, denn er verrät uns eine Wendung in Hebbels Dichten. An die Spitze der Materialien zu seiner Biographie stellt er den Tag, an welchem ihm „Uhland zuerst entgegentrat", und erzählt dann: „Ich las von ihm in einem ‚Odeum' ein Gedicht: ‚Des Sängers Fluch', und war jemals ein Gedicht ein Alp gewesen, der mich erdrückte, so war es dieses. Er führte mich auf einen Gipfel, dessen Höhe ich im ersten Augenblick nur dadurch erkannte, daß mir die Luft zum freien Atmen fehlte." Er schildert seine Abhängigkeit von Schiller, seine Blindheit für die Gedichte Goethes und nun die Wirkung Uhlands, der ihn „in die Tiefe einer Menschenbrust und dadurch in die Tiefen der Natur" hineinführte, nichts verschmähte als die Reflexion, die Hebbel bisher für das Höchste gehalten hatte; er sah, wie Uhland „ein geistiges Band zwischen sich und allen Dingen aufzufinden wußte, wie er, entfernt von aller Willkür und aller Vor-

Digitized by Google

aussetzung ... alles, selbst das Wunderbare und das Mystische, auf das Einfach-Menschliche zurückzuführen verstand, wie jedes seiner Gedichte einen eigentümlichen Lebenspunkt hatte und dennoch nur durch den Rückblick auf die Totalität des Dichters vollkommen zu verstehen und aufzunehmen war". Indem er sich Rechenschaft über den Eindruck zu geben suchte, gewann er nach einer finsteren, verzweiflungsvollen Periode das erste Resultat, „daß der Dichter nicht in die Natur hinein, sondern aus ihr heraus dichten müsse"; er glaubt, das Ziel früher erreicht, als erkannt zu haben, und schließt dieses Geständnis mit der Erfahrung: „daß jeder tüchtige Mensch in einem großen Mann untergehen muß, wenn er jemals zur Selbst-Erkenntnis und zum sichern Gebrauch seiner Kräfte gelangen will; ein Prophet tauft den zweiten, und wem diese Feuertaufe das Haar sengt, der war nicht berufen!"

Die Wandlung vollzog sich natürlich nicht plötzlich, Hebbel selbst spricht von einem „sehr langen Weg", der nur allmählich zur Klarheit führte. Aber auch im „Boten" trat er schon am 28. Juli 1831 mit dem Versuch in der Romanze „Der Zauberer" auf und ließ bald eine Geisterballade „Der Ring" folgen, die von Uhland nicht bloß den Titel hat. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Hebbels entscheidendes Bekanntwerden mit Uhland in den Winter 1830 auf 1831 fällt; 1829 hatte A. C. Cosmar in Berlin ein „Odeum" herausgegeben, das im ersten Band als einziges Gedicht von Uhland „Des Sängers Fluch" enthält; Hebbel muß sich also nach dieser ersten Bekanntschaft Uhlands Sammlung verschafft haben, denn aus dieser einzigen Probe konnte er unmöglich alles folgern, was er von dieser Dichtweise sagt. Es stammen aus dem Jahre 1831 einige Gedichtchen, die sich von den bisherigen Produktionen Hebbels sehr stark unterscheiden: „Mein

Digitized by Google

Vorsatz", „Die Perle", „Dichterlos" und „Mein Glück", aber nicht mehr Romanzen sind; in ihnen ist die Stimmung, ist der Ausdruck neu. Der Dichter spricht sich selbst Mut zu, da er verzagen will unter äußerem Druck, und er spricht nun kurz, tatsächlich, ohne das frühere Pathos und die weitausholende Rhetorik; er setzt einen einfach-menschlichen Vorgang in Parallele mit seiner innern Welt, schlingt ein geistiges Band zwischen den Dingen und sich, das ist eine Errungenschaft aus Uhlands Schule. Hebbel verrät aber auch eine größere Selbständigkeit als früher, nur ganz selten geht der Anschluß an Uhland bis zu wörtlicher Übereinstimmung oder zur Wiederholung des Motivs, weil er eben durch Uhland lernte, daß jedes Gedicht einen eigentümlichen Lebenspunkt haben und doch nur durch den Rückblick auf die Totalität des Dichters vollkommen zu verstehen und aufzunehmen sein solle. Uhland leitet ihn aus den Regionen einer blassen Allgemeinheit auf den realen Boden, lehrt ihn, das Poetische nicht zu suchen, wo er es bisher mit Schiller vermutet hatte: in den philosophischen Betrachtungen rein metaphysischer Themen, sondern hienieden, in der einzelnen Erscheinung, die aber, als Abbild des Unendlichen, notwendig, gesetzmäßig, symbolisch veranschaulicht werden müsse. Wie früher Paul Gerhard, so öffnete ihm jetzt Uhland die Augen, und es ist wohl kein Zufall, daß Hebbel sofort seinen Blick über die Grenzen Dithmarschens richtete und seine Gedichte nicht mehr bloß nach Friedrichstadt für den „Boten", sondern nach Hamburg schickte.

Noch etwas kam hinzu: wohl 1830 auf 1831 dürfte die Schauspielgesellschaft der Witwe Schulz in Wesselburen Vorstellungen gegeben haben, wodurch Hebbels Sehnsucht nach der Bühne rege wurde. Hedwig Schulz, die noch nicht konfirmierte Tochter der Direktorin, bezauberte ihn so, daß er noch später (1837) das Gedicht „An Hedwig"

Digitized by Google

in Erinnerung an das holde Mädchen verfaßte; er gedenkt ihrer lieblichen Frühlingserscheinung, ihres Scheidens, das ihm doch keinen leidenschaftlichen Schmerz bereitete, und gesteht, bei ihrem Anblick sei ihm gewesen, als hab' er zum Himmel aufgeschaut. Durch dieses Theaterunternehmen kam auch ein neuer Zug in Hebbels Leben, er schloß sich den Schauspielern an, einer von ihnen, Linhart, schreibt noch ein Jahr später einen zufällig erhaltenen Brief, aus dem hervorgeht, wie hoch er Hebbel schätzte und wie nah er mit ihm bekannt war; er gedenkt auch der Absicht Hebbels, an Lebrun, den bekannten Hamburger Theaterdirektor, zu schreiben. Die Berührung mit der Bühne brachte den Schreiber des Kirchspielvogts sofort auf den Gedanken, sich dem Theater als Schauspieler zu widmen und Lebrun um ein Urteil über seine Begabung zu bitten. Am 22. Juli 1831 teilt er Hedde mit: „In 8—14 Tagen werde ich nach Hamburg kommen. Wenn es Dir möglich ist, so reise mit"; es solle sich entscheiden: „Ob ich ein Schauspieler oder ein Dichter werde?" Lebrun soll ihm jede Hoffnung auf die Bühne zerstört haben, ohne ihn jedoch völlig zu überzeugen; aber Hebbel hatte Hamburg gesehen und war wohl schon mit der Schriftstellerin Amalie Schoppe, geb. Weise, persönlich bekannt geworden, die bald für sein Leben so wichtig werden sollte. Der Erfolg seiner ersten Hamburger Reise war vorerst freilich nur ein — großer Aderlaß für seine Geldbörse, worüber er noch im Dezember 1831 klagt.

Der Theaterteufel ließ ihn nicht so schnell los; im Herbst 1831 begründete er mit Schacht, Mundt, Barbeck, Gehlsen und dem Schauspieler Schmidt ein Liebhabertheater, das hauptsächlich die einaktigen Stücke von Theodor Körner und Kotzebue aufführte, sich aber auch an Größeres wagte, sogar, wie es scheint, an Shakespeares Hamlet. Lange dauerte die Herrlichkeit übrigens nicht,

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

denn am 14. Februar 1832 war das Dilettantentheater schon verschwunden. Für Hebbel aber trug das Unternehmen nicht nur in der Zukunft Früchte, im Winter 1831 auf 1832 dichtete er seine kurze Tragödie „Der Vatermord". Dieses „dramatische Nachtgemälde" zeigt eine Konzentration, die eigentlich nicht mehr weiter getrieben werden kann und doch ihre Wirkung nicht verfehlt. Sie läßt uns mit ihrer Hetzjagd von Handlung nicht zu Atem kommen, beleuchtet grell eine entsetzliche Situation und gibt uns auf engstem Raum ein Bild aus dem Leben, graß, mitleidlos, beklemmend, aber anschaulich. Wir werden an die Schicksalstragödien erinnert, ohne daß deren Spukapparat vorkäme; begleitende Musik sollte nach Hebbels Absicht die Wirkung verstärken, wie er denn auch szenische Effekte verwertet und darin seine Theatererfahrungen bekundet. Schlag folgt auf Schlag, eine Szene trostloser als die andre: der Sohn tötet in einem Wahnsinnsanfall seinen ihm unbekannten Vater, der ihn am Selbstmord hindert; die Mutter erkennt in dem Getöteten ihren lange herbeigesehnten Geliebten und Verführer, da verzweifelt der Sohn und erschießt sich, deshalb stürzt sich die Mutter in den Waldstrom, der Pater, der die Leichen findet, schließt mit den Worten: „Gott, Gott, ich bete dich an im Staube, aber mein Auge ist zu schwach, dem Faden deiner Weisheit zu folgen, um den gute und böse Taten der Menschen sich reihen, wie Perlen aus Blutstropfen. Dies eine fühl' ich: stolz und frei, wie der Adler, fliegt der Mensch auf zum Urquell des Lichts, wehe ihm aber, wenn er seinen Flug wendet vom Rechten. Und sei es nur für einen Augenblick — die Vergeltung steht, ein starker Schütze, von fern und sendet, wann es ihr gefällt, den Pfeil, welcher nimmer fehlt und für die Ewigkeit verwundet!" Wie sich Unglück und Schuld verquicken, das hat Hebbel schon in diesem Jugendversuch dargestellt

Digitized by Google

und er braucht auch eine Wendung, die an seine reiferen Schöpfungen gemahnt; Fernando ruft: „es ist ja nicht mein Vater, es ist ja mein Henker, der mich im Mutterleibe gebrandmarkt hat, ehe denn ich geworden war — es ist ja nicht mein Vater, es ist der Verführer meiner Mutter.“ Später beschwört er seine Mutter Isabelle: „Mutter, du vergibst ihm? — Mutter, ich werde zum Vatermörder, wenn du ihm vergibst — Mutter, Mutter fluch' ihm, fluch' ihm nur einmal, — Mutter — laß mich nur nicht hören, daß du ihm vergibst.“ Der Zufall greift scheinbar ein und bringt alles ins Rollen, aber dieser Zufall ist nur das Symbol einer innern Notwendigkeit, und eines folgt dann unerbittlich dem andern. So wird alles, selbst das Wunderbare und Mystische, auf das Einfach-Menschliche zurückgeführt, so bleibt Hebbel bei dem stehen, was er zu beobachten imstande war und für die Poesie nur steigern mußte. „Der Vatermord“ erhebt sich über „Mirandola“, wie Hebbels damalige Gedichte über seine früheren.

Noch auf einem Gebiete läßt sich ein ähnlicher Prozeß beobachten, auf epischem nämlich. Im November 1830 brachte der „Bote“ den ersten novellistischen Versuch Hebbels: „Holion, ein Nachtgemälde“, einen phantastischen Traum mit prosaischer Auflösung, der vom Menschenleben und seiner furchtbaren Nichtigkeit erzählt. Der gezwungene, künstlich gesteigerte Ton einer halb rhythmischen Prosa, die gehäuften, einer Vertiefung entbehrenden Wiederholungen, die verblasene Phantastik der Vorstellungen ist vielleicht durch Nachzügler der Idyllendichtung angeregt, wie sie in Zeitschriften und Almanachen üppig weiter gedieh. Ganz pessimistisch erscheint die Lebensauffassung; ein Sekunden währender Tanz: das Menschenleben; aus nichts entstehend, um nichts kämpfend und zu nichts zurückkehrend: das Menschengeschlecht, also Klagen, wie sie

Digitized by Google

Edward Young in seinen Night thoughts erhob und nach ihm so viele andre. Das ist bei Hebbel doch kaum mehr als litterarische Tradition, nicht Lebensresultat, wir wissen nicht, ob er damals schon seine Geliebte Doris Voß verloren hatte; also auch hier nur die Ausbildung seiner dichterischen Kraft nach einer bestimmten Seite hin. Er steckt noch ganz in seiner „weitschweifigen" Periode. Fast genau ein Jahr später erschien „Der Brudermord", und wieder sehen wir das Verhältnis wie zwischen „Mirandola" und „Der Vatermord": von zerfließender Breite schreitet Hebbel zu fast beängstigender Verdichtung vor. Die Gräueltaten rücken unmittelbar zusammen, während nur der Zufall zu walten scheint; wieder zum Schlusse drei Tote, und das Ende bleibt rätselhaft, weil kein Zeuge das Schreckliche miterlebte. Ähnlich wie viel später in der Novelle „Die Kuh" hat Hebbel schon hier die Ereignisse gruppiert, nur fehlt noch jene zwingende Konsequenz, die dann so bedrückend wirkt, jene furchtbare Objektivität, die mit scheinbarer Teilnahmlosigkeit auch das Entsetzlichste berichtet. „Der Brudermord" klingt in den Worten aus: „Weine, Leser, und setze hinzu: Ruhe ihrer Asche!" Mitleid, nicht wie in der „Kuh" Erschütterung, soll das Resultat sein.

Wieder einen Schritt weiter führt uns Hebbels erster „Versuch in der Novelle", die 1832 erschienene Künstlergeschichte „Der Maler", und verrät ganz deutlich, daß der Dichter inzwischen mit Wilhelm Hauff und besonders mit E. T. A. Hoffmann bekannt geworden ist. Einzelne Motive und Figuren der „Serapionsbrüder", selbst die Lieblingsidee Hoffmanns, daß der Künstler sein Ideal nicht erlangen dürfe, wenn er sich zur wahren Künstlerschaft erheben soll, kehren wieder, und Hebbel gesteht ausdrücklich, daß Hoffmann zu seinen Jugendbekannten gehörte: „ich erinnere mich sehr wohl, daß ich von ihm zuerst auf das Leben, als die einzige Quelle echter Poesie, hingewiesen wurde". Hoff-

Digitized by Google

mann hat also die Wendung gefördert, die schon durch Uhland in Hebbel hervorgerufen wurde. C. W. Contessa und Tieck halfen mit. Hebbel erzählt einfach, weniger phantastisch als Hoffmann, gibt aber eine hübsche Talentprobe. Selbständiger erscheint er in seiner vierten Erzählung, die gleichfalls 1832 entstand und 1833 erschien, „Die Räuberbraut"; allerdings fühlen wir noch die Muster, Hoffmanns „Ignaz Denner", Contessas „Todesengel", Schillers „Räuber", Zschokkes „Abällino", Vulpius' „Rinaldo Rinaldini" heraus, aber der tragische Konflikt im Herzen des Helden Gustav ist Hebbels Eigentum; noch schwankt er im Ton, doch hat er an Sicherheit gewonnen; er darf es wagen, weiter auszuholen, ohne in Weitschweifigkeit zu verfallen. Der Fortschritt ist nicht zu verkennen.

Am stärksten und sinnfälligsten freilich zeigt sich Hebbels Entwickelung in der Lyrik. Bald nach seinem Bekanntwerden mit Uhland begann er Sagen seiner Heimat zu verarbeiten, ja er dachte daran, sie zu sammeln, und erließ sogar einen Aufruf in dieser Richtung. Die Muster seiner Lyrik lassen sich nun nicht mehr durch einzelne Vorstellungen, Ausdrücke und Wendungen feststellen, weil er zu einem wirklich eigenen Aussprechen seines Innern oder zu einer symbolisierenden Umbildung seines Lebens gelangt. In Uhlands Geist schafft er Balladen und Romanzen, unter denen „Die Kindesmörderin", zumal im Hinblick auf „Rosa", mit „Vatermord" und „Brudermord" zusammengestellt werden kann; er dichtet Lieder, Sonette, Bilder, wobei man sagen kann, daß er sich nicht mehr an Uhland anlehnt, sondern sich ihm anschließt. Großer Reichtum an Tönen und Stoffen zeichnet ihn aus, weil er sich nicht mehr wie in seiner „Schillernden" Epoche damit begnügt, allgemeine Themen zu behandeln, sondern das Besondere, das Erlebte oder wenigstens innerlich Durchlebte gestaltet; auch dort, wo er in Gedichten wie „Der Mensch"

Digitized by Google

oder „Proteus“ von einem Gedankenproblem ausgeht, spricht er seine Weltanschauung aus, also eine Überzeugung, etwas in ihm Fertiggewordenes, und bewältigt so notwendig einen seelischen Vorgang. Sein Naturpantheismus erinnert an die Romantik, vor allem an Schelling, ohne daß er die Philosophen schon gekannt hätte. Nun gelingen ihm kleine lyrische Kunstwerke gleich „Die Jungfrau“, „Nachruf“, „Nachts“, „Süße Täuschung“, „Das Kind“; er vermag es schon, die Personen im Gespräch lebendig werden zu lassen („Frage und Antwort“, „Gretchen“), durch ein charakteristisches Wort, eine bezeichnende Handlung eine Gestalt fast dramatisch rund vor unsere Augen zu stellen; er kann die leblosen Dinge beseelen („Das alte Haus“), dabei aber bescheiden seine Dichtung nur als ein Versprechen für die Zukunft („Entschuldigung“) bezeichnen. Und merkwürdig, gerade die besten Gedichte, die sich bei ihm auch noch später behaupteten, behielt er in seinem Pult als seine eigensten Schätze, wohl in der „Keuschheit des Mannes“, seine Seele nackt zu zeigen. Sie waren ein Stück seines eigenen Ichs.

Hebbel war allmählich ein andrer geworden. Seine Stellung als Schreiber bei Mohr begann ihn zu drücken, er wollte sich befreien und weiterstreben. Der Zusammenbruch des Dilettantentheaters scheint ihm gezeigt zu haben, daß es mit der Schauspielerei nicht gehe; vielleicht aber ließ sich doch noch das ersehnte Studium erreichen! Deshalb begann er im Mai 1832 bei seinem Freunde Schacht, dem Apothekergehilfen, Latein zu lernen, doch zog Schacht nicht lange darnach fort, um in Kopenhagen Medizin zu studieren. Am 9. August 1832 schrieb Hebbel seine Lage dem verehrten Dichter Ludwig Uhland; wir besitzen nur dessen gütige und verständige Antwort, die zur Geduld mahnt, Hilfe durch eine Anstellung nicht versprechen kann, aber aus den übersandten Gedichten

Digitized by Google

folgert, daß Hebbel auch in seinem jetzigen engeren Kreise Geist und Gemüt auszubilden vermochte, darum innerlich fortarbeiten solle, bis sich ihm auch äußerlich etwas Sicheres biete. Nicht viel anders ging es Hebbel bei Oehlenschläger, an den er sich durch Schacht wandte. Mohr, unter dessen Augen Hebbel sich abquälte, tat gar nichts für seinen Schreiber, ja er mutete ihm noch 1833 zu, mit dem vom Fleckfieber befallenen Christoph das Bett zu teilen, und hielt ihn nach wie vor gesellschaftlich als Dienstboten, worauf Hebbel das „Unglück seines Lebens" zurückführte. Die verschiedensten „Emanzipationsversuche" schlugen dem jungen Dichter fehl, die „Rettung" sollte von ganz andrer Seite kommen.

Schon Ende 1831 hatte er Proben seines Schaffens an Amalia Schoppe, geb. Weise, geschickt, die in Hamburg die „Neuen Pariser Modeblätter" herausgab und Gedichte, bald auch anderes von ihm aufnahm. Er muß auch ihr dann seine Verhältnisse dargelegt haben, denen sie ihren innigen Anteil nicht versagte. Sie begnügte sich keineswegs mit dem bloßen Mitleid, sondern beschloß, etwas für Hebbel zu tun. In der Silvesternacht 1832 hatte sie ihren ältesten Sohn Karl Adalbert verloren, der noch nicht neunzehn Jahre zählte; sie übertrug nun einen Teil der hier gleichsam freigewordenen Muttergefühle auf den ungefähr gleichaltrigen Hebbel und tröstete ihn bald im Briefkasten: „Freund H's Brief aus W. ist da. Er kann sich überzeugt halten, daß hier Alles aufgeboten wird, Seinen Wünschen Erfüllung zu bringen. Die Freunde sind nicht untätig." Freilich ging es nur sehr langsam, die Pläne ließen sich nicht realisieren; einmal wollte sie ihm eine Stelle in einem Hamburger Lotteriegeschäfte, das mit einer Papierhandlung verbunden war und ihm genügend Zeit zu eigener Weiterbildung lassen sollte, verschaffen; dann empfahl sie ihn dem Besitzer der „Wöchentlichen

Digitized by Google

und gemeinnützigen Nachrichten", A. Hartmeyer, der sich von Hebbel Auskunft über Lebenslauf, Bildungsweg, Ansichten ꝛc. erbat, aber nichts für ihn tat. Dieses fortwährende Hoffen und der Kampf mit den Wesselburener Verhältnissen ermatteten Hebbel so, daß er gestand, noch ein Jahr, und seine Kraft sei gebrochen; von Hamburg werde er mit Versprechungen gefüttert, die bei ihm nicht besser anschlügen als bei Hamlet, er habe schon einmal hinfahren wollen, es sei aber nicht gegangen. Auf gut Glück mit 100 *Mk* Geld in der Tasche wollte er sogar Schacht nach Kopenhagen folgen.

Endlich im Juli 1834 schrieb ihm Amalia Schoppe, sein Gedicht „Die Schlacht von Hemmingstedt", in dem er 1833 jenen siegreichen, sagenumrankten Kampf der 300 Dithmarschen unter Anführung Wulf Isenbrants und der geheimnisvollen Jungfrau von Hohenwörder über 5000 Dänen und Holsten, worunter die berüchtigte Schwarze Garde mit ihrem Junker Schlenz, in Nibelungenstrophen wirksam behandelte, habe ihm Freunde erworben; der Mann einer ihrer früheren Schülerinnen, Bürgermeister Möller, ein Fahmeraner, sei durch Konsul Lexow und dieser durch ihren Justizrat Albrecht auf ihn aufmerksam geworden, man wolle zusammentreten und für ihn tun, was ihn glücklich machen werde: „Sie sollen studieren! . . Ich bin fast außer mir vor Freude! Dies ist radikale Hilfe, alles andere wäre Stückwerk gewesen." Es stellte sich dann heraus, daß man eine Summe aufbringen wolle, damit sich Hebbel in Hamburg für ein Brotstudium vorbereite. Lassen wir ihn selbst sprechen: „Das Fräulein Jenisch wolle 100 Taler hergeben . . . . und außerdem stünden noch ein paar Beiträge aus Tönning, sowie aus Hamburg zu erwarten." Wir begreifen, daß Kirchspielvogt Mohr den Kopf schüttelte und bemerkte: es gehört zum Studieren viel, sehr viel, und das Fräulein Jenisch verheiratet

Digitized by Google

sich; sie würde bald Gräfin Rhedern und Mohr bezweifelte daher, daß sie weitere Opfer bringen werde. Die gütige Schoppe war aber unermüdlich, sie wußte Wohltäter zu finden, die Hebbel Freitische gewähren wollten, andere, die kleinere Beträge hergaben — der jugendliche Dichter Wilhelm Hocker, auch ein Mitarbeiter der „Neuen Pariser Modenblätter", z. B. 10 Taler — und auf dieser Grundlage entschloß sich Hebbel ohne Zögern, das ihm gebotene „Handgeld des Glücks" anzunehmen, auf seine Wesselburner Stelle zu verzichten und nach Hamburg zu ziehen. Man erkennt daraus, daß er nicht übertreibt, wenn er sich einen „Sterbenden" nannte, der in die Luft greift und nach Spinnwebsfäden hascht, um sich daran zu halten. „Aber es kam mir vor, als wenn der Aktenstaub in mir einen Dichter erstickte, und da es unbezweifelbar ein Unglück ist, wenn der Mensch seine höchsten Kräfte zum Dünger der niedrigen hergeben muß, so hatte ich ein Recht, mich unglücklich zu fühlen," so schien er die Pflicht zu haben, dem Rufe zu folgen. „Wirf weg, damit Du nicht verlierst!"

Es waren zusammengekommen: von Frl. Jenisch 300 ℳ, von Hocker 30 ℳ, von Möller 90 ℳ, Amalia Schoppe fügte aus Eigenem 30 ℳ hinzu, im ganzen also 450 ℳ oder 150 Taler. Das Gebäude seiner Zukunft ruhte demnach auf einem gar unsicheren Grund! Für diese Aussichten gab er eine kleine, aber bürgerlich gesicherte Stellung auf, die ihm bei seiner ausgezeichneten Pflichterfüllung, dem allgemeinen Vertrauen in öffentlichen Geschäften und der Aufmerksamkeit, die er „noch ganz in der letzten Zeit durch einen — übrigens unbekannten — publizistischen Aufsatz erregte", eine ehrenvolle Existenz für die Zukunft verhieß. Aber den Künstler in sich wollte er retten, „die geistige, vornehmlich die dichterische Entwickelung" war in Dithmarschen unmöglich zu erreichen,

Digitized by Google

darum beschloß er, sein Vaterland zu verlassen und das Glück zu suchen. Im Rückblick auf seine Jugendzeit schrieb er später (1852):

„Ich hatte . . früh Gelegenheit, in die Mannigfaltigkeiten des menschlichen Tun und Treibens belehrende Blicke zu werfen. Natürlich wußte ich das damals nicht zu schätzen und begriff nicht, wie es jemals vorteilhafte Folgen für mich haben könne; ich fühlte mich im höchsten Grade unglücklich, weil ich nach höherer Ausbildung dürstete . . . . Aber eine solche Abgeschlossenheit von der ganzen Welt hat, so schwer sie auch zu ertragen ist, nichtsdestoweniger auch ihre Vorteile . . . . Es schadet an und für sich gar nichts, wenn die Säfte in der Wurzel ziemlich lange zurückgehalten werden; das gibt hinterher nur einen um so kräftigeren Schuß . . . . Ich habe seit meinem 22sten Jahre, wo ich den gelehrten Weg einschlug und alle bis dahin versäumten Stationen nachholte, nicht eine einzige wirklich neue Idee gewonnen; alles, was ich schon mehr oder weniger dunkel ahnte, ist in mir nur weiter entwickelt und links und rechts bestätigt oder bestritten worden . . . . Ich bin der Meinung, daß nichts den ursprünglichen Kern, den man mir zugesteht, so zusammengehalten hat, als jene Einsamkeit, weiß es aber freilich auch zu würdigen, daß sie zur rechten Zeit ein Ende nahm, und daß es mir vergönnt ward, den Inhalt der Welt in mich aufzunehmen, als der individuelle Mensch in mir seine feste, unzerstörbare Form ein für alle Mal gewonnen hatte."

Er war in den letzten Jahren ungemein rasch gewachsen, das beweist die sich vor unsern Augen vollziehende Entwickelung seiner Poesie; aber es ist die Frage, ob das so weiter gegangen wäre, ob nach dem Kampf mit der Misere des Daseins soviel Kraftüberschuß geblieben wäre, als zum Dichten gehört, wenn die Wesselburner Enge noch lange gedauert hätte. Jetzt konnte er wohl wünschen, wie die Wolken in Einem Blitze zu verspritzen, was an Kraft und Mut in ihm lag, aber so viel sah er, daß nur der frommen Seele des Dichters von der Natur „ein volles Empfinden der Welt" gegeben ward, und er daher wünschen mußte, den Dichter in sich zu entwickeln. Zudem hatte der Kirchspielvogt nicht bloß seinen Stolz erniedrigt, sondern, wie Hebbel noch 1854 mit unverhohlener Wut

Digitized by Google

berichtet, seine Mannesehre durch einen Heiratsvorschlag aufs tiefste verletzt, so daß er sich hinaussehnen mußte. Die schmale Pforte zur Welt ward ihm aufgetan, er zögerte nicht, in ein neues Leben zu treten, mochte die Aussicht auch noch so verhüllt sein.

Vom damaligen Hebbel entwarf Klaus Groth, der ihn kurz vor dem Scheiden aus Wesselburen sah, folgende Schilderung: „Er war schlank gebaut, doch fleischig, beinahe üppig, mädchenhaft, eine große, bewegliche Gestalt mit blauen Augen, blondem Haar. So war auch seine Stimme weich und biegsam, wie seine Bewegungen." Tüchtig ausgerüstet, das war er, nicht mit gelehrtem Wissen, trotz immerhin ansehnlicher Kenntnisse, aber mit einer selbständigen Weltanschauung, einer starken inneren Energie und einem zähen Willen; die höchste Idee von der Kunst und der Aufgabe des Künstlers lebte in ihm, etwas Hehres, Heiliges, Göttliches sah er in der Kunst. Sie rief ihn, er hatte mit ihr gerungen, nun ergab er sich ihr, und wenn er auch das Kreuz noch länger schleppen sollte! „Mut gefaßt, es wird nun Alles zum Allerbesten gehen," hatte ihm die Hamburger Gönnerin zugerufen, es klang wohl in seinem Herzen nach.

Zu Beginn des Jahres 1835 scheint Hebbel, um seine Übersiedlung vorzubereiten, in Hamburg gewesen zu sein, dann kehrte er noch einmal in seinen Geburtsort zurück. Die Freunde Wacker, Hedde und Barbeck gaben ihm das Geleit bis Heide, wo sie noch in Wildes Gasthof gemeinsam aßen. Allein zog er weiter in die — Welt.

Von Sonnabend, den 14. Februar 1835, datierte Hebbel seine Hedschra!

Digitized by Google

2

Bei den Freitischen

Gang zur Hinrichtung meines inneren Menschen.

Aus dem kleinen, stillen Marktflecken Wesselburen war der zweiundzwanzigjährige Dichter in das große Hamburg versetzt, aber der Schreiber der Kirchspielvogtei mußte sich dabei in einen Schüler verwandeln, den Platz eines ländlichen Polizeibeamten mit der Schulbank vertauschen, vom Gesindetisch ging's zu den Freitischen! Dort durfte er für eigene Leistung den Lohn erwarten, jetzt galt es Gnaden annehmen. Zwei Jahre der Vorbereitung für die Universität sollten ihm gegönnt sein, dann sollten die eigentlichen Studien beginnen, natürlich die juridischen, denn zur Philosophie mangelten ihm die Sprachkenntnisse, an deren Erwerb er nicht mehr denken konnte. Auch kam es gar nicht auf seine Wünsche an, über ihm waltete nun eine menschlich verkörperte Vorsehung.

Seine Befreiung hatte er „der Doktorin" zu danken. Amalia Schoppe, geb. Weise war's, die ihm bisher den Weg bereitete, sie wollte mütterlich weiter für ihn sorgen. Ihre Natur gehörte nicht zu den gewöhnlichen. Am 9. Oktober 1791 zu Burg auf Fehmarn geboren, stand sie damals im 44. Lebensjahr, blickte jedoch auf ein abwechslungsreiches Dasein zurück und konnte sich einer wenigstens sehr ausgedehnten litterarischen Produktion rühmen. Unter

Digitized by Google

den novellistischen Skizzen „Erinnerungen aus meinem Leben, in kleinen Bildern“ (Altona 1838) ist die eine, „Clementine“, geradezu Selbstbiographie; wenn auch ohne Zahlenangaben erzählt sie die Geschicke der Frau bis zum Jahre 1838 und gewährt uns einen Einblick in das Seelenleben des „weiblichen Jean-Jacques“, wie sie sich selbst nennt. Frühreif, von einem sehr jungen, begabten Vater, einem Arzt, der mit 21 Jahren geheiratet hatte, privat erzogen, lernte sie mit drei Jahren lesen und vor dem sechsten schreiben; sie zeichnete mit Geschick, war ein wildes Mädel mit knabenhaften Neigungen. Der Vater verunglückte durch einen Sturz auf dem Eise und starb, erst 29jährig; seine letzten Worte zu Amalia sollen gelautet haben: „Werde gut!“ Nun mußte sie die Schule besuchen, fand sich aber nach dem freien Unterricht des Vaters in dieser Gebundenheit nicht zurecht, kam zu einem reichen Ehepaare, dann mit acht Jahren zu einem entfernten Verwandten, dem Franzosen L. in Hamburg, wo sie gründlich Französisch lernte und in ihrer Einsamkeit und Abgeschlossenheit zur Poesie ihre Zuflucht nahm. Da ihr nur wenig Papierschnitzel zur Verfügung standen, gewöhnte sie sich daran, alles zuerst im Kopf auszuarbeiten und dann erst aufzuschreiben. Da sie 11½ Jahre geworden war, nahm ihre Mutter bei einem reichen Hamburger Kaufmann B. eine Stelle als Verweserin seines Haushaltes an und heiratete ihn bald darauf, so daß sie für die Erziehung Amalias besser zu sorgen vermochte; diese sah aber in der zweiten Heirat ihrer Mutter einen Verrat an dem heißgeliebten Vater und nannte den Stiefvater immer nur: Herr B. Trotzdem wurde für ihren gründlichen Unterricht mehr geleistet, als damals allgemein üblich war. Sie trieb Malerei, lernte Französisch so, daß sie sogar Verse in dieser Sprache machte, las viel, besonders Schiller, die Romantiker, doch auch Homer, Tasso, Calderon und, in

Digitized by Google

Eschenburgs Übersetzung, Shakespeare, versenkte sich in alte Chroniken und verstand die Zeit tüchtig auszunutzen, so daß der Frühaufsteherin jede Arbeit leicht fiel. Als sie vierzehn Jahre zählte, wurde sie mit Friedrich Schoppe bekannt, einem blühenden, sehr hübschen, nur etwas schüchternen und linkischen Burschen von noch nicht 18 Jahren; er verstand es, sich bei ihr einzuschmeicheln, sie fühlte zwar nicht Liebe, aber Mitleid mit ihm. Nun sollte sie Medizinerin werden, gab dieses Studium jedoch auf, weil sie „kein Zwitterwesen, das nicht Mann noch Weib sei," werden wollte. Mehr aus Furcht als aus Liebe verlobte sie sich heimlich mit Schoppe, der noch studierte. Da trat in den Verhältnissen ihres Stiefvaters eine Katastrophe ein, er verlor den größten Teil seines Vermögens, und das machte Friedrich Schoppe Mut, mit seiner Werbung offen hervorzutreten. Gerührt durch diesen Schritt, voll Achtung und Dankbarkeit wurde Amalia seine Braut. Etwas über 15 Jahre alt, nahm sie eine Stelle als Erzieherin an und lernte hier Veit, Rosa Maria, Varnhagen, Justinus Kerner, Chamisso und Assing kennen, aber wegen ihrer Gesundheit — sie spie Blut — mußte sie die Stellung aufgeben, bekam später einen neuen Posten in Itzehoe, von wo sie ihr Verlobter nach Hamburg zurückberief. Mit der Liebe zu einem andern im Herzen, ward sie 1811 Schoppes Frau; sie gebar drei Söhne, den „sinnigen" Karl, den sie kurz vor ihrem Zusammentreffen mit Hebbel verlor, den „schelmischen" Julius, der ihr nachmals trotz seiner Talente so viel Sorge und Schande machte, und Alphons. Die Ehe gestaltete sich sehr traurig; Schoppe gab sich Verirrungen hin, die sie ertragen mußte, weil sie unfreiwillig selbst daran schuld war, doch starb er 1829; da leitete die Witwe eine Erziehungsanstalt und war eine der fruchtbarsten Schriftstellerinnen ihrer Zeit. In dem Zeitraum von vierzehn Jahren hat sie 118 Bände schreiben und zum

Digitized by Google

Druck befördern können, ohne dabei Lektüre und weitere Ausbildung, sowie einen ausgedehnten Briefwechsel zu versäumen, auch in den Zeitschriften und Almanachen, von denen sie einige selbst leitete, war sie eine fleißige Mitarbeiterin, mindestens 150 Bände dürfte sie insgesamt veröffentlicht haben. Sie zog später 1842 nach Jena, 1851 nach Nordamerika, wo sie am 25. September 1858 zu Schenektady bei New-York starb.

Lebhaft, ganz der Stimmung hingegeben, unruhig, leicht aufflammend und leidenschaftlich, reich an Kenntnissen, voll Phantasie, fähig, rasch aus dem Leben, der Lektüre, dem Gespräch ein Motiv herauszugreifen und mit Geschick, aber ohne die unerläßliche Zucht des wirklichen Künstlers zu gestalten, so daß die Ausführung nur bis zu einem gewissen Punkte gelingt, um dann nicht konsequent festgehalten und schließlich meist mehr abgebrochen als abgeschlossen zu werden, energisch, gescheit, gütig, nur ohne rechtes Taktgefühl, voll launenhafter Sprunghaftigkeit, immer extrem, überdies gewöhnt, ihren Willen durchzusetzen, so sah nun Hebbels Vorsehung aus. Alles ordnete sie für ihn, wie es ihr am besten schien, sie behandelte ihn als einen willenlosen Knaben, obwohl der Zweiundzwanzigjährige innerlich schon zum Manne gereift war; sie sah in dem geistig weit über seine Jahre Herangewachsenen nicht viel mehr als einen Bettelstudenten, der neben den Wohltaten auch alle Weisungen der verschiedenen Gönner schweigend, ja dankbar anzunehmen hatte, und vergaß es ganz, den Charakter ihres Schützlings kennen zu lernen oder gar zu berücksichtigen. Gewiß hat sie es außerordentlich gut mit Hebbel gemeint, nur blieb sie immer Gouvernante. Schon vor seinem Eintritt in Hamburg erhielt er von ihr eine schriftliche Anleitung zum guten Ton; bei den Freitischen habe er sich nach aufgehobener Tafel sofort zu entfernen, nur wenn man ihn frage, habe er zu reden,

Digitized by Google

und auch nur kurz, ohne viele Worte zu antworten, wie ein Deutscher, nicht wie ein Halbdäne; in seiner Ausdrucksweise müsse er sich mäßigen, sein „Das gesteh' ich!" oder „Das soll ich gestehen!" habe sie bei seinem Besuche zum Lächeln gezwungen; sie riet ihm von seinem Moquieren ab und warnte ihn, sich über Hamburg abfällig zu äußern, das dürfte der nicht, „der hier Gunst sucht".

So mußte nun Hebbel nach seiner Ankunft bei den Wohltätern die schweren Besuche machen, sich dem jovialen Justizrat Albrecht, dem reichen Weinhändler Hocker, dem Kaufmann Müller, besonders aber seiner Ehren dem Herrn Pfarrer an St. Jakobi in Altona, Dr. Schmalz, vorstellen. Dieser war ihm zum Vormund bestellt, hatte jedoch weder Zeit noch auch Lust, sich mit dem seiner Aufsicht Anvertrauten näher bekannt zu machen; Schilling um Schilling folgte er ihm die Unterstützung aus und verlangte genaue Rechenschaft, ohne sich im geringsten für Hebbel zu interessieren. Wieder dessen Unglück! Gerade derjenige, der allein aus dem ganzen Kreise wirklich fördernd hätte walten können, scheint Hebbel nicht erkannt zu haben. Gewiß trägt er nicht allein schuld. Hebbel war nicht gewandt, wußte sich nicht zu geben; kindlich in der einen Hinsicht, vertrauensvoll und leicht zu täuschen, erschien er in andrer Hinsicht abgeschlossen, ja verschlossen, kühn in seinen Ansichten, weitblickend und absprechend. Vor allem fehlte es ihm an gesellschaftlichen Manieren, das bedrückte ihn selbst am meisten. Rückblickend sagt er von seinem Eintritt in Hamburg: „Als ich zum ersten Mal dahin kam, wußte ich mich durchaus nicht gegen meine Umgebung zu stellen; ich gab meine Rechte nicht auf, ich fühlte sie stark, aber ich behielt sie mir bis auf gelegenere Zeit vor, weil ich über die Art und Weise, wie sie geltend zu machen seien, nur selten klar war." Er hatte jenen edlen Stolz, der aus dem Gefühl

Digitized by Google

für das eigene Selbst hervorgeht, jenen angeborenen Adel, der seiner Natur später so vorteilhaft wurde, aber bei dem armen Studenten unberechtigt erschien. Später blickte er wohl mit Neid auf Goethe, an dem das Selbstgefühl schon in der Jugend gelobt wurde: „Ich hatte es auch, wurde aber hart dafür getadelt ... Das ist der Fluch der Armut, daß alles, was Selbstgefühl verrät, sich nicht mit ihr verträgt, sondern als Hochmut, Anmaßung und Lächerlichkeit erscheint... Beim Sohn des reichen Herrn: angeborner Adel; bei dem armen: Bettler-Eitelkeit!" Seinem Demetrius hat er dann im Vorspiel diese Züge geliehen und die Verse in den Mund gelegt:

Ich ward, solang ich diese Erde trete,
Gescholten und gehaßt, und einen Jeden
Hab' ich beleidigt, oder doch gekränkt,
Und sagt' ich auch nur guten Tag zu ihm.
Man ist mit meinen Augen nicht zufrieden;
Man mögte, daß ich anders Atem holte,
Man tadelt meine Mienen, meine Stimme,
Und es ist wahr, ich red' ein wenig laut.

Ist er aber der Czarewitsch: „Wer nennt mich übermütig oder stolz?" So nannte man Hebbel in Hamburg, so nannte ihn Amalia Schoppe, wenn er Eßwarenreste von ihr nicht offen heimtragen oder die paar Tropfen Milch, die er täglich brauchte, nicht in eigener Person über die Straße holen, wenn er sich nicht so zum Bettler stempeln lassen wollte. Der Doktorin gegenüber fühlte er wirkliche Dankbarkeit und ertrug darum ihre Indelikatesse, wenn auch mit blutendem Herzen, lange Zeit schweigend. Schrecklich aber waren ihm die Freitische; der Bediententisch in Wesselburen erschien ihm nun verklärt, war es ein schlechter Tisch, immer noch besser als der Gnadentisch; oft konnte er keinen Bissen hinunterwürgen und hungerte lieber, als seine Dürftigkeit zu zeigen, ganz wie der Vater.

Digitized by Google

Anfangs freilich überwog seine Befriedigung über die neuen Verhältnisse das peinliche Gefühl; die Freude, sich ausschließlich den Wissenschaften widmen zu können, war noch zu groß; er sah die Fortschritte, die ihn hoffen ließen, nach Ostern die Ἀνάβασις und den Cornelius Nepos beginnen zu können. Und dann, niemals zeigte er gern, wie es um ihn stand, und klagte nur in der ärgsten Bedrängnis, nur den Allervertrautesten gegenüber, am liebsten im Monolog seines Tagebuches, das er am 23. März 1835 mit den ironisch-melancholischen Worten eröffnet: „Ich fange dieses Heft nicht allein meinem künftigen Biographen zu Gefallen an, obwohl ich bei meinen Aussichten auf die Unsterblichkeit gewiß sein kann, daß ich einen erhalten werde." Es fließt nun bis zu Hebbels Tode die reichste Quelle zur Beurteilung seines äußeren und inneren Lebens.

Amalia Schoppe suchte für Hebbel alles möglichst billig einzurichten; er erhielt daher zuerst das Zimmer Kistings, der aber von Berlin rascher als erwartet zurückkehrte, so daß Hebbel am 31. März 1835 in eine Wohnung am Stadtdeich ziehen mußte, die nichts kostete, aber von Leuten hergegeben wurde, vor denen ihn die Vermittlerin Schoppe sehr eindringlich warnte. Umgekehrt wie Grillparzers Jaromir konnte er sagen: „Hölle sah ich an der Schwelle und ein Engel hauset drin." Das Haus gehörte einem Ehepaar Ziese, der Mann, ein Schiffszimmermann, hatte die Frau erst spät geheiratet, nachdem ihr erster Mann wahnsinnig geworden war; aus der ersten Ehe stammte das Wesen, das mit Hebbels Geschick und Leben untrennbar verbunden ist: Elise Lensing.

Schwer ist's, über dieses Mädchen ins Klare zu kommen, da wir sie ausschließlich im Reflex der Hebbelschen Persönlichkeit kennen lernen, aus seinen Briefen an sie, seinen Tagebüchern und wenigen anderen Nachrichten,

Digitized by Google

während ihre Briefe bisher noch nicht zugänglich sind. Aber ihr Einfluß auf Hebbel kann nicht hoch genug angeschlagen werden, nur muß man sich vor Übertreibung hüten und nicht das Mitleid mit ihrem tragischen Geschick allein sprechen lassen, wenn man das Verhältnis richtig beurteilen will.

Elise Lensing stand im 31. Lebensjahre, als Hebbel sie kennen lernte, denn sie war am 18. Oktober 1804 in Leezen geboren, wo ihr Vater Johann Friedrich Arnold Lensing als Chirurg wirkte. Leezen liegt auf der östlichen Seite von Schleswig-Holstein gegen Oldesloe zu. Ihr Leben hatte sich von Jugend auf in den gräßlichsten Verhältnissen bewegt, wie sie erst 1839 Hebbel erzählte. „Der wahnsinnige Vater, den sie prügeln sehen mußte, und als sie ihm einmal etwas zu essen brachte, selbst geprügelt wurde. Dann die Verheiratung der Mutter mit einem Schiffer, sobald der Vater für unheilbar erklärt worden war, und schlechte Behandlung des Stiefvaters. Halbjähriger Aufenthalt in Berlin. Von da nach Leezen zurück . . . von Leezen, nach kurzer Zeit, nach einem Gute. Der Hauptmann, der sich entschloß, sie erziehen zu lassen, weil ihm ihr schüchternes Wesen gefiel. Pension bei Heyse in Magdeburg. Weil sie sich nicht glücklich fühlte, undankbar gehalten; die größten Ansprüche wurden ihr gewissermaßen eingeimpft. Lehrerstelle in Calbe. Hamburg."

Es war ein verblühtes, alterndes Mädchen, das Hebbel, der Zweiundzwanzigjährige, kennen lernte, „nicht die Erste in Schönheit und Jugend", spricht er sie in einem seiner merkwürdig offenen Briefe an. Sie übertraf ihn, wie an Jahren, auch an Welterfahrung, besonders an gesellschaftlicher Gewandtheit, die sie sich im Hause eines Hamburger Senators angeeignet haben soll. Sie galt als wohlhabend, sogar als reich, besaß auch wirklich ein kleines Kapital, wie ihrer Mutter ein Haus am Stadt-

Digitized by Google

deich gehörte. Sie wußte, was sich ziemt, so daß sie dem ganz unsicheren Dithmarschen als das maßgebende Orakel in allen Fragen des Benehmens und der Etikette galt; sie haßte jede Roheit des Ausdrucks, jede Derbheit, und hatte nicht umsonst in der feinen Pension des bekannten Pädagogen J. C. A. Heyse gelebt; Sinn für das Höhere war ihr gegeben, sie wird sogar Elise von Lensing genannt, selbst auf Hebbels Adressen. Ihr Ruf freilich war nicht gerade der beste, darum die Warnungen der Schoppe vor „Mamsell Lensing", darum weiterhin allerlei Sticheleien, die Hebbel sehr schmerzlich empfand, aber alles scheint nur von übelwollenden Klatschbasen aufgebracht worden zu sein, als deren Sprachrohr sich Karl Gutzkow noch 1878 hergab. Jedesfalls entschloß sich Hebbel, um alles Gerede zu vermeiden, die Wohnung bei ihrem Stiefvater aufzugeben und sich in der Nähe bei einem Herrn Weiß ein bescheidenes Zimmer zu suchen. Am 5. Mai 1835 zog er aus und schreibt tags darauf: „Ich habe wohl Ursache, den sechs Wochen, die ich bei Elise verlebt habe, ein kleines Denkmal zu setzen, denn so wie mir die Güte gleich beim Eintritt entgegenkam, habe ich die Liebe mit fortgenommen. Das Mädchen hängt unendlich an mir." Zehn Tage darauf dichtete er das schöne Sonett „Ein Gebet".

Man muß aber festhalten, daß Hebbel schon damals, da ihm Elise so unendlich viel geworden war, die Worte niederschrieb: „wenn meine künftige Frau die Hälfte für mich empfindet, so bin ich zufrieden", also zwischen ihr und seiner Frau genau unterschied. Trotzdem blieb sein Verkehr mit Elise bestehen und wurde nur immer lebhafter. Bald kam Hebbel regelmäßig des Nachmittags zu ihr, um seinen geliebten Kaffee zu trinken, und gewann auch ein ganz gutes Verhältnis zu Ziese und dessen Frau. Aber Elise stand hoch über den Ihren, konnte nach Hebbels

Digitized by Google

Ausdruck in ihrer Umgebung, die sich so ganz und gar nicht für sie eignete, nichts von dem brauchen, was sie hat, und alles, was sie — dem Himmel sei Dank — nicht hat. Elise mit ihrer feineren Erziehung und ihren höheren Ansprüchen paßte so wenig in ihre Familie, wie Hebbel in seinen Kreis; dies gemeinsame Los brachte die beiden ungleichartigen Menschen einander rasch nahe. Hebbel, genötigt, sich Zwang aufzulegen und bei seinen Besuchen auswärts ein Sonntagsgesicht vorzustecken, was natürlich den innerlichen Druck erhöhte, durfte sich bei Elise geben, wie er war: leidenschaftlich, oft heftig, energisch, erfüllt von seinen Ideen; Elise verstand ihn einigermaßen, nahm ihn hin, weiblich, zart und vor allem — liebend. Alle andern, älteren Personen standen Hebbel gegenüber auf dem Punkte des Erziehens, des Krittelns und Bespöttelns, Elise dagegen hatte nichts Gouvernantenhaftes und vermochte gerade deshalb auf ihn den größten Einfluß auszuüben. Sie sorgte mütterlich für den unbeholfenen Jüngling, nahm teil an seinen Bestrebungen, Arbeiten und Leiden wie eine Schwester und trug seine Launen und Heftigkeiten wie ein liebendes Weib. Sie war es, die ihm das Leben in Hamburg bald allein erträglich machte, weil er bei ihr sein gestörtes Gleichgewicht wieder fand; alle anderen glaubten ihn zu übersehen, sie blickte zu ihm auf. „Das Weib gebärt den Menschen nicht einmal, sondern zweimal. Auch die geistige Wiedergeburt durch die Humanität ist ihr Werk," meinte Hebbel und sagt über Elise: „Ich darf es wahrlich für das größte Glück meines Lebens halten, daß ich mit Dir zusammengekommen bin; Du gewährtest mir in Hamburg, wo mich niemand verstand, Teilnahme, Anregung und Trost, Du standest mir zur Seite in meiner schlimmsten Stunde und riefst meine schönsten — daß ich mich nirgends als in Deinem Hause wohl befand, weißt Du! — hervor." Sie suchte sich in

Digitized by Google

ihn einzuleben, ihn zu erfassen und zu begreifen, während die andern sich keine Mühe gaben, seinem wahren Wesen hinter der manchmal abstoßenden äußeren Form näher zu rücken. Es war kein plattes Liebesverhältnis und doch mehr als ein idealer Freundschaftsbund, der freilich von Fernstehenden leicht mißverstanden werden konnte und schon damals in einem heißen Augenblick zur intimsten Vereinigung führte. Vielleicht gibt es in der Litteratur keine Beziehung eines Dichters und einer Frau, so menschlich faßbar und begreiflich, dabei in seiner notwendigen Entwicklung so schauerlich und so grausam, wie dieses Zusammenwachsen zwischen dem jugendlichen Hebbel und der gealterten Elise Lensing. Der Mann wird geliebt, ohne Gegenliebe zu schenken; die Geliebte opfert sich für einen, der sie niemals im Zweifel läßt, daß an eine dauernde Verbindung in einer normalen Ehe nicht zu denken sei; nichts fordert sie dafür, als ein freundliches Gesicht und später hin und wieder einen tagebuchartigen Brief. Der Mann aber stand wenigstens damals, während des ersten Hamburger Aufenthaltes, äußerlich und innerlich unter dem Bann des Mädchens, das ihm vornehmer erscheinen mußte, als alle, die er bisher kennen gelernt hatte, das ihn gesellschaftlich überragte und sich ihm doch persönlich unterordnete. Wie sie für wohlhabend galt, hielt sie auch Hebbel lange dafür; sie beherrschte die Formen, die ihm fehlten, sie war in der Welt herumgekommen, was ihm noch erst als Wunsch vorschwebte, sie war ein reifes, erfahrenes Weib, das ihn als Mann behandelte: mußte das alles nicht zusammenwirken, um ihr Verhältnis zu bestimmen? Seinen Genius, seinen Engel, später wohl auch sein kleines Mädchen hat er Elise genannt.

Hebbel war nach Hamburg gekommen, um sich den Studien zu widmen, und brachte nicht nur den allerbesten Willen, sondern auch reiche allgemeine Bildung aus Wessel-

Digitized by Google

buren mit. Leider fehlten allenthalben die methodischen Grundlagen, darum konnte keine Rede davon sein, ihn etwa ins Joanneum zu geben, in dessen Rahmen seine Persönlichkeit nicht paßte. Die antiken Sprachen sollte er gerade von Grund aus lernen, war aber in anderen Fächern schon viel weiter, als die Schüler der obersten Klasse. Auch von ihm könnte man sagen, daß er in seiner neuen Lage von alledem nichts brauchen konnte, was er hatte, dafür alles, was er — aber leider — nicht hatte. Bisher war er auf dem Wege des Autodidakten kühn vorwärts gedrungen; seine Selbständigkeit im Urteil übertraf die Schüler eines regelmäßigen Gymnasialunterrichts, seine Weltanschauung hatte schon damals die ihm durchs ganze Leben eigentümliche Form erlangt; seine Vertrautheit mit den Litteraturwerken, und zwar nicht bloß den deutschen, war intimer und überragte das, was man damals in einer humanistischen Lehranstalt bot oder verlangte; aber die lateinische Deklination war ihm fremd, die griechischen Buchstaben mußte er erst lernen, überall klafften Lücken in seinem Wissen, die ausgefüllt werden sollten. Dazu reichte selbst Hebbels Energie nicht hin, es hätte einer zielbewußten und einsichtigen Führung bedurft. Auf sie verfiel jedoch keiner seiner Wohltäter; Amalia Schoppe, die selbst einen regelmäßigen Schulunterricht niemals genossen hatte, war gewiß nicht imstande, die Forderungen und die Methode für einen solchen Jüngling zu beurteilen, und der Pastor Schmalz hatte weder Zeit noch Gelegenheit, sich um diesen Bettelstudenten näher zu kümmern. Statt nun Hebbel einem erfahrenen Pädagogen mit tiefer Menschenkenntnis zuzuweisen, der sich für den besonderen Fall eine von der Schablone abweichende Methode zurechtgelegt hätte, machte man es noch schlechter, als die Wohltäter, die ein steirisches Bauernbübel von der Schneiderstör in die Handelsschule steckten, um ihm rasch

Digitized by Google

allgemeines Wissen zuzuführen. Vor allem galt es, für Hebbel möglichst ohne Kosten einen Lehrer zu finden, und wirklich erklärte sich ein Schüler des Joanneums, der wohlhabende F. W. Gravenhorst, bereit, ihm unentgeltlich Lateinunterricht zu erteilen, meinte es auch gewiß sehr gut, verstand aber weder den besten, noch den kürzesten Weg einzuschlagen. So ging es nur schwer vorwärts, was Hebbel entmutigen konnte; er gesteht wirklich, daß er einmal voll Verzweiflung auf der Lombardbrücke gestanden und an Selbstmord gedacht habe, weil er sich die Deklination von ille, illa, illud nicht zu merken vermochte. Der Kontrast war auch zu schneidend zwischen seinen Schülerpflichten, die ihn zur Rolle eines Knaben verurteilten, und den weitausschauenden Ideen, die ihn erfüllten, den heißen Wünschen, die er zu realisieren gehofft hatte. Innerlich beschäftigten ihn die Probleme der Litteratur und Philosophie, sein Blick war aufs Ganze, Große gerichtet, und er sollte sich in den Kleinkinderstuhl zurückzwängen. Es gehörte seine ganze Willenskraft dazu, nicht auf und davon zu laufen.

Langsam ging es vorwärts, nur verwandelten sich allmählich die Lateinstunden in Gespräche über die Dichtung, und da kehrte sich das Verhältnis um, aus dem Schüler wurde der Lehrer, aus dem jungen Lehrer ein teilnehmender Genosse. Anfangs fürchtete sich Hebbel vor Gravenhorst, wie ihm zeitlebens fremdes Können imponierte, bald aber muß Gravenhorst die Größe seines Schülers erkannt haben, denn er schlug ihn am 12. Mai 1835 dem „Wissenschaftlichen Verein von 1817" zum Mitglied vor. Hebbel empfand es damals als eine große Ehre, in diese Gymnasiastenverbindung aufgenommen zu werden, und in gewissem Sinn war es auch eine, denn gewöhnlich ist das Standesgefühl kaum irgendwo stärker entwickelt, als bei der studierenden Jugend. Vom 14. Mai bis 23. No-

Digitized by Google

vember 1835 beteiligte sich Hebbel lebhaft an den Arbeiten dieses Vereins. Aus der Begeisterung der Freiheitskriege hervorgegangen, hatte er sich wohl unter burschenschaftlichem Einfluß gebildet und gerade seit 1834 bedeutsam aufgeschwungen. Die Mitglieder kamen in jeder Woche einmal zusammen, um durch freie Vorträge für ihre rhetorische Ausbildung und durch schriftliche Bearbeitungen freigewählter Themen für ihre stilistische Beherrschung der Muttersprache zu sorgen und so den Gymnasialunterricht in einem wesentlichen Punkte zu ergänzen. Die Selbständigkeit der einzelnen Teilnehmer wurde dadurch gefördert. Da jedes Mitglied seinen privaten Neigungen folgte, betrafen die behandelten Themen die verschiedensten Wissensgebiete, nur naturwissenschaftliche Fragen beschäftigten die Jugend damals noch nicht, dafür historische und besonders psychologische Stoffe. Da war nun Hebbel in seinem Elemente, denn es kam nicht so sehr auf die Detailkenntnisse als auf Gedankendurchbildung an. Recht tüchtige junge Leute waren gerade beisammen: Gravenhorst Präses, Bielenberg Sekretarius, außerdem Voigt, Ahlers, Kunhardt, Rendtorf, Bode, Krogmann, der drollige Schneidler, Vortmann und Schwabe; mit einigen von ihnen blieb Hebbel noch lange freundschaftlich verbunden, besonders mit Gravenhorst und Rendtorf.

Hebbels schriftliche Arbeiten, zweiundzwanzig an Zahl, bieten die Möglichkeit, seine kritische Methode, seine Ideen über verschiedene Probleme, sein Bildungsniveau kennen zu lernen. Hebbel überragt die andern Mitglieder an Reife wie an scharfer Auffassung und kritischer Begabung. Er hält sich nicht beim Kleinen auf, sondern trifft den springenden Punkt, wenn er scheinbar auch nur etwas Einzelnes herausgreift; er versteht es, das Prinzipielle zu beleuchten und allgemeine Folgerungen zu ziehen; ihm kommt es auf den Kern der Frage an, den er mit ein

Digitized by Google

paar geschickten Schnitten bloßlegt und dann in seinen Früchten verfolgt. Wir sehen auch, wie er sich in diesem Halbjahr entwickelt, wie er freier und kühner wird, sichtlich im Tone gewinnt und über den Verein hinauswächst. Sein erster Beitrag betrifft einen Aufsatz seines Lehrers Gravenhorst über Goethes Faust; man schrieb 1835, erst drei Jahre vorher war der zweite Teil erschienen, und bot auch andern als Mitgliedern eines Gymnasiastenvereins harte Nüsse zu knacken; der Verfasser bewies schon durch die Wahl des Themas, noch mehr durch die Ausführung, so unfertig sie ist, immerhin beachtenswerte Reife. Hebbel hatte den zweiten Teil des Goetheschen Lebenswerks überhaupt noch niemals gelesen, den ersten nur einmal vor Jahren unter ganz eigentümlichen Verhältnissen, darum blickt er bewundernd zu dem Freunde auf und bringt nur zaghaft seine Gedanken vor. Trotzdem findet sich eine Äußerung über Faust in der Hexenküche, die auf weiteres hinweist; Hebbel meint, der Gedanke: du warst doch teilweise nur Spielwerk des Satans, müsse für d i e s e n Geist, bei seinem Stolz, die Quelle unendlicher Qual sein. Darin, selbst wenn es an sich nicht zuträfe, haben wir schon einen Hinweis auf die Zerknirschung Golos, der auch teilweise Spielwerk des Satans ist. Oder wenn sich Schwabe wegen seiner geringen Einschätzung der tierischen Geisteskräfte, die er aus dem Mangel einer Tiersprache folgert, eine schroffe Zurechtweisung gefallen lassen muß, so klingt aus den Worten: wir könnten nur sagen, das Tier stehe mit uns nicht auf gleicher Stufe, „ob ihm aber eine höhere oder eine geringere angewiesen ist, lassen wir, denk' ich, unentschieden", schon das, was ein Menschenleben später Kriemhild in den „Nibelungen" V. 2966 ff. über die Tiere zu Ute sagt. Wie hier unterscheidet er sich von seinen Freunden; wie mögen sie aufgehorcht haben, wenn sie vernahmen, daß die Vaterlandsliebe nur eine Modi-

Digitized by Google

fikation des Kastengeistes sei, gegenwärtig allerdings die Basis der bestehenden Staaten, weshalb man sie so lange predigen müsse, als die jetzigen Einrichtungen bleiben; „allein, es ist die große Frage, ob nicht das jetzige Staatensystem eins der größten Übel ist, welche die Welt drücken." Aus dieser Äußerung, aus der Bezeichnung der Staaten als zweideutiger Institutionen klingt schon jene Kritik heraus, die Hebbel dann in einer Reihe von Dramen an den Staatseinrichtungen übte und in Vorreden kürzer oder weiter ausführte. Ebenso fest stand schon damals seine Meinung über die Unsterblichkeit, wie seine Ansicht, daß es überhaupt nichts rein Moralisches gebe.

Hebbels Ton in diesen Kritiken wechselt mit den Gegenständen und erhebt sich schließlich gegen das Ende seiner Teilnahme zu schneidender Ironie. Wenn er den Gegenstand ganz beherrscht, dann formuliert er seine Ansichten in kurzen, aber ungemein einleuchtenden Sätzen; so bezeichnet er als Zweck des Dichters, „das Rätsel des Lebens zu erklären, und diesen Zweck erreicht er dadurch, daß er das Leben richtig auffaßt und es zum Gegenstand der Anschauung macht, denn das Leben ist erklärt, so wie es erkannt ist." Schon damals spricht er aus, die Poesie sei „eine zweite Offenbarung, ein Evangelium, welches die Natur selbst schreibt", schon damals ist ihm das Verhältnis von Poesie und Philosophie klar und prägt er das Bild: „sie kann sich der Philosophie nicht zum Zugochsen verdingen, ohne wirklich ein Zugochse zu werden." Kühn nimmt er Stellung zur Messiasfrage und spricht er über Bibelkritik.

Sehr merkwürdig weist er oft eine fremde Behauptung zurück, so z. B.: „ein echtes Kunstwerk — welches ich freilich in Theod. Körners Kriegsliedern nicht finde", oder: es habe ihm an der Psychologie nie gefallen, daß sie „aus den über die menschliche Seele gemachten Er-

Digitized by Google

fahrungen immer auf Einteilungen derſelben, ſtatt auf ihre Natur Schlüſſe zieht"; er habe daher geglaubt, ein Studium, das zwar die Urteilskraft ſchärfen, niemals aber zu einem erwünſchten Ziel gelangen könne, das ſich bei einer genauen Kenntnis der Teile aufhalte, ohne zu einem Begriff des Ganzen zu kommen, beiſeite werfen zu können. Seine Auffaſſung der höchſten Menſchenform beleuchtet blitzartig der Satz: „es gibt .. Empfindungen, die unmittelbar aus dem Geiſte ſelbſt, ohne den Impuls der Umgebungen hervorgehen und zu Taten werden; ſo wirkt z. B. das Genie."

Fühlen wir bei allen Themen, wie reif Hebbel ſchon damals war, beſonders bei den Kunſt und Poeſie betreffenden, ſo entnehmen wir das am beſten aus ſeiner eigenen, tiefen und umfangreichen Unterſuchung „Über Th. Körner und H. von Kleiſt", die er am 28. Juli nach einem mündlichen Vortrag über Luxusgeſetze vorlas. Die Mitglieder erkannten ſofort, daß ihnen hier etwas ihren Kreis Überragendes dargeboten werde, denn ſie beſchloſſen, daß Hebbels Aufſatz nicht wie ſonſt drei, ſondern fünf Tage bei jedem von ihnen bleiben dürfe; ſie brauchten alſo Zeit, ſich in dieſe Arbeit hineinzufinden, und man kann ruhig ſagen, daß 1835 auch andere Leſer durch die Art, wie Hebbel die beiden Dichter kontraſtierte, verblüfft worden wären, kam er doch bei einer Gegenüberſtellung ihres Schaffens auf dem Gebiet der Lyrik, des Dramas und der Erzählung zu dem Reſultate, daß ſie gar nicht miteinander zu vergleichen ſeien; auf Seiten Kleiſts ſtehe die Poeſie, Körner ſei nur für Poeſie erglüht. Ihr Los aber war das umgekehrte: Kleiſt wurde von ſeiner Zeit im Leben angefeindet, ignoriert und verkannt, im Tode verhöhnt und von der nächſten Nachwelt vergeſſen, wogegen Körner ſich mit Enthuſiasmus aufgenommen, gefeiert, und als er in ſein frühes Grab ſank, von einer

Digitized by Google

Welt beklagt sah. Dieses allgemeine Urteil will Hebbel korrigieren, um so dem Urteil der Enkel vorzugreifen, denn er nahm mit Recht an, daß die Zeit für Kleist kommen müsse.

Die Kritik, die er übt, die Abschätzung der patriotischen Gedichte, die Analyse des „Prinzen von Homburg" und des „Zriny", des „Zerbrochenen Krugs" und des „Nachtwächters", endlich des „Michael Kohlhaas" beweisen sein richtiges Gefühl für das Echte in der Poesie, seine Abneigung gegen alles Unwahre und Rhetorische; aber er begnügt sich nicht, uns an diesen zwei Poeten seine Ansichten zu entwickeln, sondern zieht in allgemeinen Sätzen die induktiv gewonnenen Folgerungen für die Poesie. „Die Kunst soll das Leben in allen seinen verschiedenartigen Gestaltungen ergreifen und darstellen"; damit will er nicht etwa dem Naturalismus das Wort sprechen, denn seiner Ansicht nach soll die Kunst etwas anderes sein, als die Leichenkammer, wo das Leben aufgeputzt und beigesetzt wird. „Wir wollen den Punkt sehen, von welchem es ausgeht, und den, wo es als einzelne Welle sich in das große Meer unendlicher Wirkung verliert." Später würde Hebbel sagen, die Kunst hat das Einzelne zugleich als das Allgemeine zu geben, vom Leben auszugehen, es aber im großen Zusammenhange des Weltlaufs darzustellen. Er unterscheidet jetzt schon zwischen den Erscheinungen des wirklichen und des in der Kunst fixierten Lebens und entwirft bei der Besprechung der einzelnen Dichtungsgattungen das Bild dessen, was er meint, eingehender. Das Leben äußert sich in doppelter Weise: entweder auf Veranlassung äußerer Eindrücke, oder ohne diese unmittelbar von innen heraus. Die Erscheinung des Lebens, die so unmittelbar von innen heraus wirkt, nennen wir Gefühl und erkennen darin das Element der Lyrik. Die Aufgabe des lyrischen Dichters ist es nun, dieses Gefühl zu begrenzen und dar-

Digitized by Google

zustellen, d. h. als Einzelnes herauszuheben und doch wieder im allgemeinen Zusammenhang erscheinen zu lassen. Bei der Analyse von Körners „Bundeslied vor der Schlacht" zeigt er, daß wir kein Bild der besonderen Situation erhalten und kein spezifisch deutsches Gefühl, wie es doch gerade in diesem Falle notwendig wäre; in Kleists „Kriegslied der Deutschen" dagegen ist das Ungeheure, Große an das Einfachste, Nächste geknüpft, und das Gedicht in seinen Bildern nicht nur schön, sondern notwendig. Und das verlangt Hebbel, darin steckt auch die andre Forderung, daß der Lyriker in seinen Gedichten als ganzer Mensch lebe, sie als Produkt seines ganzen Seins gestalte, was Hebbel an Uhland zuerst bewundert hatte. Im Drama findet Hebbel die Darstellung des Gedankens, der Tat werden will durch Handeln oder Dulden; Dulden ist nämlich auch ein inneres Handeln. Was eine Tragödie ausmacht, liegt daher nur im Kampfe des Menschen, nicht im Ausgang des Kampfes, der wohl begrenzt, aber nicht ergänzt, wohl den äußeren, aber nicht den inneren Abschluß bringt. Auch auf die Art des Gedankens, der Tat werden will, kommt wenig an, nur muß er vorhanden sein und den ganzen Menschen erfüllen. Schon damals stand also für Hebbel die Ansicht über das Tragische fest! Keine reine Form sieht er in der Erzählung, vielmehr ein Gemisch des lyrischen und des dramatischen Elements, aber sein Preis des „Kohlhaas" zeigt, daß auch auf diesem Gebiete die höchsten Aufgaben der Poesie geleistet werden können: eine Armseligkeit vermag den Menschen zu vernichten, der über jedem großen Schicksal steht, freilich gehört ein großer Künstler dazu, um diese, sich aus dem Gewöhnlichen entwickelnde Tragik darzustellen, während das Ungeheuere des Stoffes auch durch ein gewöhnliches Talent bewältigt wird. Der Raub zweier elender Pferde ist das erste Glied einer Kette, die sich vom Roßtäuscher bis zum deutschen

Digitized by Google

Kaiser hinaufwindet und eine Welt erdrückt, indem sie sie umschlingt; hier geht das Leben also von einem Punkt aus und verliert sich in das große Meer unendlicher, äußerer wie innerer Wirkung. In einer Kritik erläutert Hebbel diese Ansichten. Das Dichterische spricht aus dem nämlichen Grund an, wie jede Erscheinung des Lebens, weil wir den geheimen Bezug ahnen, in dem wir zu ihr stehen. Das dichterische Talent aber ist die Fähigkeit des Menschen, sich gewissermaßen über die Form, in welche die Natur ihn eingezwängt hat, hinauszuschwingen und die Rechte eines Gottes zu usurpieren. So hoch stand Hebbel schon als Mitglied des „wissenschaftlichen Vereins von 1817"!

Im Laufe des Sommers 1835 hatte sich seine Situation etwas verändert. Noch in Dithmarschen war ihm ein junger Schriftsteller nahe getreten, wie er Mitarbeiter am „Boten", Leopold Alberti; am 30. November 1816 zu Rendsburg geboren, lebte er in Friedrichstadt, wo sein Vater einen Beamtenposten bekleidete. Hebbel schloß allzu rasch Freundschaft mit ihm, ohne daß wir über das Verhältnis näher unterrichtet sind. Nun traf Alberti nach Besuch der Schulen in Friedrichstadt und einem Aufenthalt auf Finmarken in Hamburg ein. Seine Natur scheint keine glückliche gewesen zu sein, besonders schwankten seine religiösen Neigungen, denen er später in Amerika durch theologisches Studium und Predigertätigkeit genügte, damals so, daß er im Begriffe stand, von den Jesuiten überredet, zum Katholizismus überzutreten. Hebbel nahm den Freund gastfrei in seiner Stube auf, was ihm von den Wohltätern, besonders Amalia Schoppe, sehr verübelt wurde, ließ ihn an seinen Studien teilnehmen, um ihn von dem unüberlegten Glaubenswechsel zurückzuhalten, schlug ihn am 11. August dem „Verein" als Mitglied vor und führte den Aufgenommenen am 18. mit einer Rede ein. Er korrigierte ihm seine Novellen, von denen

Digitized by Google

eine, „Der Jäger", eine Nachahmung von Hebbels „Brudermord", sich mit den Bemerkungen Hebbels handschriftlich erhalten hat, und erwies sich so in jeder Hinsicht als treuer Freund. Aber Alberti lohnte die Aufopferung schlecht: er zettelte bald allerlei Intriguen an, deren Natur wir nicht kennen, brachte Hebbel in eine ganz falsche Lage zu seiner nächsten Umgebung, scheint zersetzend auf den Verein gewirkt zu haben, so daß am 30. November Hebbel zugleich mit ihm und Rendtorf austrat; alle drei wurden zu Ehrenmitgliedern vorgeschlagen, aber Alberti fiel durch, nur die beiden andern wurden gewählt. Erst kurz vor seinem Scheiden aus Hamburg kam Hebbel hinter Albertis Ränke, die ihn aufs tiefste erschütterten und noch Jahre lang schmerzten.

Für Hebbels dichterische Entwicklung bedeutet das Hamburger Notjahr nicht wenig. Als Lyriker bildet er den grüblerischen Zug seines Wesens immer stärker aus; er begnügt sich nicht mit dem Gefühl, sondern verfolgt es bis in die entlegensten Tiefen seiner Seele; er bleibt bei der einfachen Tatsache nicht mehr stehen, sondern sucht ihre letzten Ursachen zu ergründen, das Problem zu erhellen, das sie ihm darbietet; er sinnt über das Lösungswort des Welträtsels nach, bohrt sich in das Wesen seines Gefühls ein, um es sich klar zu machen, aber er geht durchaus von einem bestimmten Erlebnis, einem Einzelnen aus, will es nur im allgemeinen Zusammenhang seiner Wirkung erfassen. Nicht die Idee sucht einen Körper, sondern der Körper leitet ihn zu einer sublimierten Vorstellung, darin erkennen wir die richtige Form der Reflexionspoesie.

Als Erzähler wird Hebbel nun von anderen, zum Teil besseren Mustern beeinflußt, als bisher. Vielleicht noch aus Wesselburen stammte der Plan zu einer Novelle „Zitterlein", die er am 27. Juni begann und am 1. August 1835 beendigte, sie erschien 1836 in Laubes „Mitternachtszeitung"

Digitized by Google

und machte, wie es scheint, Glück. Hebbel stand bei der Abfassung unter dem Einflusse Wilhelm Contessas, der sich als Novellist an E. T. A. Hoffmann gebildet hatte; besonders die Novelle „Der Todesengel" hat stark eingewirkt, doch auch die andern Erzählungen Contessas, die er schon während der Todeskrankheit seines Vaters in Wesselburen las. Aber Hebbel entwirft schärfer als Contessa ein Charaktergemälde, da er die Schicksale des unglücklichen Barbiers, seines Wahnsinns und seiner Heilung erzählt, er bedient sich der einzelnen Züge nur, um uns das Werden eines Menschen zu entfalten. Er hat einen bedeutsamen Fortschritt gemacht in der strengeren Geschlossenheit, in der Zeichnung des Nächstliegenden, das phantastisch ausgeschmückt wird, und bietet schon Motive, die dann in „Maria Magdalene" wieder begegnen; der Vortrag ist schlicht, fast zurückhaltend und dadurch doppelt wirksam. Auch andere Erzählungen muß Hebbel in Hamburg verfaßt haben: „Weiß", „Johann" und „Gertrud", sie wurden später überarbeitet; „Weiß" wird „Herr Haidvogel und seine Familie", erst am 11. September 1847 in die jetzige Form gebracht, „Johann" ist „Pauls merkwürdigste Nacht", 1837 redigiert; nur „Gertrud", worin erzählt war, wie Gertrud zu einem hinkenden Mann kam, ist verloren. In Hamburg begann Hebbel auch seinen Roman „Schnock" und förderte ihn schon ziemlich weit, plante außerdem noch anderes Epische. Ganz untätig blieb er dagegen auf dramatischem Gebiet, wir hören allerdings im April 1835 von einer Lustspielidee, die etwas an „Minna von Barnhelm" erinnert, dann von einer dramatischen Gestaltung des Zitterlein, daneben von dem Stoff: der Liebhaber, der sich für den Teufel hält. Zu einer Ausführung ist es nicht gekommen.

Über die Wintermonate von 1835 auf 1836 seit dem Austritt aus dem „Verein" sind wir fast gar nicht unter-

Digitized by Google

richtet, denn auch das Tagebuch ist merkwürdig schweigsam. Von einem Abschluß der Studien konnte natürlich keine Rede sein; trotzdem entschloß er sich, da Gravenhorst und Rendtorf zu Ostern an die Universität Heidelberg abgingen, sich ihnen zu gesellen. In Hamburg hätte höchstens Elise ihn fesseln können, denn sein sonstiger Verkehr muß ihn wenig befriedigt haben. Wilhelm Hocker war als Dichter herzlich unbedeutend, entblödete sich nicht einmal, für die „Neuen Pariser Modeblätter" Charaden zu verfassen, übrigens scheint er bald nach Hebbels Eintreffen in Hamburg als Küfer nach Berlin gegangen zu sein; er war nur wenig älter als Hebbel, geboren am 28. Dezember 1812 zu Boitzenburg als Sohn eines Küfers, der später Weinhändler wurde, und schlug die Laufbahn seines Vaters ein, verfiel aber bald und starb am 7. Juli 1850 elend im Hamburger allgemeinen Krankenhaus. Höher stand Eduard Janinski, der sich als Schriftsteller Jahnens nannte und mit Hebbel lang in Verbindung blieb. Als Sohn eines polnischen Emigranten am 21. August 1805 in Hamburg geboren, war er 1835 bereits schriftstellerisch tätig, halb Romantiker, halb litterarischer Zeitdiener, mehr Dilettant als Künstler, phantastisch und prahlerisch, aber gutartig, ein Liebling der Damen, etwas weichlich und unzuverlässig; er starb erst am 20. Juni 1876. Die Beziehungen Hebbels zu ihm scheinen in der späteren Hamburger Zeit inniger geworden zu sein, doch war Janinski für den Anfänger von Bedeutung; er korrespondierte dann mit ihm und muß in ihm den kommenden Mann geahnt haben, so daß er andre Schriftsteller, die schon Aufsehen zu machen begannen, auf ihn hinwies.

Bevor Hebbel von Hamburg schied, besuchte er noch einmal seine Mutter in Wesselburen und sah sie während einiger Februartage des Jahres 1836 zum letztenmal. Es war ein gemischtes Gefühl, das ihn dabei überkam;

Digitized by Google

bisher hatte das Unangenehme seines Heimatsortes vor seiner Erinnerung gestanden, jetzt sah er alles mit anderen Augen an, fühlte sich von dem herzlichen Empfang angenehm berührt, so daß er heiter, anschließend und gesellig freilich nur ein paar Tage blieb; es trieb ihn bald wieder nach Hamburg zurück und weiter!

Die Wohltäter machten Schwierigkeiten: Dr. Krafft vom Joanneum konnte dem Jüngling allerdings kein Zeugnis der Reife geben, denn in einem Jahre wird niemand Philologe, deshalb widersetzte man sich Hebbels Abgang nach Heidelberg, dieser aber berief sich in einem Briefe an Schmalz auf die Rechte seiner Individualität, auf jene Reife, die seine dreiundzwanzig Lebensjahre verbürgten, auf einen inneren Ersatz für die mangelnden positiven Kenntnisse, den er vielleicht habe, und auf die Forderung, „daß man in gewissen Dingen den Menschen gewähren lassen und der Zukunft das Urteil über ihn anheim stellen muß". Die Schoppe willigte schließlich ein, und so zahlte Schmalz den Rest des Geldes aus, es waren 230 ℳ, nicht ganz 80 Taler! Hebbel hatte gewiß allen Grund zu sagen, daß ihn nicht das Heidelberger Studentenleben locke, dazu war sein Wechsel wohl viel zu klein.

Digitized by Google

3

Student und Litterat

„Ich bin Künstler . . "

Sonnabend den 27. März 1836 verließ Hebbel mit Gravenhorst, Rendtorf und Patow, über den wir gar nichts wissen, Hamburg, wanderte mit ihnen zu Fuß nach Braunschweig und allein weiter über Göttingen und Kassel nach Frankfurt, von dem er nicht viel sah; Sonnabend den 3. April um 6 Uhr abends traf er in Heidelberg ein. Beim Knopfmacher Neuer bezog er ein freundliches Quartier, zwei Zimmer, um 24 fl. pro Halbjahr (40 ℳ); da nun aber die Reise 70 ℳ verschlungen hatte, blieben ihm nur 120 ℳ. Der erste Eindruck von Heidelberg war eine Enttäuschung; das bittere Gefühl des Abschieds von der Hamburger Freundin, die Sorge um die Zukunft, das Regenwetter verstimmten ihn, dazu kamen die Schwierigkeiten an der Universität: wegen des fehlenden Zeugnisses konnte er nicht immatrikuliert werden und mußte suchen, als außerordentlicher Hörer die Vorlesungen zu frequentieren. So hörte er das Kolleg des berühmten Zivilisten Thibaut, von seiner Jenenser Professorenzeit her noch mit einem besonderen Glanz umgeben, hatte er doch mit Goethe verkehrt und in Schillers Gartenhaus gewohnt; überdies stand er von Kiel her dem norddeutschen Wesen nahe und war mit Niebuhr befreundet. Thibaut war gerade

Digitized by Google

der richtige Lehrer für eine Natur wie Hebbel, denn er knüpfte durchaus an die Praxis an und übte durch seinen mündlichen Vortrag einen großen Zauber aus, so daß Hebbel seine Vorlesungen fleißig nachschrieb und studierte; Thibaut erwies sich auch menschlich liebenswürdig, indem er Hebbel das Kollegiengeld nachsah. Bei dem nicht minder berühmten Strafrechtslehrer Mittermaier hörte Hebbel über „Zurechnung" und erfreute sich gleich so vielen andern Zuhörern der anregend vorgetragenen „Fälle", von denen er sich manche in seinem Tagebuch notierte; auch Mittermaier vertrat die praktische Richtung. Mit Guyet, der freilich bald nach Jena übersiedelte, kam Hebbel auch in persönlichen Verkehr und lernte seine Frau kennen. Dem eigentlichen Studentenleben dagegen blieb er wegen seines Geldmangels fern, er gab den ganzen Sommer, Miete und Schusterlohn eingeschlossen, kaum 130 ℳ aus. Gravenhorst stellte ihm seinen Goethe, Patow seinen Shakespeare zur Verfügung, was Hebbel als besondere Förderung empfand. Ein Münchner Schumann wohnte mit Hebbel im selben Hause und trat ihm näher, noch stärker schloß sich ein junger Ansbacher, Emil Rousseau, an Hebbel und wurde bald sein Schüler und Freund.

Auch sonst muß er Verkehr gefunden haben, wenn wir gleich von den Genossen, mit denen er ab und zu auf der Kneipe zusammenkam, nicht einmal die Namen wissen; mit Jhering führte ihn ein gemeinsam gehörtes Kolleg zusammen. Hebbel paßte nicht ganz in seine Umgebung, wieder war er „zu alt und zu ernst", wollte möglichst viel lernen, um den Prophezeiungen der Hamburger „Wohltäter" zum Trotz das vorgesteckte Ziel zu erreichen, hatte weder Geld noch Zeit, sich einem lustigen Burschenleben hinzugeben; selbst durch sein Äußeres fiel er auf: er trug lange Haare, die er der allgemeinen Mode nicht zum Opfer bringen wollte; seine Garderobe war, auch nach-

Digitized by Google

dem er den alten schwarzen Kittel und seine Tagelöhnerschuhe abgelegt hatte und, um vor Anzapfungen gesichert zu sein, täglich seine besten Sachen trug, nichts weniger als elegant; gegen Fremde war er „verschlossen wie eine indische Pagode"; aber durch einige Verse zum Sophienfest kam er in den Ruf der „Originalität" und scheint besonders „alten Herren" näher gestanden zu haben. Sein liebster Begleiter war ein zierliches Hündchen, sein Hänschen, das er von Rousseau erhielt; mit dem machte er seine einsamen Spaziergänge.

Zu solchen lockte die liebliche Neckarstadt besonders den Sohn der Ebene. Felsen und Berge sah er zum ersten Mal, freilich nicht in jener Großartigkeit, die ihm seine Phantasie vorgespiegelt hatte, aber doch so, daß er ein anderes Verhältnis zur Natur gewann. War sie ihm sonst „weniger Wein, als Becher" gewesen, so änderte sich dies; er kam ihr tausend Schritt näher, „dafür hat sie mir denn — so gewiß ist's, daß nur der Genuß zum Verständnis führt, — manches vertraut." Gleich in der ersten Tagebuchnotiz aus Heidelberg hält er mit scharfen Strichen ein Landschaftsmotiv fest und erinnert sich noch später des ersten Abends, des Blickes auf den Heiligenberg und des Spaziergangs am Neckar. In den Briefen kehren landschaftliche Stimmungsbilder wieder, und zum ersten Mal spielt die Natur wirklich in seine Dichtung. Bis dahin hatte Hebbel, wenn ihm nicht kurze Andeutungen genügten, kontrastierend oder parallelisierend Natur und Stimmung gesellt, die Schönheit der Natur zu witzig-unerwarteter Pointe benutzt oder die anthropomorphisierte Natur in heißem Wunsche sich als Vorbild vorgehalten, immer also etwas in sie hineingetragen. Nun drängen sich die Motive häufig heran, nun tut „selbstredend die Natur sich kund" und flüstert ihm ihre Geheimnisse zu, die er in dunkel-klaren Liedern ausspricht, an der Spitze steht das von Robert Schumann

Digitized by Google

komponierte und so hoch geschätzte „Nachtlied". Nur erst zaghaft wagt er, die Natur in Gedichten nachzugestalten, aber man sieht, wie sie ihm zu leben beginnt. In einer Juninacht besteigt er den Königsstuhl und beobachtet mit Entzücken den Sonnenaufgang; er besucht Schwetzingen und betrachtet den Sonnenuntergang; er blickt von Rendtorfs Zimmer auf den Neckar und die Berge, während ein Gewitter aufsteigt; er versucht Wolken- und Beleuchtungseffekte in Worten festzuhalten; das Tal und die Felsen sind ihm nur zu anmutig, und er sehnt sich sogar nach der Erhabenheit der Dithmarscher Ebene zurück, aber die Bläue des Himmels übt doch schon einen nicht aussetzenden Reiz der südlicheren Gegend aus.

Neu in Heidelberg war ihm auch der Katholizismus, dessen Feierlichkeit er zuerst beim Fronleichnamsfest sah. Sofort sucht er sich dann mit seinem Wesen vertraut zu machen, indem er einschlägige Werke studiert und so das ihm von Anfang an wichtige religiöse Problem auch nach dieser Seite hin ergründen möchte.

Auch die bildende Kunst trat ihm jetzt zuerst nahe; „wie Hans in der großen Stadt" kam er sich vor, da er mit Rousseau am 4. August 1836 den ersten Schritt in eine Gemäldegalerie tat und Bilder von Holbein, Dürer, Lukas Cranach, Tizian, Reni und eine Kopie nach Raffael sah. Er bemüht sich, die Eindrücke auszusprechen, ruft sich aber sofort zu: er drechsle Phrasen, und beschließt darum, die bildende Kunst eingehender zu studieren.

Es ist ein rührender Eifer in ihm: er möchte nachholen, was er notgedrungen hatte versäumen müssen; er möchte beweisen, daß er nicht in unreifem Freiheitsdrang, sondern in klarer Erkenntnis seiner Pflichten gegen die eigene Persönlichkeit der Hamburger Gängelei entflohen sei; er möchte seinem edlen Stolz genügen, der ihn trotz aller Demütigungen nicht verlassen hatte. Bei Georg Wil-

Digitized by Google

helm Münke wohnt er physikalischen Experimenten bei, liest Humboldts „Ansichten der Natur", interessiert sich für Physiologie und Medizin, besonders Irrenkunde, beschäftigt sich mit der Sprache, notiert Sprachdummheiten, aber auch Ausdrücke des Studentenkomments, der Handwerker, älterer deutscher Sprachstufen. Man geht wohl kaum fehl, wenn man in diesem Bestreben, sich möglichst vielseitig zu bilden, einen Einfluß Goethes sieht, den Hebbel damals fortwährend und zum ersten Mal überhaupt systematisch las, nicht nur die Werke, auch die Briefwechsel. Die Litteratur bildete natürlich den Zentralpunkt seiner Studien, er nahm mit Wahl besonders jene Autoren zur Hand, die ihn fördern konnten, außer Goethe und Shakespeare noch Börne und Jean Paul, von dem er auch die „Vorschule zur Ästhetik" studiert, weil er sich Zelters Mahnung zu Herzen nahm: „das Technische einer Kunst muß eigentlich in frühen Jahren ordentlich erlernt werden." Er will kein Dilettant sein, der ziel- und planlos auf dem Meere der Einflüsse herumgetrieben wird, sondern an sich arbeiten, um den Künstlernamen zu verdienen. Schon überkommt ihn die Sehnsucht nach Italien, und er versenkt sich in Moritzens „Reisen"; ob er nicht auch dessen Studie über den Stil in die Hand bekam? Im Rückblick auf die Heidelberger Zeit bezeichnet er als Resultat: „Wenig positive Kenntnis, aber höhere Einsicht in meine eigene Natur und deren Zustände, bessere Übersicht vieler Dinge der Welt und des Lebens, tiefere Erkenntnis des Wesens der Kunst und größere Herrschaft über jenes Unbegreifliche, das ich unter dem Ausdruck Styl zusammenfassen mögte, hab' ich doch gewonnen." Aber freilich nur unter schmerzlichen inneren Kämpfen. Nicht mit dem rasch zu Erringenden begnügt er sich, seinen Pflichten will er nachkommen, wenn auch die Verzweiflung stieg. Der Mangel bedrohte ihn, von Elise mußte er 50 Taler als Darlehn annehmen, und seine

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Digitized by Google

Mutter vermochte er nicht mehr, wie sonst, vor dem Darben zu bewahren; da ringt sich wohl die müde Klage von seinen Lippen: „All mein Leben und Streben ist jetzt eigentlich nur noch ein Kämpfen für Mutter und Leichenstein. Jene soll nicht darben, wenigstens nicht an Hoffnung — mehr kann ich ihr seit lange schon nicht geben — dieser soll nicht durch hämische Zungen verunglimpft werden. Sonst, wie sie mich drückt, diese hohle, flache Existenz, wie es mich drückt, für eine Last, der ich erliege, auch noch, damit sie mir bleibt, arbeiten zu müssen." Dieses „Sonst" spiegelt den aufsteigenden Gedanken an Selbstmord wieder, aber im Dichten fand er einen Halt.

Auch hier übt er strenge Selbstzucht, beschränkt sich auf Lyrik und Epik, trotzdem ihn alles zum Drama zog, überarbeitet seine Gedichte, schreibt sie ins Reine, um sie vielleicht herauszugeben, vertagt den Plan aber, weil sie noch zu wenig Masse bilden. Eine Humoreske in der Manier des „Weiß" schreibt er: „Das Gastmahl eines Geizhalses", vielleicht durch Börne bestimmt. Am 8. Juni 1836 beendet er die Erzählung „Anna" und bemerkt: „Zum ersten Mal Respekt gehabt vor meinem dramatisch-episch in Erzählungen sich ergießendem Talent." Die „Anna" bedeutet seine Befreiung von den Mustern, er nennt sie seinen „dichterischen Erstling", weil er jetzt endlich auf eigenen Füßen stand. Kleist hatte ihm dazu verholfen und auf seine Epik gewirkt, wie einst Uhland auf seine Lyrik. Wieder wird man vergebens in Einzelheiten den Einfluß suchen, weil er nur im Wesentlichen liegt. Wir denken des Hamburger Aufsatzes und darin besonders der Stelle: „Wen ein kleines Schicksal vernichtet, der kann groß sein." Nicht das Ungewöhnliche nimmt er sich zum Vorwurf, eine „Armseligkeit" vielmehr, die freilich „die gräßliche Tiefe des Lebens in der Fläche" hervortreten läßt. Als Beitrag zum Kapitel Zurechnung hat er die Novelle später selbst

Digitized by Google

bezeichnet. Auf wenigen Seiten ist diese Ballade in Prosa entfaltet, Handlungen und Charaktere werden mit wenigen scharfen Strichen umrissen und lebendig vor uns hingestellt. Kurz, prägnant, mit einer ehernen Geschlossenheit folgt eins aus dem andern; der Erzähler zuckt mit keiner Miene, trotzdem er Schreckliches berichtet, als nähme er keinen Anteil daran. Kein Wort mehr, als unumgänglich nötig, mitleidlos, wie das Schicksal, bedrückend und doch packend, quälend, aber imponierend, so ist die Novelle; keine Skizze, sondern ein ausgeführtes Bild, groß, mächtig, trotz dem geringen Umfang. Die schöne Linienführung vermissen wir allerdings, das Tragische wird in aller Herbheit entfaltet. „Dramatisch-episch" — dieser Ausdruck paßt vortrefflich. Das Wort Jean Pauls fällt ein: „Das kranke Innerste eines Dichters verrät sich nirgends mehr, als durch seinen Helden, welchen er immer mit den geheimen Gebrechen seiner Natur wider Willen befleckt." Man denkt an Hebbels Stellung im Hause Mohrs, an seinen edlen Stolz, an seine Jugendzeit mit ihren Leiden, wenn man von der Schulmeisterstochter Anna, der gequälten Magd des Freiherrn von Eichenthal, liest. Wie ein erratischer Fels in der Ebene nimmt sich innerhalb der damaligen Erzählungslitteratur dieser Versuch aus, eine notwendige, wohl unbewußte Reaktion gegen eine geistreichelnde, witzigtuende Zeit.

In der zweiten, vor dem 20. August 1836 auch schon vollendeten Erzählung, der Studentengeschichte „Eine Nacht im Jägerhause" enthüllt sich eine neue Seite von Hebbels Wesen: die Mischung von Humor und Grausamkeit, die einem unbedachten Wort harte Strafe zuteil werden läßt. Erinnerungen an die Heidelberger Ausflüge mit Rendtorf, dessen Vornamen Otto einer der Studenten führt, und die beliebte Räuberromantik vereinigen sich, die leichte Selbstironie gibt eine gewisse künstlerische Freiheit, die Charak-

Digitized by Google

teristik ist sicher durchgeführt, die Motive auf einen Zentralpunkt bezogen und nur soweit erzählt, als sie notwendig sind. Wir denken an Tiecks Novellen, an Musäus' Volksmärchen, sehen aber das reifere Stilgefühl des Dichters in diesem kleinen Gebilde.

Schlechter ging es mit den eigentlichen Studien. Hebbel sah ein, daß ihn am Jus nur die zu Welt und Wirklichkeit in Beziehung stehende Seite, nicht die Theorie, also der Gegenstand der Wissenschaft, interessiere, und Thibaut sagte ihm offen, er möge das Rechtsstudium aufgeben: „Sie werden es zu irgend einer Zeit doch tun, denn es steckt etwas anderes in Ihnen als ein Jurist. Ich traue es Ihrer Energie zu, daß Sie den Entschluß erst nach dem bestandenen Examen fassen werden, aber Sie haben schon Zeit genug verloren und müssen zu Rate halten, was Ihnen noch übrig bleibt." Hebbel wußte, wie recht der klarblickende Mann hatte. Da ihn nun die beiden Bayern Schumann und Rousseau versicherten, daß es in München noch um ein Drittel billiger zu leben sei als in Heidelberg, da er dort eine in ganz Deutschland nicht zum zweiten Mal vorkommende Gelegenheit vorfand, die trefflichsten Kunstwerke zu sehen, da er bei der Nähe von Stuttgart und dem Tiefstand der Münchner Journalistik litterarisch etwas zu verdienen hoffte („wer Saatkorn hat, findet das weiteste Feld"), meldete er am 20. August seiner Freundin, daß er nicht nach Hamburg und Kiel, sondern nach München gehen wolle; die juridische Fakultät sei zwar schlecht, er habe aber Thibaut gehört, und wolle nicht Fach-, sondern allgemeine Bildung, innere und äußere Förderung, Kunstkenntnis und ein Gebiet unbeschränkter Tätigkeit. In Heidelberg konnte er nicht bleiben, nach Hamburg mochte er nicht zurückkehren, seine Hypochondrie dagegen mußte überwunden werden. Der „grenzenlos sparsam" verbrachte Sommer hatte gräß-

Digitized by Google

liche Niedergeschlagenheit zur Folge gehabt: „Ein Leben dieser Art halte ich aber auch nicht länger aus.“ Die ihm von Elise früher schon angebotenen fünfzig Taler mußte er allerdings wieder als Darlehn annehmen, aber der Versuch, in anderer Umgebung aufzuleben, war unerläßlich.

Am 12. September 1836 verließ er mit Rendtorf zu Fuß, das grüne Ränzchen auf dem Rücken, die Neckarstadt, um vorerst über Karlsruhe und Rastatt nach Straßburg zu ziehen, wohin ihn Goethes Spuren lockten; noch ein Vierteljahrhundert später gedachte er mit wehmütigem Humor des „schwülen Sommer-Nachmittags“, an dem er die Rheinbrücke bei Kehl überschritt. Drei bis vier Tage durchstrich er die Stadt, bestieg das Münster, stand vor der kleinen Tafel mit Goethes Namen, sah im Geiste den Dichter des Götz und des Faust vor sich: „Mir war, als ergösse sich der Strom seines Lebens durch meine Brust — es war ein herrlicher, unvergänglicher Tag!“ Ein Hauch dieser Stimmung wurde auf dem Münster in dem Gedichte „Der Becher“ festgehalten, während das unerquickliche Fragment seiner Reisebeschreibung „Ein Abend in Straßburg“ durch gesuchten Weltschmerz und gequälte Ironie mit Heine und Laube wetteifert.

Über den Kniebis, endlich einen „wirklichen“ Berg, und einen Teil des Schwarzwaldes zogen die Freunde nach Stuttgart, hauptsächlich des „Morgenblattes“ wegen, Hebbel wollte sich nach dem Schicksal seiner Novellen erkundigen, hörte aber, daß sie gar nicht angekommen seien. Dr. Hermann Hauff, der feinsinnige Redakteur, ließ sich die Förderung junger Talente mit besonderem Eifer angelegen sein und hieß darum, auch im Namen Cottas, den Antrag Hebbels, Münchner Korrespondenzartikel zu schreiben, „äußerst willkommen“. Gustav Schwab, damals noch Gymnasialprofessor und Redakteur des poetischen Teils am Morgenblatt, machte Hebbel Komplimente über

Digitized by Google

die vier darin abgedruckten Gedichte und gab ihm einen Empfehlungsbrief an Uhland nach Tübingen mit. Schwab kannte den Norden Deutschlands zur Genüge, konnte mit Hebbel manches über Dithmarschen sprechen und ihn auffordern, die Dithmarscher Geschichte so zum Gegenstand von Gedichten zu machen, wie Uhland und er die schwäbische; Hebbel hatte damit ja schon in Wesselburen begonnen und beschloß daher, dem Rate des wohlwollenden Dichters im nächsten Winter zu folgen. Merkwürdig war seine Sicherheit dem Vierundzwanzigjährigen gegenüber: er nahm die Komplimente als solche hin, für seine Gedichte bedurfte er keines äußeren Probiersteins. Mit viel größerer Sehnsucht und scheuem Zagen eilte er nach Tübingen weiter, denn Uhland erschien ihm als ein Leitstern seines Lebens; wie von Wesselburen, so hatte er sich von Heidelberg an ihn mit seiner Gedichtsammlung gewendet und erwartete nun einen mächtigen Eindruck. Früh brach er von Stuttgart auf, nachmittags um 2 Uhr trat er mit Befangenheit vor den verehrten Dichter; doch erging es ihm, wie mit den Bergen in Heidelberg, die ihm seine Phantasie erhaben vorgegaukelt hatte und er nur anmutig fand. Uhland war ihm ein Jupiter, dessen Persönlichkeit ihm ebenso den physischen Atem rauben mußte, wie einst seine Gedichte, und ein schlichter, einfacher, unbeholfenschweigsamer Mann stand vor ihm, „fast zu simpel". Da Hebbel diesen Besuch Elise schildert, kämpft sichtlich die Verehrung für den Dichter mit der Enttäuschung durch den Menschen, und spät noch hat er im Hinblick auf Uhland ausgesprochen, er danke der Gottheit, wenn sie einen Künstler nicht wie einen Schneider aussehen lasse. Die unglückliche Veranlagung Uhlands, der sogar die Rüge für das Dienstmädchen zuerst schriftlich konzipieren mußte, machte überall einen peinigenden Eindruck, weil sie ihn hinderte, sich auszusprechen, dazu kam sein wenig

Digitized by Google

anziehendes Äußere. Hebbel meinte später von den Schwaben, sie stellten „den Übergang von den Stammelnden zu den Stummen" dar und verglich Uhland mit dem „feurigen Tropfen Weins, den man in alten Rathaus-Kellern zuweilen in einem Fasse Eis gefunden haben soll". Er fühlte sich gehörig abgekühlt und nahm sich vor, nie wieder vor irgend einen Menschen mit Befangenheit hinzutreten. Zu einem Gespräch kam es nicht, mit unbegreiflicher Schwierigkeit konversierte Uhland über die unbedeutendsten Dinge, so daß Hebbel „mit Mißbehagen" von ihm schied. Über Reutlingen, Ulm, Augsburg, Dachau usw. ging der Weg weiter nach München, wo er am 29. September 1836 eintraf und vor dem Tore ein notwendiges Paar Stiefel erhandelte, was ihm als gutes Omen erschien. In 18 Tagen war er mehr als 70 Meilen weit gewandert und hatte nicht mehr Geld gebraucht, als bei einer Fahrt in der Pöckeltonne des Postwagens.

In der Max-Vorstadt, Sommerstraße Nr. 3 bei der Frau Revisorin Rüerl, eine Treppe hoch, bezog Hebbel Quartier; statt, wie beabsichtigt, ein halbes Jahr, blieb er volle drittehalb, Jahre voll innerer Erlebnisse, aber wenig ereignisreich an äußerem Geschehen. Die „finstre Stadt" ließ ihn zum Dichter reifen. „Jetzt nicht mehr stud. jur., sondern Litterat," so unterschreibt er sofort den ersten Brief an Elise und bezeichnet damit scharf den Umschwung, der sich in ihm vorbereitet.

Zuerst erwies sich die Ortsveränderung wieder günstig: er fand das Leben schöner, weil es anders war, seine Hypochondrie, seine Unzufriedenheit mit sich selbst verschwand, soweit dies möglich war, er hatte das Leben wie frische Luft eingeatmet und hoffte, daß es etwas in ihm hervorbringen werde. Die Residenzstadt imponierte ihm durch ihre Pracht, das Haus, in dem er für 6 fl. monatlich ein Zimmer bewohnte, hätte in Hamburg für ein Palais

Digitized by Google

gelten müssen, später erst mußten ihn die Freunde darauf hinweisen, daß es feucht sei. Auch lebte „Herr von Hebbel", wie er nach Münchner Brauch hieß, in diesem glänzenden Palais recht wenig kavaliermäßig. Sein Mittagessen bestand in Brot und selbstbereitetem Kaffee, er mußte seine Groschen genau zusammenhalten. Übrigens muß München damals wirklich billig gewesen sein; Emma Förster schreibt 1833 über die Preise: ein Zimmer koste monatlich 8 fl., Mittag 18 Kreuzer, der ganze Tag mit allem 36 Kreuzer; ein Fräulein von Dinklage zahlte ihren Hausleuten 12 Kreuzer, dafür hatte sie Mittagessen und Brot zu Kaffee und Tee. Hebbel freilich verzehrte nicht so viel, denn nach seiner Berechnung brauchte er im Monat, Wohnung und Stiefel mitgerechnet, nur 20 fl., das ging aber nur unter unsäglichen Entbehrungen, vor allem ganz unzureichender Ernährung, die dem Hungern nahe verwandt war. Dabei steigerte sich seine Nerventätigkeit immer mehr, und der furchtbare Gast aus Asien, die Cholera, hatte ihren Einzug gehalten, Katakomben von Opfern fordernd.

Hebbel nahm es bei seinem Eintritt in München sofort ernst mit seinen Morgenblatt-Korrespondenzen und suchte die Eigentümlichkeit des Oktoberfestes in einem Berichte festzuhalten. Es gelang ihm, ein recht buntes Bild des Treibens zu geben; nur zeigte sich bald, daß er zum Korrespondenten nicht geschaffen sei: einmal hatte er weder Gelegenheit noch die Gabe, sich in die wechselnden Erscheinungen des Tages hineinzufinden, dann aber mangelte ihm jene Leichtigkeit, Halberfaßtes mit flinker Feder darzustellen, die zur Journalistik gehört. Was er nicht innerlich bewältigt und in seiner relativen Gesetzmäßigkeit erkannt hatte, das blieb ihm gleichgültig. Rendtorf verließ München zudem bald und dadurch verlor Hebbel ein Bindeglied mit der Außenwelt, er war ganz auf sich angewiesen und wurde auch nicht mehr, wie in Heidelberg, durch

Digitized by Google

seine Studien mit anderen jungen Leuten zusammengebracht, obwohl er einzelne Vorlesungen an der Universität besuchte. Die juridische Fakultät konnte den Schüler Thibauts allerdings nicht locken, wohl aber die Kollegien eines Schelling und eines Görres. Am 5. Dezember scheint er zum ersten Mal Schelling gehört zu haben, was er im Tagebuch zu verzeichnen für nötig fand. Der unmittelbar darauf folgende Eintrag mit seiner interessanten Verbindung von physiologischer Beobachtung und daraus gewonnenem philosophischen Resultat ist durch die Vorlesung angeregt: „Doppelte Art des Seyns: das von Anfang an Gewesene und das Geworbene. cogito ergo sum; bin ich nicht viel mehr in der Gewalt des in mir Denkenden, als dieses in meiner Gewalt ist?" Gerade Schellings Münchner Vorlesungen zeichnen sich durch die scharfe Kritik aus, die er an dem Cartesianischen Satz ausübte, wobei sich als Resultat ergab, man müßte sagen: „es denkt mir, im Sinne von es träumt mir". Dadurch wurde der Dualismus zwischen dem Denkenden und dem Gedachten wieder betont und einer neuen Synthese vorgearbeitet. Hebbel hatte jedoch schon früh in sich ähnliche Gedanken entwickelt und fand jetzt bei Schelling nur eine Stütze für seine Ansichten. Im Tagebuche kehren von da an Aphorismen häufig genug wieder, die beweisen, daß er zwar nicht Schellings Philosophie annahm, wohl aber durch sie in seinem selbständigen Denken gefördert wurde, wahrscheinlich ohne daß er es selbst merkte. Besonders die hohe Stellung, die Schelling dem Kunstwerk anwies, war ganz im Sinne Hebbels, während er in religiöser Hinsicht andere Wege ging und vor allem die Idee Schellings, daß zu einer bestimmten Zeit Gott Vater den Gott Sohn hervorbringen mußte, als ein Hineinlegen des Dualismus in die Gottheit zurückwies. Den ernstlich angestellten Versuch, sich in Hegels „Phänome-

Digitized by Google

nologie des Geistes" einzuarbeiten, mußte Hebbel bald als unmöglich aufgeben.

Wie weit Görres auf Hebbel wirkte, läßt sich schwer sagen, nur so viel steht fest, daß dessen Ausblicke auf die Mythen der verschiedenen Völker, dessen religionsgeschichtliche Ausführungen nicht ohne tieferen Eindruck blieben, wenn auch vielleicht damals schon das Gemisch von „Jakobinertum" und Mystik, von genieähnlichem Spiel mit den Ideen und unduldsamem Fanatismus für Hebbel nur ein Gegenstand künstlerischen und philosophischen Interesses, mehr belustigend als fördernd war. Ob er eine Vorlesung Franz von Baaders hörte, weiß ich nicht; er gedachte später seiner Meditationen über Jakob Böhme und besprach ein Wort Baaders über das Böse mit Rücksicht auf Goethes Mephistopheles, wobei er seiner Ehrfurcht „vor dem großen Denker" Ausdruck lieh.

Aber diese Vorlesungen bildeten nur eine vorübergehende Episode des Münchner Aufenthaltes, die Haupttätigkeit entfaltete Hebbel als Autodidakt, wie er es von Jugend an gewöhnt war. Je weiter er fortschritt, desto weniger entsprach ihm ein geniales Berufen auf seine Subjektivität, desto mehr erkannte er, wie wichtig für einen Dichter die Aufnahme des allgemeinen Bildungsstoffes sei. Dafür legt bedeutsames Zeugnis ein Brief ab, den er wahrscheinlich in Erwiderung auf eine gegenteilige Äußerung des Hamburger Genossen und federgewandten Litteraten Janinski-Jahnens, am 26. Mai 1837 schrieb:

„Du meinst, alle Schulgelehrsamkeit der Welt vergrößere die poetische Mitgabe um kein Haar. Das ist wahr, aber daraus folgt noch Nichts, was jene Schulgelehrsamkeit verächtlich oder auch nur entbehrlich machte. Das Ohr verstärkt das Auge nicht, doch um das Rätsel der Welt zu verstehen, müssen wir zugleich sehen und hören können; ein Organ (und wär' es auch das vollkommenste) reicht für die Unendlichkeit nicht aus. Dazu sind Schulgelehrsamkeit und Wissenschaft so verschiedene

Digitized by Google

Dinge, wie Metrik und Poesie. Es gibt noch etwas, was über Wissenschaft und Kunst steht: das ist der Künstler selbst, der in sich die Menschheit in ihrer Gesamtkraft und ihrem Gesamtwillen und Streben repräsentieren soll. Daraus, daß der Dichter in einer Hinsicht mehr besitzt, folgt nicht, daß er in einer anderen weniger besitzen dürfe; eher das Gegenteil. Thorwaldsen hat gewiß Jahre lang Anatomie und Osteologie studiert, bevor er seinen Jason schuf und schaffen konnte; der Dichter, der die unendlich schwierigere Aufgabe hat, die Seele in ihren flüchtigsten und zartesten Phasen zu fixieren, den Geist in jeglicher seiner oft bizarren Masken auf das Unvergängliche zu reduzieren und dies Unvergängliche (ich spreche vom Dramatiker, wie eben vorher vom Lyriker) plastisch als Charakter hinzustellen, darf in keinem Gebiet fremd sein, was zu Seele und Geist in irgend einem Bezug steht, denn nur, wenn er das Universum . . . in sich aufgenommen hat, kann er es in seinen Schöpfungen wiedergeben. Das haben auch alle Hohepriester der Kunst gefühlt; Goethe war eine Encyklopädie und Shakespeare ist eine Quelle der englischen Geschichte."

Hebbel lief nicht aus der Schule des Berufstudiums, um sich in der Mitte des Waldes niederzulegen und nicht mehr aufzustehen, er wollte sich durchringen, wenn er auch noch so große persönliche Opfer bringen mußte. „Wirf weg, damit Du nicht verlierst", hatte er sich schon bald nach dem Eintritt in München als „beste Lebensregel" notiert; er warf weg, was er nicht brauchen konnte, das zu einer Staatsanstellung unerläßliche Fachstudium, er warf es weg, um nicht zu verlieren, was ihm höher stand: die Ausbildung des Künstlers, der eigenen Persönlichkeit, seines eigentlichen Berufs. Kamen auch Zeiten des Zweifels, ja der Verzweiflung in der Münchner Einsamkeit, kamen auch Augenblicke, in denen ihm sein Dichterberuf als ein Fluch erschien, es fiel ihm nicht ein, umzukehren, er rang vielmehr mit der eigenen Verzagtheit, selbst auf die Gefahr hin, den Mühen zu erliegen.

Er hatte niemanden, der ihm hilfreich die Hand geboten hätte, keinen Berater, keinen älteren Freund, vor allem keine Autorität, der er sich so gerne hätte beugen wollen. Ja lange fehlte es ihm sogar an einem persönlichen Ver-

Digitized by Google

kehr, nur sein Tagebuch und die tagebuchartigen Briefe, die er an Elise schrieb, so weit es das hohe Porto gestattete, boten einen ungenügenden Ersatz. Was er lernt, woran er sich bildet, das bieten die Bücher, die ihm nicht einmal leicht zugänglich waren, das bieten die Kunstwerke, deren Anblick ihm zum ersten Mal in reichstem Maße durch die Münchner Sammlungen geboten wurde. München befand sich damals in jenem Umbildungsprozeß, der aus einer rückständigen Provinzstadt die große deutsche Kunststadt machte. Noch war alles unfertig, was der Dichterkönig Ludwig für seine Residenz plante. Wir können das Bild, das Hebbel in seinem „Gemälde von München" später entwarf, durch die Skizze ergänzen, die Hermann von Lingg in seiner Selbstbiographie gibt. Lingg bezog 1837 die Universität München als Mediziner von Kempten aus; als Kleinstädter starrte er bewundernd die Bauten an: Residenz, Glyptothek, Kirchen und Paläste; Propyläen, Siegestor und Feldherrnhalle standen noch nicht, gleich hinter dem Bibliothekgebäude endete die Ludwigstraße, die Universität war im alten Akademiegebäude, dem Pschorrbrauhaus gegenüber, untergebracht, ganze Stadtviertel boten als unbebaute Wiesen noch die freie Aussicht auf das ferne Gebirge. Noch sah man bei den Kindern des Volkes die alte Tracht; die Riegelhäubchen, silbern oder golden, zierten die anmutigen Köpfchen, die sich beim Eintritt in die Theatinerkirche fromm neigten, in den Straßen aber mit kecker Lebensfreude drehten und die lebhaften Äuglein in unschuldiger Sinnlichkeit aufblitzen ließen.

Bald nach seiner Ankunft lernte Hebbel ein solches Riegelhäubchen kennen, Ende Oktober 1836 begegnet zum ersten Mal im Tagebuch mit einem hübschen naiven Wort der Name „Beppy", schon am 3. Dezember heißt sie „die liebste, teuerste Beppy", mit der eine Adventsmusik in der Michaelskirche morgens um 6 Uhr gehört wurde,

Digitized by Google

kurze Zeit darauf deutet eine Eintragung schon auf die größte Intimität hin, am 23. Dezember zeichnet sie ihren Namen eigenhändig im Tagebuch ein: Josepha Schwarz. Nur noch zwei anderen weiblichen Wesen hat Hebbel diesen bevorzugten Platz eingeräumt: am 20. April 1835 Elise Lensing und im Sommer 1846 Christine Enghaus. Anders als diese beiden Frauen spielt das katholische Mädchen, von dessen Lippen „der gottesverlorne Ketzer" speiste, in Hebbels Leben hinein. Sie war eine Tischlerstochter ohne jegliche Bildung, aber voll gesunden Menschenverstandes, nicht ohne Phantasie, von deren Tätigkeit ein reiches Traumleben Kunde gab, mit einem schlichten Mutterwitz begabt, fügsam und anschmiegend, dabei doch nicht ohne frische Herbheit, vor allem aber: sie hatte echtes Weibempfinden und liebte den Mann, der sich zu ihr herabließ. Ende des Jahres 1836 machte sie ihm Geständnisse, deren Inhalt ihn nur ihre große Aufrichtigkeit vergessen lassen konnte, sie muß ihm die Geschichte ihrer Verführung erzählt haben; es war ihm unmöglich, „jedes bittere Gefühl auf einmal zu unterdrücken" und ihre aus dem tiefsten Herzen kommende Bitte: „ach Gott, verzeih's mir" zu gewähren. Sie trennten sich, als sei es zwischen ihnen aus, so daß Beppy in der größten Aufregung nach Hause ging und glühend in jeder Ader „den kalten Tod heruntertrank"; „mit uns — glaubt' ich, — ist's ja doch vorbei, mir ist kein Glück bestimmt, so will ich denn auch nicht länger leben!" Sie versöhnten sich aber bald und hielten von da an fest zusammen. Wie es scheint, wohnte sie ihm gegenüber, denn er konnte zu ihr hinauf sehen, wenn sie sich am Fenster blicken ließ, und pflegte ihm des Morgens die „Landbötin" zu bringen. Wahrscheinlich im September 1837 scheint er zu ihren Eltern gezogen zu sein und später mit ihnen zweimal die Wohnung gewechselt zu haben. Sein Verhältnis zu der

Digitized by Google

Tochter seiner Hausleute erfüllte Gartner und Ihering ihrem Geständnisse nach bei zufälliger Entdeckung in gleicher Weise mit bedenklichem Staunen. Uns geht es anders, wir verstehen es vollkommen. Beppy war sinnlich, „rein tierische Liebe" warf ihr der Geliebte wohl in einem ärgerlichen Augenblicke vor, sie kam dem Manne gewiß auf halbem Wege entgegen; Hebbel hatte seine Erfahrungen auch schon hinter sich und schloß sich an das einzige weibliche Wesen, das sich an ihn klammerte, wohl mit größerer Wärme an, als er vielleicht selbst wollte. Man darf nicht vergessen, daß er wenigstens im Anfang als unabhängiger, wohlhabender junger Mann galt, denn er verstand es, seine Not zu verbergen. Daß er Mittags seinen Kaffee und dazu einen Kuchen genoß, wurde für ein Zeichen seiner günstigen Situation angesehen, die Hausleute wußten ja nicht, daß es sein ganzes Mittagessen bildete.

Beppy hielt ihm seine Wäsche in Ordnung, vielleicht war sie ihm zuerst als Wäscherin entgegengetreten? Er begleitete sie in die Kirchen und koste wohl auch im Englischen Garten mit ihr. Im Juni 1838 versprach er ihr, von Hamburg aus in Zeit von zweieinhalb Jahren 100 Gulden zu senden; dadurch konnte er glauben, seine Schuld ihr gegenüber zu tilgen. Das Mädchen und noch mehr die Eltern scheinen das Verhältnis freilich ernster aufgefaßt zu haben, es soll nach Gartners Zeugnis zu Szenen gekommen sein, besonders da ein leichtsinniger verschwenderischer Sohn und seine Verhaftung als Dieb ohnehin große Beunruhigung in die Familie brachten. Es waren dumpfe Verhältnisse, es war eine niedrige Sphäre, in der Hebbel lebte, drückend, kerkerhaft die Zustände, dabei keine Aussicht auf Befreiung, nicht einmal ein augenblickliches Gegengewicht durch einen anderen gesellschaftlichen Verkehr. Alle Woche einmal besuchte ihn Schumann, der Bekannte aus Heidelberg, Sohn eines Münchner

Digitized by Google

Appellationsrates, doch bot er als „Grenzmensch“ nicht, was Hebbel brauchte. Einen Wesselburner Evers traf er nicht zu seiner Freude, schüttelte ihn auch bald ab. So lebte Hebbel in der großen Stadt, „wie auf einer wüsten Insel“, begann seinen Tag wohl, indem er sich in Uhlands Gedichten „berauschte“, ging in den botanischen oder den Hofgarten, hörte die Militärmusik bei der Parade, nachmittags arbeitete er; seine Korrespondenz mit dem noch in Heidelberg zurückgebliebenen Rousseau ward immer bedeutender, der junge Bayer ihm jetzt erst ein Freund. Auch an Elise schrieb er, unermüdlich aber war er in dichterischen Versuchen.

Während die Cholera die Nichtigkeit des Lebens eindringlichst dartat, nahm er den schon in Hamburg begonnenen „Schnock“ vor, um durch die Darstellung eines nichtigen Daseins mit seinen Widersprüchen und Kleinlichkeiten die Spannung zu mildern, die von der verderblichen Seuche erregt wurde. Stärker als in früheren Werken stand er dabei unter dem Einflusse Jean Pauls, an dessen „Schmelzle“ er selbst seinen Roman maß. Der Feldprediger wie der Schreinermeister sind feig, was sich in einer Reihe von zum Teil ähnlichen Szenen zeigt, aber sofort sehen wir einen bedeutsamen Unterschied zwischen dem Vertreter einer bereits vergangenen Epoche und dem Repräsentanten einer sich erst emporringenden. Bei Jean Paul der Kontrast zwischen Schmelzles vorsichtiger Zaghaftigkeit und seiner Stellung im bürgerlichen Leben: er ist Feldprediger und darum wird seine Vorsicht zur Feigheit; um den Kontrast noch schneidender zu machen, heißt er Attila, das sind Zufälle, die eintreten konnten, aber nicht mit Notwendigkeit erfolgen mußten. Hebbel sucht seinem Schnock gerade diese innere Konsistenz zu geben, indem er einen Riesen an Körperkraft als Feigling erscheinen läßt, also, wahrscheinlich in Erinnerung an seinen Jugendgenossen

Digitized by Google

Barbeck, den Kontraſt aus der Wurzel der Natur herauswachſen läßt. Jean Pauls drolliger Attila iſt ein Spiel der Phantaſie, Hebbels Schnock ſoll eine notwendige Naturerſcheinung werden. Der Konflikt zwiſchen dem Äußern und dem Innern, wie ihn Schnock erlebt, iſt im Grunde tragiſch, er wird uns aber dadurch komiſch, daß alle Gefahren nur in ſeiner Einbildung beſtehen, daß er immer mit Windmühlflügeln kämpft. Hebbel hatte den Don Quixote am Krankenbett ſeines Vaters geleſen und eine grauenvolle Wirkung erlebt, weil er, wie der junge Heine, die Ironie des Werkes noch nicht erfaßte. Nun geſtaltet er einen ähnlichen Verblendeten, der Furchtbares ſieht, wo es nicht iſt, der ſich mit Dingen abquält, die einem jeden andern gar keine Schwierigkeiten machen würden, aber die behagliche komiſche Wirkung will ſich nicht recht einſtellen, weil die Darſtellung ſich dagegen ſträubt. Es gelingt uns nur ſchwer, jenen freien Standpunkt einzunehmen, von dem uns ein ſolches Daſein im richtigen Verhältnis erſcheint, und Hebbel hat es uns nicht erleichtert, indem er die Ichform der Erzählung wählte und alles auf den engſten Raum zuſammendrängte. Das „niederländiſche Gemälde", das Hebbel hier ſchaffen wollte, kam nicht ganz ſo zuſtande, wie es ihm vorſchwebte, er ſah ſelbſt ein, daß ihm der lange Atem des Epikers fehle. „Ich bin gleich immer fertig," klagt er wohl und ſpricht dadurch ein Lob aus, das in einer Zeit der breiteſten Geſchwätzigkeit nicht gering war. Er nahm am „Schnock" eine Umarbeitung vor, indem er manches in Hamburg bereits Vollendete ſeinem neuerlangten Stilgefühl folgend ausſchied; da wir ſein Werk aber erſt in einer ſpäteren Wiener Faſſung beſitzen, iſt es ſchwer, es für die Münchner Zeit auszunutzen.

In die erſten Monate ſeines dortigen Aufenthaltes gehören noch mehrere Verſuche dieſer Art, die ſich er-

Digitized by Google

halten haben, während er anderes später in einem Anfall von Verzagtheit zum Feuertode verurteilte. Des Fragments seiner geplanten „Reisebeschreibung": „Ein Abend in Straßburg" wurde schon gedacht; es ist recht unerfreulich und nur deshalb bedeutsam, weil es uns verrät, wie sich Hebbel gegen seine Natur den damaligen Zeitton abringen wollte. Auch die Skizze „Die Obermedizinalrätin", in Laubes „Mitternachtszeitung" 1837 erschienen, mit ihrem etwas gequälten und quälenden Motiv ist unbedeutend, hervorzuheben wäre nur, daß sich Hebbel über einen Typus der Zeit, die unverstandene Frau, lustig machte, was aber deshalb seine Schwierigkeit für ihn hatte, weil er noch gar keine Fühlung mit der geschilderten sozialen Schichte hatte. Das muß wohl auch der Mangel seines großen Romans „Der deutsche Philister" gewesen sein, der nicht nur eine ganze Hofgesellschaft, die Wiedereinführung des Jesuitenordens, sondern eine Zeitkrankheit darstellte; zwanzig Kapitel hatte Hebbel fertig, als er das Manuskript vernichtete. Von einem ausführlichen Charaktergemälde „Der Schneidermeister Nepomuk Schlägel" ist wenigstens das erste Kapitel „Nepomuk auf der Freudenjagd" erhalten und bringt ein unzweifelhaftes Selbstgeständnis. Als Hebbel in Lichtenbergs Schriften die Stelle über dessen Fertigkeit las, „aus jedem Vorfall des Lebens, er mag Namen haben, wie er will, die größtmögliche Quantität Gift zu eigenem Gebrauch auszusaugen", da fiel ihm die Ähnlichkeit mit sich selbst in die Augen; gegenständlich gemacht hat er sie in der Gestalt Schlägels. Dieser ist die Personifikation der „edlen Gifteinsaugungskunst", überall findet er mit teuflischem Vergnügen einen Anlaß zum Neid und wird auf seinem Pirschgang nach solchen Freuden vorgeführt. Wieder soll die Komik, wie beim Schnock, daraus folgen, „daß Schlägel den Stoff, sich zu ärgern, immer in den scheinbar

Digitized by Google

am wenigsten dazu geeigneten Veranlassungen antrifft", so hat Hebbel selbst gesagt; wieder aber finden wir nur schwer den richtigen Maßstab für das Urteil, wir fühlen uns gedrückt, nicht befreit, wir ahnen die Tragik eines Naturells, das soweit geht, sich selbst um seine Vergangenheit zu beneiden, vermögen sie aber nur mit Mühe wegen ihrer Nichtigkeit zur Komik aufzulösen. Der Dichter steht mit zu wenig Freiheit seinem Geschöpf gegenüber, es ist nach einem seiner Bilder noch nicht die geistige Nabelschnur durchschnitten, durch die es mit seinem Schöpfer zusammenhängt. Zudem wirkt die Fülle der Motive auf engstem Raum verwirrend. Einen Schritt weiter auf dem epischen Gebiet machte Hebbel mit seinem „Meister Jakob", der im März 1837 begonnen, aber nicht fertig wurde; uns liegt in dem Fragment „Die beiden Vagabonden" der einzige Rest vor. Hier endlich hat er sich zu jener behaglichen Erzählungsweise durchgerungen, die in launigen Ausführungen selbst bedenkliche Zustände künstlerisch möglich macht und uns zum ungestörten Genuß des Komischen gelangen läßt. Es führen einzelne Fäden vom Schnock zum Meister Jakob, vielleicht weist die Erfindung sogar noch in die Heimat zurück, weil eine Geschichte des „Dithmarschen und Eiderstedter Boten" ähnliche Abenteurer vorführt; wir können auch an Tiecks „Abraham Tonelli" erinnern, aber das Fragment ist unzweifelhaft Hebbels gelungenster Versuch im komischen Fach, wenn er auch an die tragische Novelle „Anna" nicht heranreicht. Die Komik Hebbels hat einen tragischen Untergrund, dafür charakteristisch ist eine gelegentliche Tagebuch-Bemerkung; er betrachtet eine sich an der Fensterscheibe vergebens abmühende Fliege und meint, ob nicht die Bestrebungen der Menschen einem höheren Wesen ähnlich erscheinen müßten? So faßt er das Wesen seiner Gestalten komisch auf, darum wird seine Komik nur zur Kehrseite der Tragik; sein

Digitized by Google

Humor ist der empfundene Dualismus, ist Darstellung des Ideals in seinem vergeblichen Ringen nach Gestaltung.

In diesem Sinne humoristisch muß auch das kleine Märchen „Der Rubin" genannt werden, das im Frühjahr 1837 entstand. Die Einkleidung der Idee fand er plötzlich bei einem Spaziergange, da er einen funkelnden Stein auf der Erde liegen sah, sie war übrigens durch Erfindungen der Litteratur nahegelegt, man erinnere sich etwa an Börnes Märchen „Honestus". Die Idee selbst kennen wir bereits: „Wirf weg, damit Du nicht verlierst!" Hebbel zeichnet in seinem Assad einen Menschen, der mit Gewalt einen Rubin in seinen Besitz bringt und ihn mit allen Mitteln festhält, da er erfährt, daß eine schöne Prinzessin darin eingeschlossen ist. Er kann sie erlösen, nur weiß er nicht wie, und tut man gerade das, was ihn von seinem Ziel vollständig entfernt; er will von dem Stein nicht lassen, und doch ist dies das einzige Mittel, um die Prinzessin zu befreien. Darin gleicht er allen übrigen Menschen, deren Tun deshalb humoristisch wird, weil es ihrem heiß erstrebten Glück widerspricht. Darin steckt aber nach Hebbels Ansicht auch die Tragik des Menschendaseins; jedes Individuum trennt sich als solches von der Idee, der es doch zustrebt, schon seine Existenz ist seine Tragik. Es muß zerstört werden, um wieder in die Idee aufzugehen; das geschieht den tragischen Gestalten im engeren Sinn des Wortes; die humoristischen dagegen lösen sich selber auf, wie Schnock, wie Schlägel und wie am harmonischesten Assad. Man erkennt aber die tiefe Tragik, die einen solchen Humor allein hervorrufen kann. In diesem Sinne deutet er auch Solgers Ironie „als den Blick auf das Ausgleichende, das in Zeit, Zufall und Schicksal liegt, und das den Dichter, der es schon im voraus mit dem geistigen Auge erfaßt hat, das Ungeheuerste der Gegenwart leicht und leichtsinnig betrachten und behandeln läßt".

Digitized by Google

Ein solcher Humor aber hat mehr Befreiendes für den Schaffenden als für den Genießenden, darum erschließen sich Hebbels Werke dieser Art so schwer dem Verständnis.

Sein tiefer Ernst steht übrigens im schärfsten Gegensatz zu der damaligen führenden Litteratur, die sich gerade während seiner Münchner Jahre deutlicher entfaltete. Zu ihr Stellung zu nehmen, war er von Anfang an genötigt, weil er sich nach einem Maßstab für seine eigenen Leistungen und für sein Können umsah. Jungdeutschland herrschte allenthalben, Gutzkow und Laube standen im Vorgrund der Jugend, jener um zwei, dieser um sieben Jahre älter als Hebbel, beide seit der Julirevolution für Politik und Litteratur tätig, beide nach regelrecht absolvierten Studien mit dem Doktorhut ausgestattet, beide sofort als Schriftsteller und Journalisten sich betätigend. Es hätte keinen Sinn, die ganze, keineswegs noch vollständig geklärte Frage nach dem Jungen Deutschland und seiner Bedeutung von neuem aufzurollen, sie gehört nur soweit hierher, als sie für Hebbel in Betracht kommt. Für die ganze Gruppe, die mehr durch einen Zufall, als durch innere Notwendigkeit zu einer äußeren Einheit gestempelt wurde, kann man ein Schlagwort brauchen, das Laube für sie geprägt hat, wenn er in einer seiner bummeligen „Reisenovellen" sagt: „Was früher klassisch, romantisch war, das ist im modernen Leben interessant geworden." Es wäre vergebliches Bemühen, wollte man den Begriff fest umschreiben, der Ausdruck will nur das damals Neue, „Moderne", wie man auch sagte, bezeichnen. „Bei größerer Kultur und komplizierteren Verhältnissen geht die Einfachheit, und darum der Zauber der ungeschminkten Schönheit verloren, das Interessante kommt an die Reihe. Denn das Interessante ist jene glückliche Hand, welche glücklich auswählt." Man sieht, das ist noch viel unklarer, als was einstens Friedrich Schlegel als

Digitized by Google

Romantisches neu konstruiert hatte. Wir finden aber das Interessante nun überall: in Werken und Aufsätzen, in Novellen und Briefen, in Romanen und Skizzen, schillernd im buntesten Kolorit eines sogenannten Esprit, hervorstechend durch geistreichelndes Reden und rasch fertiges, sicheres Absprechen, einmal kokettierend mit wohlfeiler Sentimentalität, dann wieder frivol in aufdringlicher Schlüpfrigkeit; jetzt in wenigen boshaften Witzen eine litterarische Erscheinung, einen Schriftsteller oder Gelehrten vernichtend, dann in kühnem Sprung einer politischen Meinung Ausdruck leihend; unstät, hastig, zufahrend, großtuerisch, aber niemals ganz ernst zu nehmen, niemals überzeugend, ja nur glaubhaft. Wieder ist eine Generation erstanden, die im Auflösen der Gattungen ihr Heil erblickt, in einem Vermengen der Stile, einem Verrücken der Grenzen, und wenn sie anders erscheint, als die Romantik, so trug daran die Zeit, die nicht mehr litterarisch allein war, sondern vor allem politisch, trug daran der Mangel an poetischer Begabung die Schuld, an der diese Jugend krankt. Gutzkow wahrt noch den künstlerischen Sinn, während der nüchterne Laube vollständig der ungewollten Parodie verfällt. Ohne die Grazie Heines und ohne den Geist Börnes macht er in seinen entsetzlichen „Reisenovellen", dieser Musterkarte fremder Originalität, den Nachahmer beider. Hier zerzupft er ein Novellenmotiv in einzelne Fäden und schlingt es durch seine kritischen oder ethnographischen Bemerkungen, dort folgt er dem Rezepte Börnes und läßt sich etwa auf spanische Litteratur ein, um seine politischen Rodomontaden auszukramen; bald witzelt er über seine Freunde und Lehrer, bald macht er sich über seine früheren Ideale lustig. Die einzige Form, die er kennt, ist die Formlosigkeit; man könnte von ihm sagen, was er von Leipzig gesagt hat: „Seine Natur ist platt und gewöhnlich, mit Mühe werden ihr einige Gedanken anerzogen." Er schreibt,

Digitized by Google

um zu verdienen, er macht den Reisenden für Otto Wigand in Leipzig, seine Artikel sind „Papier, Druckerschwärze, Humanität, Länder- und Menschenkunde, Wissenschaft en gros und en détail, Langeweile und kurze Waren", er strebt nicht höher als darnach, seine „Rosse an die Interessen des Tages" zu binden, „Zeitschriftsteller" will er sein und macht sich nichts daraus, zu vergehen und um so schneller, je eher seine Wünsche befriedigt werden, in der Überzeugung: „all die geschäftigen Leute, welche jetzt hantieren, als geschähe es für die Ewigkeit, sinken in ein ewiges Vergessen." Wenn er seine Zeit tadelt, weil der Kaufmannsgeist herrsche und der Poesie direkt zuwiderlaufe, so trifft er sich und die ihm Nahestehenden. Auch Gutzkow, obwohl Laube hoch überragend, dachte doch immer zu allererst, was sich mit einem Verleger „machen" läßt; auch er schreibt, um zu leben, lebt nicht, um zu schreiben; auch er, wie der Cäsar seiner „Wally", nimmt an allem „Himmel, Hölle, Erde und was drauf, drinnen und drunter ist", nur Interesse, um „eine hübsche Wendung darüber zu haben"; auch ihm steht das, was er poetisch nennt, das Interessante „höher, als die Gesetze der Moral und des Herkommens". Den Werken des Jungen Deutschland fehlt es an innerer wie an äußerer Form, sie erscheinen gemacht, nicht geworden; sie kokettieren und affektieren, radotieren und kritisieren, politisieren und schwadronieren, daß wir Mühe haben, sie auch nur zu Ende zu lesen. Schon ein äußeres Moment, das freilich durch die Zensurbestimmungen bedingt war, berührt uns abstoßend: die Bücher mußten auf zwanzig Bogen gebracht werden, ob es der Stoff vertrug oder nicht. Und diese Schriftsteller bringen es zustande, denn sie waren keine Dichter, sondern litterarische Geschäftsleute. Doch folgt aus allen diesen Eigenschaften das Zerfließende, Unklare ihrer Werke, das, weit entfernt von dem Ahnungsvollen der Romantik, unpoetisch,

Digitized by Google

ja poesiefeindlich ist. Wer sich etwa bemüht, den Inhalt wiederzugeben, der sieht bald die Unmöglichkeit ein, weil zu wenig feste Bestandteile vorkommen; wer sich Rechenschaft ablegen will über die Charaktere und ihre psychologischen Übergänge, der muß es aufgeben, weil die Figuren sich selbst und ihren Schöpfern, wie Gutzkows Seraphine „Rätsel" sind. Gutzkow und Laube sind es aber fast allein, die bei einem Urteil über das poetische Können des Jungen Deutschland in Betracht kommen, denn Heine gehört auf ein anderes Blatt, Mundt und Wienbarg dagegen zählen als Dichter überhaupt nicht.

Hebbel knüpfte schon am 13. Mai 1836 mit Laube, freilich nur äußerlich, an, indem er ihm für seine „Mitternachtszeitung" den „Barbier Zitterlein" und dann, gerade ein Jahr später, am 23. Mai 1837 drei andere Manuskripte schickte; zu einem näheren Verhältnis zwischen beiden kam es übrigens nicht. Mit Gutzkow wurde die Verbindung Hebbels erst im Frühjahr 1838 durch Campe vermittelt, da er das Manuskript von Hebbels Gedichten Gutzkow zur Beurteilung vorlegte; dieser erbat sich dann von Hebbel Münchner Korrespondenzen für den „Telegraphen", doch kam der Brief dem Adressaten zu spät zu, der auch nicht antwortete, um später freie Hand zu haben, sich gegen ihn zu stellen, wie er wollte und mochte. Trotz dieser äußerlichen Beziehungen stand Hebbel beiden Schriftstellern von Anfang an mißtrauisch gegenüber; er fühlte seinen inneren Antagonismus, denn sein ganzes Wesen widersprach ihrer Art. Wir brauchen uns nur an das zu halten, was Hebbel damals vollendete, um zu erkennen, wie grundverschieden er sich zu ihnen verhält. Hebbel war vor allem Dichter, der es als Lyriker schon zu einer ausgeprägten Individualität gebracht hatte; Gutzkow und Laube hatten aber nicht einen Zug vom Lyriker, ja sie gingen so weit, die Poesie der Uhlandschen Lyrik nicht

Digitized by Google

zu erfassen, was Hebbel mit einem gewissen Schauder erfüllte. Hebbel folgte mit seinen novellistischen Versuchen dem Muster Kleists und Tiecks, schloß sich nur in der Komik Hoffmann, Jean Paul und Börne an, war aber durchdrungen von der Überzeugung, daß Knappheit und Geschlossenheit zur Novelle, wie zu jedem Kunstwerk gehörten; er bot nur das Notwendige, während die beiden anderen sich in Weitschweifigkeit und bunter Arabeskenhaftigkeit gefielen. Hebbel suchte sich klarste Rechenschaft über seine Charaktere zu geben, die er vor sich sah und genau kannte: Gutzkow und Laube gaben Rätsel. Hebbel war erfüllt von ernstester Auffassung der Kunst und weit entfernt vom litterarischen Geschäftsgeist, ganz im Gegensatz zu ihnen. Er schuf nur, wenn er schaffen mußte, durchdrungen von der hohen Mission des Dichters; sie schrieben mit journalistischer Gewandtheit und ohne Prätensionen auf Unsterblichkeit. Zwischen solchen Gegensätzen gab es keine Gemeinsamkeit, wir begreifen, daß Hebbel an Elise schrieb: „Unsere Wege sind nun einmal verschieden und kein echtes Verhältnis ist möglich .... so lange diese Gesellen dominieren, ist für mich an kein Aufkommen zu denken, ich glaube ihnen an dichterischen Kräften überlegen und an polemischem Talent gleich zu sein, die gute Sache ist für mich, der Unwille über die jämmerlichen Halbheiten ist in Deutschland allgemeiner, als die Journale, die sie beherrschen und großentheils selbst schreiben, ahnen lassen"; besonders der „arrogante" Laube sollte bekämpft werden. Dieser Brief stammt aus dem August 1838 und zeigt eine aggressive Stimmung; es war viel in Hebbel vorgegangen, ehe es so weit kam, ehe sich eine Wendung zum Besseren ergab, ehe er, wie Meister Anton, die Stacheln, die er bisher in sein Inneres gedrückt hatte, nach außen kehrte.

Die Münchner Jahre bringen zuerst eine stets größer

Digitized by Google

werdende Depression, was aus Hebbels Lage nur zu verständlich wird. Die Sorgen wuchsen, da sein kleiner Geldvorrat immer mehr zusammenschmolz und seine Kleidung sich bedenklich abnutzte; seine Reizbarkeit nahm zu, weil die mächtig arbeitenden inneren Kräfte kein Gebiet für ihre Betätigung fanden; sein Mut schwand, je klarer er sich über seinen Beruf und sein Können Rechenschaft gab. Die Aussicht auf ein würdiges Dasein war ihm dicht verhüllt, ja er glaubte, daß sein Leben überhaupt verpfuscht sei. Das war nicht jener Weltschmerz, den damals so viele Dichter als Mode mitmachten, ohne viel dabei zu leiden; das war vielmehr wirkliche Qual, hervorgegangen aus dem Urgrund einer an sich gesunden Natur, war das Leben selbst, hingestellt in seiner vollen Bedürftigkeit, war der Fluch des Werdens und Wachsens, das nur fühlt, noch nicht gewachsen zu sein. Hebbel gehörte zu den Menschen, die bewußt und unbewußt immerfort ein Fazit ihres Lebens ziehen, wie ein Kaufmann vor dem Bankerott Bilanz auf Bilanz aufstellt. „Er rechnet unaufhörlich mit dem Schicksal" und ist darum des Vergnügens nicht fähig. Er fühlt „Lebensschmerz", weil ihm von vornherein das Leben völlig unmöglich gemacht, ein Ding daraus gedreht wurde, das er nicht brauchen kann und doch nicht wegzuwerfen wagt. Den Grund seines Unglücks glaubt er zu erkennen: es ist der Mangel einer Jugend; Jean Paul behielt so viel Mut, weil er doch als Kind im Paradiese war und es nun wieder zu gewinnen suchte. Das Wort, das Hebbel bei Tieck las: „nur wer Kind war, wird Mann", machte ihn erbeben; nun hatte das Gespenst, das ihn um sein Leben bestahl, einen Namen. „Ohne Glück keine Gesundheit, ohne Gesundheit kein Mensch!"

Hebbel war krank, das ist nicht zu verkennen; sein Körper allerdings widerstand noch den Entbehrungen, aber

Digitized by Google

das Innere wurde von jenem Leiden befallen, das sich in Übergangszeiten einzustellen pflegt. Bei ihm tritt damals geistig erst die Pubertät ein und führt eine Umwälzung seines ganzen Wesens herbei. Er fühlte den erwachenden Kraftüberschuß vorerst als einen Schmerz, weil er zu klar seine Mängel an positiven Kenntnissen, an allgemeiner und fachmännischer Bildung einsah und daran verzweifelte, diese Lücken ausfüllen zu können. Was er leistet, die wenigen epischen Versuche, die zahlreicheren lyrischen Gedichte, steht in keinem Verhältnis zu seinem großen Ziel, zu seinem immer mehr erkannten Beruf. Darum die rührende Bitte, mit der er schon zu Beginn des Jahres 1837 vor den Thron der ewigen Macht trat, die Bitte um einen Stoff zu einer größeren Darstellung. „Für so mancherlei, das sich in mir regt, bedarf ich eines Gefäßes, wenn nicht alles, was sich mir aus dem Innersten losgerissen hat, zurücktreten und mich zerstören soll!" Die Jahre verstrichen, und dieser heiß ersehnte Stoff stellte sich nicht ein. Hebbels Kraft wurde größer und größer, mußte sich aber mit lyrischen Entladungen begnügen, an sich nicht unbedeutend, im Verhältnis zu der inneren Spannung aber vollständig unzulänglich.

Auch seine Lyrik wird übrigens mit seinem ganzen Wesen immer finsterer, grübelnder, melancholischer. Während er in der Form freier und sicherer wird, erliegt er im Inhalt immer mehr dem Druck seiner Existenz. Er folgt nicht etwa einer Zeitstimmung, weder vom Byronismus ist etwas bei ihm zu spüren, noch von Lenaus Weltschmerz oder von Heines widerspruchsvoller Laune; fern steht er Freiligraths pathetischer Phantastik und der allenthalben wuchernden politischen Dichterei; Goethe hält er neben Uhland zu allerhöchst, aber er besitzt nicht die tiefhaltige Leidenschaft des einen, nicht die kernige Freudigkeit des andern. Mit der Rhetorik Schillers hat er endgiltig

Digitized by Google

gebrochen, aber seine ganze Natur drängt ihn zu philosophischen Grübeleien, für die er nach dem schlichtesten Gefäße greift. Er ringt mit den tiefsten Problemen, bedient sich aber der einfachsten Mittel und erzielt dadurch Wirkungen, die eine neue Phase der Lyrik verkünden. Seine Stimmung ist düster, die Form klar und durchsichtig; so entsteht jene Mischung von Hell und Dunkel, die schon in Heidelberg vorbereitet wurde.

Aber selbst für die Lyrik fehlten Hebbel eigentlich die erlösenden Erlebnisse. Bot sich ihm etwas von dem dar, was die Herzen der Dichter höher schlagen macht? Wo sprudelte die wichtigste Quelle, aus der so unendlich viele Lieder geschöpft werden: die Liebe? Kann man das Gefühl für die kleine Beppy, mit der ihn die Sinnlichkeit verband, kaum so nennen, so paßt dieser Name vollends nicht auf die Gefühle für die sorgende, mahnende, helfende, freilich oft auch mißverstehende Elise, die in Hamburg alterte und Hebbels Entwickelung aus den Briefen nicht ausreichend erfassen konnte. Elise bot ihm die Möglichkeit, mitunter den quälenden Monologen des Tagebuchs entfliehen und in geschriebenen Dialogen eine Abwechslung finden zu können, aber sie war ferne — Freundschaft, mehr nicht, fühlte Hebbel für sie. Leidenschaft, Entzücken, Lust und Qual, die Hebbel kannte, waren ihm verschlossen. Darum erscheint ihm die Liebe wohl wie ein Sternenhimmel und ein Blütenregen, den aber der müde Pilger halb erwachend für einen Traum hält, er seufzt und schließt die Augen wieder. Er muß den Blick in die Vergangenheit schweifen lassen, an die jugendliche Schauspielerin Hedwig Schulz oder an die heißgeliebte Doris Voß gedenken, wenn er Liebe fühlen will. Aber auch die anderen Quellen der Lyrik strömen ihm nicht mächtig, weder die Natur, die in München nicht viel darbot, noch das Vaterland, das ein Sohn Dithmarschens nicht im zerrissenen Deutsch-

Digitized by Google

land, nicht in Dänemark entdecken konnte. Wenn wir das recht überlegen, dann wird unser Urteil über Hebbels damalige Lyrik immer günstiger.

Er greift in sein Inneres und gestaltet den Schmerz seines Daseins in rührenden Gedichten, nicht in Klagen der Schwäche, sondern in unwillkürlichen Geständnissen. Schatten längst vergangener Zeiten umspinnen ihn, so daß er wohl ängstlich fragt: „Ist so ganz verarmt Dein Leben?“ Dann packt ihn wohl die Sehnsucht in die Ferne, „Wohin? das gilt mir gleich!“ oder der Wunsch: „Schlafen, Schlafen, nichts als Schlafen! Kein Erwachen, keinen Traum!“ Ein Frühlingshauch könnte ihn beschwichtigen, aber er wartet vergebens auf einen solchen. Das Grab steht immer vor seiner Seele, die gespenstische Stätte des Nichts, und fällt einmal ein Licht auf seinen Pfad, dann stammt er aus dem Leichenhaus. Was nützt es ihm, daß er sich selbst ein „memento vivere!“ zuruft, wenn er die Grabesgedanken nicht los werden kann. Ein grauenhaftes Vorempfinden des Todes vergällt ihm jede Freude, immer muß er denken: vielleicht „zum letzten Mal“! Dadurch wird jeder Moment des Glückes vernichtet, ja er wehrt sich scheu und zitternd vor dem Glück. Ihm fehlt die Kraft zur Freude, sein Besitz heißt Schmerz, ertragen kann er jedes Leiden, doch nicht trinken wie Wein; trotzdem ist er ein grimmer Zecher des Leidens, das er tropfenweis herabschlürft. Er kämpft und ringt, er gräbt und gräbt, weil ihm als Lohn verheißen ist, was er wünscht; der Lohn wird sein, daß er keinen Wunsch mehr haben, sich freiwillig ins Grab legen wird. In süßem Traum gibt dem Kranken der Lenzhauch Genesung, so daß er vor Freude erwacht und den alten Schmerz fühlt. Zwar möchte er den Duft genießen, ohne nach der Blume zu suchen, die doch nur mahnen würde, wie schnell sie welken soll, aber wie sein Blinder in einem späteren Gedicht kann

Digitized by Google

er es nicht lassen, auf die Gefahr hin, die Blume zu zertreten. Traum und Sein fließen ihm in eins zusammen, daß sie nicht mehr zu scheiden sind. Solche Stimmungen hält er in seinen lyrischen Gedichten fest, weil er sie erlebte; dafür legen die Münchner Briefe an Elise Zeugnis ab. Seine krankhaften Gefühle treiben ihn weiter und weiter, ja bis zum Gedanken an den Selbstmord; er wußte sich durch die kleinsten, erbärmlichsten Hindernisse um das Größte und Würdigste gebracht, obwohl er nach dem, was ihm bei so viel Schwierigkeiten zu bedeutender Menschen Zufriedenheit gelungen war, einiges Recht zu haben glaubte, auf ein ungleich Höheres, das ihm ohne diese Schwierigkeiten gelungen wäre, zu schließen. „Ich weiß mich aber doch zu fassen, und wenn ich (ich setze den Fall) einmal mit Extrapost aus der Welt gehen werde, so geschieht es — Du darfst darauf schwören — nicht aus Verzweiflung, sondern aus Hunger." Dieser merkwürdige Trostbrief wurde am 9. März 1838 geschrieben und beweist schon einen Fortschritt zum Besseren, früher hat er an den Selbstmord in ganz anderem Ernst gedacht und war höchstens durch die Scheu vor der Anatomie vor ihm zurückgebebt.

Seit dem Sommersemester 1837 stand ihm Emil Rousseau treu zur Seite. Er wurde jetzt noch stärker als in Heidelberg zum Schüler Hebbels und ging vollständig in dem bedeutenderen und älteren Freunde auf. Zu München am 12. Juli 1817 als Sohn eines Regierungsrates geboren, zeigte er von früh an Neigung zur Poesie, mußte sich aber auf den Rat der Seinen in Heidelberg dem juridischen Studium zuwenden. Schon dort verriet er den Einfluß Hebbels in dem Wunsche, den Übergang zur Litteratur machen zu dürfen, doch ging es nicht ohne Kämpfe; Hebbel selbst ließ es nicht an Warnungen fehlen, die Familie in Ansbach noch weniger, Emil aber blieb fest und erhielt endlich die Erlaubnis, sich der philosophischen

Digitized by Google

Fakultät zuzuwenden. Obwohl nur vier Jahre jünger als Hebbel, regelmäßig und gut für die Universität vorbereitet und in mancher Hinsicht zum Manne gereift, blickte er doch mit schwärmerischer Verehrung zu Hebbel auf. Er muß eine sanfte, zarte Natur gewesen sein, mild im Urteil, verträglich, rührend in seiner Duldung gegen Hebbels Herbheiten und Launen. Seine Familie hatte vielen Anhang in München, Hebbel scheint aber mit Absicht die gesellschaftliche Berührung mit diesen Kreisen vermieden zu haben, nur mit einem jungen Musiker, dem Juristen Franz Gartner, machte ihn Rousseau bekannt, so daß sich ein intimeres Verhältnis anknüpfte. Diesen beiden gegenüber konnte Hebbel die Neigung zum Darlegen seiner Gedanken, zum Belehren und Erziehen vollauf Genüge leisten, sie waren ein dankbares und lenksames Publikum. Gartners Mutter soll als unfreiwillige Hörerin im Nebenzimmer den mitunter salbungsvollen Ton Hebbels nach seinem Weggehen meist mit den Worten bezeichnet haben: „Na, ist die Predigt schon aus?" Mitunter waren wohl Rousseau und Gartner für Hebbel auch nur die Wand, zu der er sprach, ohne viel Rücksicht auf sie zu nehmen, was Rudolf Ihering, mit dem Hebbel gleichfalls hie und da zusammenkam, so sonderbar empfand. Aber besonders Rousseau stand Hebbel nahe, seit er am 13. April 1837 in München eingetroffen war, ein wirkliches Eingehen in dessen Wesen, Studien und Dichten ergab sich; mit Gartner bildete die Musik das Bindeglied, mit Rousseau die ganze Lebensauffassung, Bildung und Entwicklung. Leider sind wir auf die Geständnisse Hebbels und wenige Nachrichten angewiesen, besitzen aber an Rousseaus Arbeiten willkommene Gradmesser. Rousseau änderte das Studienziel, nicht aber den Studiengang; er setzte seinen Stolz darein, in der normalen Zeit zu einem Abschluß durch den Doktorgrad zu gelangen, und arbeitete redlich und unermüdet als

Digitized by Google

Student der Philosophie, obwohl er darüber seine dichterischen Anlagen nicht vernachlässigte. In beiden Richtungen förderte ihn der Verkehr mit Hebbel, dem zwar regelrechter Unterricht fehlte, der dafür aber die Gabe besaß, rasch zu erfassen und ganze Gedankenreihen ohne weiteres aus den Prämissen zu entwickeln; zudem verfügte Hebbel über ein beachtenswertes historisches Wissen, aus dem er mehr Nutzen zog, als die Durchschnittsmenschen aus größerer Gelehrsamkeit. Die Wahl des Themas zur philosophischen Dissertation zeigt uns Rousseau sofort als Schüler Hebbels. Das fünfundfünfzig Seiten umfassende Schriftchen führt den Titel: „Beurteilung der beiden berühmtesten Heldentaten, der Schlachten bei Thermopylä und Hemmingstedt, basiert auf eine Darstellung und Parallele der sozialen Zustände Spartas und Dithmarschens. Eine historische Abhandlung" (München 1838) und war somit eine Huldigung für Hebbels Heimatland.

Es ist ein recht erfreuliches Zeichen erlangter geistiger Reife, geschickt dargestellt und ziemlich selbständig im Urteil, wenn auch nicht ganz frei von Einseitigkeit. Indem der Verfasser einzelne Fakten der Geschichte herausgreift, schwebt ihm doch ein welthistorisches Problem vor, ja er geht weiter und versucht die Kritik durch Berücksichtigung ethischer Momente zu stützen. Zu diesem Zwecke schildert er die Verhältnisse beider Freistaaten, vergleicht ihre Verfassungen, ihre sozialen Zustände wie die aus ihnen sich ergebenden Charaktereigenschaften ihrer Bürger. Zum Vergleich zieht er Ereignisse anderer Zeiten und Völker herbei, geht sogar auf das moderne Griechenland ein, um als Bayer des Königs Otto zu gedenken. Ganz steht er auf Seite der Dithmarschen und wertet sie höher als die Spartiaten, denn er erkennt als Grundunterschied, daß bei jenen freie und selbständige, bei diesen erzwungene Tugend geherrscht und sich allenthalben gezeigt habe; so

Digitized by Google

bilden für ihn die beiden verglichenen Schlachten auch nur Folgen des aufgedeckten Grundunterschiedes, was mit Geschick und dialektischer Gewandtheit im einzelnen dargetan wird. Das Schriftchen verrät die Gabe des Verfassers, sich auf einen höheren Standpunkt zu erheben, Kritik zu üben, aber freilich nicht historische Quellenkritik, sondern geschichtsphilosophische Kritik. Mit sichtlicher Liebe wird der Charakter der Dithmarschen dargestellt, wobei sich die bezeichnende Wendung findet, es habe den Anschein, daß Deutschland „von diesem Grenzstaat noch Bedeutendes zu erwarten" habe. Das eigentliche Thema beginnt auf Seite 13 und schlägt den in solchen Arbeiten hergebrachten Ton an. Was vorangeht, ist eine allgemeinere, zum Teil scharf pointierte Geschichtsbetrachtung, und da haben wir den Eindruck, als gucke dem jungen Doktoranden die reifere Gestalt Hebbels über die Schulter. Es finden sich Sätze, die dieser geformt haben könnte, Ansichten, die aus seiner Schule stammen, Aphorismen, wie er sie zu prägen pflegte, Anschauungen, die für ihn zeitlebens bezeichnend blieben.

„Unsere gegenwärtige Menschheit ringt bewußt oder unbewußt nach Konzentrierung, nach Einheit"; „die Geschichte hat die Aufgabe, das Eigentümliche der Völkerzustände darzustellen, indem sie dieselben aus möglichst allen ihren Grundbedingungen entwickelt"; „die Geschichte der Menschheit ist die Darstellung einer göttlichen Idee, ist die Durchführung einer göttlichen Absicht, diese ist der letzte Zweck der abrollenden Weltbegebenheiten"; „tief fühlen wir den Organismus der Geschichte, in welchem kein Glied dem Ganzen ohne dessen Nachteil geraubt werden kann"; „das Tatgenie ist ein Produkt und Exponent seiner Zeit, die Begebenheit ist ein Gottesurteil. An seiner Tat entwickelt sich der Mensch, und seine Tat ist es, die ihn wieder richtet. So ist es auch mit der Geschichte. In der Geschichte entwickelt sich die Menschheit und die entwickelte Menschheit urteilt über die Vergangenheit. Die Geschichte ist die Lebensform der Menschheit"; „möglichst harmonische Entwicklung seiner Gesamtkräfte und Fähigkeiten und ein, der jedesmaligen Entwicklung angemessener Lebens- und Wirkungskreis ist höchstes Bedürfnis und das Ziel des Menschen".

Digitized by Google

Wenn man solche Sätze liest, glaubt man die Stimme zu hören, die ab und zu dem jungen Autor souffliert. Und wenn eine Reihe von Tatsachen zusammengestellt wird, um die scheinbare Nutzlosigkeit so mancher menschlich großer Tat, so mancher grandiosen Anfänge darzulegen, und es dann heißt: „Vor solchen Erscheinungen stehen wir mit Staunen und Schrecken und sehen uns an und fragen mit gepreßter Seele, wozu machte die Geschichte solchen Aufwand? Wir sehen die Menschheit in voller Tätigkeit und Anstrengung ihr eigenes Grab graben und beben bei diesem Schauspiel", so vernehmen wir nicht Hebbels Rede, wohl aber seinen Geist, denn es folgt der Trost: „Doch zagen wir nicht! Hat sich wohl die Weltgeschichte darum kümmern zu müssen geglaubt, daß der Feldherr eines kleinen Volkes, Josua, Heerführer der Juden, die Phönizier bedrängte? Und doch war es zur selbigen Zeit, als Cadmus, Phönizien um jener Bedrängnisse willen verlassend, nach Griechenland kam und die Buchstabenschrift dahin brachte." Das ist jene weltgeschichtliche Notwendigkeit, jene Einheit der Idee, die hinter den Erscheinungen auftaucht. So ließe sich noch manches anführen, sogar wörtliche Übereinstimmungen: „Es ist überhaupt für die neuere Zeit bezeichnend, daß sie für die Individualität Achtung und Geltung erstrebt, während das Altertum das Individuum dem Allgemeinen nachzusetzen pflegte." Aber alles würde nur dartun, daß Hebbel nicht bloß den Druck des Heftchens besorgt, sondern auch bei seiner Entstehung nicht unwesentlich mitgewirkt und seinen jungen Freund als angehenden Gelehrten beeinflußt habe.

Noch stärker hören wir Hebbels Ton aus den Dichtungen Rousseaus heraus. Die eine „Der Steuer-Revisor Schnurr" behandelt ein kleines Motiv, die Entlassung und Wiederzurückberufung eines bewährten Dienstboten mit der humoristischen Heilung einer etwas energischen Haus-

Digitized by Google

frau; das Tatsächliche wird mit großem Geschick gezeichnet, wenn auch eine tiefere Idee fehlt. Die Darstellung in ihrer schlichten Sachlichkeit verrät Begabung und strenge Schulung, wir ahnen, daß Hebbel energisch auf Konzentration und innere Form drang und mit dieser Probe eines jungen Talents zufrieden sein konnte. Die andere Erzählung „Christoph Zieselbein" bringt eine ganz realistische Handwerkergeschichte zur Einleitung und geht dann zu einer geschickt wiedergegebenen Gespenstergeschichte über. Schon die Namen, noch mehr die Muster und die Darstellungsmittel verraten den Einfluß Hebbels, ohne daß es störend wirkte. Die Gedichte Rousseaus, von denen ich nur den „Deserteur" kenne, hat Hebbel nicht ungünstig, aber streng beurteilt; da man daran dachte, ein Bändchen herauszugeben, widerriet er den Plan. Die Kunst stand ihm höher als selbst das Andenken des geliebten Freundes.

Rousseau wollte nach Erlangung des Doktorgrades mit Hebbel in Hambung leben, um ihm dort bei der Herausgabe einer unparteiischen, keiner Klique dienenden Zeitschrift behilflich zu sein und mit ihm litterarisch zu arbeiten. So verstrichen die Semester. Hebbels Stimmung begann sich mit der Jahreswende 1837 auf 1838 zu bessern; gerade die Beschäftigung mit den Todesgedanken gewann ihn dem Leben wieder. Es ist merkwürdig, die Ursache dieser gehobeneren Stimmung kennen zu lernen: Elise hatte ihm zu Weihnachten 1837 einen neuen Anzug geschenkt, wie er ihn in seinem Leben noch nicht besaß, Rock, Hose, Weste, Binde, „nicht allein fein und modern, sondern fast brillant"; in seinem Dankschreiben vom 7. Dezember heißt es: „ein guter Rock entscheidet auf der Polizei über die Erteilung der Aufenthalts-Bewilligung und vergoldet den Menschen in allen Verhältnissen." Das bleiche Gespenst eines verwirrten, eines nicht aufzulösenden Lebens war noch da, dennoch dachte er, als er den schönen Rock erblickte: „in dem willst

Digitized by Google

Du nicht mehr so hypochondrisch sein!" „Der Mensch ist ein Narr, aber dieser mein Vorsatz ist dennoch nicht so närrisch, als er scheint. Ich hoffe wieder." Er habe einen Schritt getan, der ihn mit einem Male so weit feststellen sollte, daß er ruhig fortbauen könne; er nannte ihn nicht „aus der abergläubischen Furcht, die Schatzgräber schweigen heißt," doch bezog es sich auf seine Gedichtsammlung. Er treibe wieder Latein, vorzüglich jedoch Geschichte, wir dürfen also annehmen, daß er im Sinne hatte, wie Rousseau zu promovieren, was ihn schon lange beschäftigte. Der Gedanke war ihm peinlich, ungraduiert vor seine Hamburger Wohltäter zu treten; nun sah er den jüngeren Freund dem Ziele zueilen und nahm teil an dessen Studien, da mochte er sich vielleicht als „Der Invalide" vorkommen, den er sprechen läßt: „Ich glaub', ich säe die Helden Für künftige Schlachten aus", und auch denken: „So bin ich noch zu was nütz"! Jedesfalls kam die wiedergewonnene Lebensfreudigkeit in seinen Gedichten zum Ausdruck. Er beginnt sich in seinem Zustand einzuleben, nicht die Befriedigung, sondern die Hoffnung als das Wesentliche zu erkennen. Ist sein Leben ein bloßer Durchgang durch den herrlichen Tempel der Natur, so hat er doch den Trieb, jede Spur des Höchsten zu erforschen und wird so, obwohl selbst vergänglich, von einem ewigen, unvergänglichen Quell getränkt. Da löst sich das „Frühlingslied" von seinen Lippen mit der Mahnung: „Ringt um des Jubels Krone!" da verklärt sich das große Sehnen in dem Liede „Knabentod", da erscheint ihm das Glück als gaukelndes „Vöglein" — „Bis du's erjagst, Kannst du's entbehren". Freude wie Kummer fühlt er zerrinnen, das Leben kommt ihm wie ein Schlummerlied vor, und er kann sich fragen: „Der mich bedrückte, Schläfst du schon, Schmerz?" Freilich hat sein Leid nun ein menschliches Antlitz gewonnen, und zeigte nicht mehr seine starre, unpersönliche Meduſenmaske.

Digitized by Google

Das Jahr 1837 hatte Hebbel angenehmer beschlossen, als das vorige: mit Rousseau saß er am Silvesterabend bis 2 Uhr beim Glase Punsch, in der Mitternachtsstunde sprangen sie auf, umarmten und küßten sich, wie zwei treue Brüder. Da Rousseau am 23. Februar 1838 zu den Seinen nach Ansbach fuhr und Hebbel wieder der Einsamkeit überließ, schlug dessen Stimmung sofort um, freilich nicht zum früheren Grade des Trübsinns. Seine innere Entwickelung machte ihm seinem eigenen Geständnis nach zu schaffen, doch gewann er gegen Ende März so viel Freiheit, ein Lustspiel beginnen zu können, das er um den 20. zu schreiben anfing; am 31. März war der erste Akt fast ganz fertig. „Ein Jude, der einen Diamanten gestohlen und verschluckt hat, und ihn nun nicht wieder aus dem Leib los werden kann, ist die Hauptperson." Der Stoff war ihm, wie Karl Werner zuerst nachwies, bei der Lektüre von Jean Pauls „Leben Fibels" aufgegangen, doch brachte er sein Lustspiel jetzt nicht fertig, obwohl er sich oft mit der Idee beschäftigte. Die Absicht zu promovieren hatte nämlich inzwischen feste Formen angenommen, er schrieb darüber am 27. April 1838 Elise: „Meine Dissertation ist schon fast fertig, die Fragen, die mir die Universität vorlegen wird, brauche ich nicht zu scheuen, es handelt sich bloß noch um die Kosten." Er bat den Hamburger Bekannten Kisting, ihm dazu vierzig Hamburger Taler für zwei Jahre zu leihen. Emil Rousseau war inzwischen mit seiner Dissertation zu Ende gekommen und verteidigte am 28. August 1838 vor einer glänzenden Versammlung seine Thesen; Hebbel war sein Opponent und führte über eine Stunde lang Spiegelfechterei, da es ihm mit seinen Einwürfen nicht ernst sein konnte, weil er eigentlich sich selbst bestritt. Jedesfalls soll es Aufsehen erregt haben, daß Rousseau, der in München reichen Familienanhang und auch Beziehungen zur Professorenwelt besaß, nur Hebbel

Digitized by Google

als Opponenten wählte. Dieser aber machte dabei die Erfahrung, daß es ihm gleichgiltig sei, ob er in seinem Zimmer vor einem einzigen Zuhörer oder in der größten Versammlung reden solle. Auch verlor er den scheuen Respekt vor den sogenannten „gebildeten Leuten", da er nicht einmal Kenntnis und Wissenschaft bei ihnen antraf, geschweige denn Persönlichkeit; so wurde er in seiner Absicht bestärkt, sich in Erlangen trotz seinem lückenhaften Wissen um den Doktor zu bewerben, wenn die Universität auch in einem gewissen Verruf stand, es kam ja nur auf den Titel an. Vorerst sollte er einer Einladung des Regierungsrates Rousseau folgen und auf vier bis sechs Wochen zu Besuch nach Ansbach kommen. Emil Rousseau fuhr unmittelbar nach der Disputation voraus, Hebbel sollte gegen Ende September 1838 nachreisen, zögerte jedoch, weil er Nachrichten über die Erkrankung seiner Mutter erhalten hatte. Zwar hoffte er von ihrer guten Konstitution das Beste, war aber trotzdem in Angst und zitterte davor, daß seine Hoffnung, ihr das Leben zu verschönern und wert zu machen, vernichtet werden könnte. Am 16. September 1838 gleich nach Tisch traf ein Brief seines Bruders Johann ein, daß die Mutter in der Nacht vom 3. auf den 4. um 2 Uhr nach ganz kurzem Krankenlager sanft entschlafen sei; mit dieser Tatsache begann er am 18. ein neues Tagebuch und überschrieb es: „Neues Irren; neues Leben!" Man sagt ja, daß für jeden Mann der Tod seiner Mutter der Abschluß seiner Jugend bedeute, für Hebbel galt das in noch höherem Maße, da er den Kampf für die Mutter und den Leichenstein als einzigen Zweck seines Lebens bezeichnet hatte. Die Mutter war geschieden, er selbst war körperlich nicht wohl, der Kopf brannte fiebrisch, aber der rechte Schmerz um die Mutter stellte sich noch nicht ein, er war wie betäubt und hatte nicht die Kraft zum Schmerz. „Jetzt bin ich selbst

Digitized by Google

halb tot. Ist nicht vielleicht ihr Tod ein Wink der Gottheit, daß ich von der Zukunft nichts erwarten soll? .... Von nun an will ich glauben, daß auch ich sterben kann, ein Gedanke, der mir .... fern blieb, als die Cholera hier rings um mich her unzählige Opfer darnieder streckte." Seiner Ansicht nach konnte das Individuum nur zerstört werden, wenn es das Seine geleistet hat, er aber fühlte, daß dies bei ihm noch nicht der Fall sei, daß er wenigstens noch zeigen müsse, seine Klagen um die verpfuschte Existenz seien nicht unberechtigt gewesen. Da traf aus Ansbach die Nachricht ein, daß Emil an einem gastrischen Fieber erkrankt sei, aus dem sich ein Nervenfieber entwickle; zwar wurde der einundzwanzigste Tag glücklich überstanden, so daß sich Hebbel zu einem heiteren Brief an den Freund zwang, aber am 4. Oktober 1838 kam die Kunde von dem zwei Tage früher erfolgten Tode. „Erst jetzt ist die Welt mir öde," rief Hebbel, der nun ganz allein in München war; darum dachte er sofort, noch vor Einbruch des Winters nach Hamburg zu wandern, und bat Elise am 18. Oktober um Rat, zögerte dann aber mit der Absendung seines Briefes bis zum Ende des Monats, weil er unwillkürlich vor der Rückkehr in die alten Verhältnisse zurückschreckte. An die fernere Zukunft wagte er kaum zu denken, nur die nächste beschäftigte ihn. Schon am 3. August hatte er Tieck „Schnock", „Anna" und den „Rubin" geschickt und gebeten, ihm einen Verleger und ein Honorar von hundert Gulden zu verschaffen, harrte aber vergebens auf Antwort. Auch der Versuch, durch die Schoppe von einem Bekannten einen Vorschluß zu erlangen, um zu promovieren, schlug fehl. Er fühlte sogar physische Beklemmungen auf der Brust, so daß er aus Angst vor einer Lungenkrankheit einen Arzt konsultierte, der das Leiden als ein rheumatisches erkannte. Unter diesen Umständen schien es nicht ratsam, die weite Fußwanderung zu unternehmen; er bat darum

Digitized by Google

Elise, zu entscheiden, doch fühlt man aus dem Briefe schon seinen Entschluß heraus. Er wollte noch einen Winter ausharren. Sogar gesellschaftliche Beziehungen knüpfte er an, indem er sich bei Rousseaus Tante, der Hofrat Vogel, einführen ließ und die Scheu vor der Schüchternheit seines Auftretens mehrmals überwand.

„Ein neues Jahr, ein neues Glück," so begrüßte Hebbel, „der Stiefsohn des Glücks", das Jahr 1839, das ihn bald nach Hamburg zurückführen sollte. Den Plan mit der Promotion hatte er fallen gelassen, weil er einsah, daß er einer Eitelkeit das große Geldopfer bringen wollte. Elise beabsichtigte ihr Service zu verkaufen, um ihm das nötige Geld zu verschaffen; er lehnte mit Entschiedenheit ab. „Wer mich kennt, kennt auch meine Verhältnisse und kann sich daher nicht wundern, daß ich aus Scheu vor der Taufgebühr ohne die Gelehrten-Taufe wieder eintreffe; wer mich nicht kennt, und dem gebildeten Stand angehört, der weiß, daß das philosophische Doktor-Diplom nur für den Geldbeutel, nicht aber für den Kopf etwas beweist," für die niedrigen Leute genüge der Titel eines Litteraten, der ihnen, da sie nicht wissen, was er besagt, ebenso vornehm klingen werde. Schon mit der Aussicht auf eine Ortsveränderung steigert sich Hebbels Lebensgefühl, wenn er auch der allwaltenden Macht nicht vergeben kann, daß er an den erbärmlichsten Hindernissen seine Kraft versplittern muß; aber jetzt beißt er die Zähne zusammen und zieht aus dem, was er trotzdem leistete, den „peinlich-richtigen Schluß" auf das, was er sonst wohl zustande gebracht hätte. Aus dieser Stimmung dichtet er am 10. Januar 1839 das trotzige Lied „Zu Pferd! Zu Pferd!" mit der bezeichnenden Schlußwendung über den Wind: „An seiner Wut erprob' ich's nur, Wie fest ich oben sitze"; aus ihr geht das wundersame Sonett „Der Sonnen-Jüngling" hervor und die Mahnung: „Man geht nicht in die Schlacht

Digitized by Google

als Held, Man kommt als Held heraus.“ Der dumpfe Druck, der auf seiner Seele lastete, wie auf seiner Brust, ist nun gewichen. Gerade da sein Schmerz durch die Erlebnisse verstärkt wurde, löst er sich in Harmonie, als habe der Tod seiner Mutter und seines einzigen Freundes das Eis seines Innern gebrochen; Hebbel taut auf.

Nun sein Aufenthalt in München zu Ende geht, fühlt er sich unwillkürlich getrieben, Gewinn und Verlust zu überschlagen, und kann sein Saldo mit einem Überschuß schließen. Zwei Worte eines Briefes bezeichnen am besten den Münchner Fortschritt. „Selbständigkeit und Unabhängigkeit“. Unter Kämpfen und harten Entbehrungen hat er sie errungen, aber jetzt wird sie ihm nichts mehr rauben. Die Kette mit der schweren Kugel seiner freudlosen Jugend hat er vom Fuß gestreift und erkennt die erlangte Sicherheit. Sein Fluch war es gewesen, daß er sich nicht zu stellen vermochte, daß die gedrückte Haltung seiner Wesselburner Proletarierexistenz in den Hamburger Verhältnissen nachwirkte. Jetzt hat er seine Persönlichkeit ausgebildet und ihr mit manchen Schmerzen den Punkt angewiesen, den sie in bezug auf ihre Zeit einnimmt. Er sah klar seine Kraft, wenn er auch ihr Betätigungsgebiet noch nicht zu überblicken vermochte. Das stand deutlich vor seiner Seele, daß all sein Streben auf die Kunst hindeute, daß nur sein Dichtertalent ihm seinen Platz anweise; freilich wußte er noch nicht, ob das ein Segen oder ein Fluch für ihn sei. In Stunden der Verzagtheit glaubt er wohl, es sei eine Gabe des Teufels, zu groß, um unterdrückt zu werden, zu klein, um eine Existenz darauf zu gründen, und meint, nur eine dichterische Mitgift, wie sie Goethe besaß, könne zum Heil ausschlagen. Dann wieder, wenn er auf die Litteratur seiner Zeit blickt, faßt er Mut und Zutrauen, schätzt er sich selbst höher ein. „Ich glaube so wenig an Talent, als an wissenschaftlicher und allgemeiner

Digitized by Google

Bildung irgend einem der jetzt lebenden Dichter und Schriftsteller (wenn ich Tieck und Uhland ausnehme) nachzustehen; ich wüßte daher nicht, was mich abhalten sollte, mit ihnen die nämliche Bahn zu wandeln. Daß ich viele Hindernisse vorfinden werde, weiß ich; aber, soll ich Schwierigkeiten scheuen, die sich noch jedem in den Weg stellten? Das Leben ist ein Kampf, und eben dies ist seine schönste Eigenschaft." Noch hat er sich die Grenzen seines Talentes ganz eng abgesteckt. „Mein Talent," so schreibt er, „beschränkt sich großenteils auf die Lyrik, und da lassen sich keine 5 Bände zu jeder Messe liefern." Auch auf dem Gebiet des Romans hofft er etwas Größeres leisten zu können, für die Kritik hält er seine Sprache noch zu schwer und schlecht, sie habe zu wenig Grazie; der Gedanke sei meistens Tyrann und lasse keine Schönheit aufkommen; die Gegenstände seien erschöpfend behandelt, aber er habe es immer noch zu viel mit den Sachen zu tun, um auf die Behandlung sein besonderes Augenmerk richten zu können. Gar nicht zieht er das Drama in Rechnung, obwohl doch schon ein Teil des „Diamanten" fertig war, die „Klara" (Maria Magdalene) zu seinen Plänen gehörte und die „Genoveva", wie seine ganz zu Ende des Münchner Aufenthaltes niedergeschriebene Rezension von Maler Müllers Werk beweist, bis ins einzelnste vor seiner Seele gestaltet war. Auch zur „Judith" soll ihm der erste Keim schon aufgetaucht sein, vor einem Bilde Giulio Romanos, vielleicht meint er Domenichinos Judith (Alte Pinakothek Nr. 1177), wohl auch bei der Lektüre von Weisflogs Phantasiestück „Der wütende Holofernes". Er täuschte sich also nichts vor, wenn er seine Zukunft ausmalte, er zog keinen unerwarteten Lotteriegewinn in Rechnung, aber er durfte mit Recht auf seine Selbständigkeit vertrauen: „Aus mir *kann* das Glück wenigstens noch was machen, denn ich *bin* was, und ich brauche nicht *viel* Glück. Nicht jeder

Digitized by Google

darf so sprechen." Er aber durfte so sprechen, sein zweites Münchner Resultat war seine Unabhängigkeit. Er wußte nun aus fast dreijähriger Erfahrung, wie wenig er zum Leben brauche, wie gut er seine Bedürfnisse beschränken könne. Seit Jahren hatte er, einen Sommer ausgenommen, nicht mehr warm zu Mittag gegessen, ohne zu erkranken. Seine Bescheidenheit war Stolz, er konnte wohl arm sein, aber kein Bettler; er konnte still entbehren, aber merken durfte das niemand. Unabhängig sein heißt ihm nicht, das Urteil der Menschen verachten, sondern sich durch seine Persönlichkeit Achtung erzwingen; Teilnahme, nicht Mitleid will er einflößen. Er traut sich jetzt zu, so auftreten zu können, daß sich schwerlich jemand, auch von seinen einstigen Wohltätern, eine Unziemlichkeit gegen ihn erlauben werde, oder daß ihm die rechte Methode, sie abzuweisen, sich versagen werde. Nur Elise gegenüber war er nicht unabhängig, aber das Verhältnis zu ihr war so eigenartig, daß er an eine Abhängigkeit gar nicht denken konnte und ihr immer nur in den Arm fallen mußte, wenn sie im Geben nicht einhalten wollte. Unabhängig war er vor allem litterarisch, da er zu keiner Klique gehörte, sich von den Modeschriftstellern mit Absicht fernhielt und zielbewußt seinen einsamen Weg wandelte. Viel erwartete er von Hamburg nicht, ja er stellte sich die dortigen Verhältnisse, die Personen seiner Bekanntschaft mit ziemlich düsteren Farben dar, die Schoppe, Janinski, Hocker, selbst Gutzkow und Campe. Was er hoffen konnte, war, in Hamburg reicheres litterarisches Leben zu finden, als in München, wohl auch größere Teilnahme an seinem Schaffen. Dagegen malte er sich schmerzlich aus, wie sehr ihm der Anblick der bildenden Kunst fehlen werde; das ward ihm klar, da er noch einmal die reichen Sammlungen in der Pinakothek, der Leuchtenbergschen Galerie und der Glyptothek besuchte und in den

Digitized by Google

prachtvollen Sälen den Geist der fernen Zeiten mit dem vollen Gefühl der frischen, anders gestalteten Gegenwart auf sich wirken ließ. Es hatte freilich in den letzten Jahren nicht an schwarzen Augenblicken gefehlt, die ihn mit Neid auf den bildenden Künstler erfüllten; dieser habe das Bestimmte, Abgeschlossene vor Augen, könne die Natur leichter vom Zufälligen reinigen und auf das Notwendige zurückführen, ohne daß ihn das Mystische beirrt, dem er das Geheimnis ablauschen solle. Im Gefühl eigener Ohnmacht erscheint ihm vor der Klarheit und Ruhe der bildenden Kunst die Natur doppelt unverständlich und unermeßlich, immer wieder verlor er das Einzelne über dem Allgemeinen und Allgemeinsten, mit dem er sich abquälen muß. Trotzdem erschloß sich ihm die bildende Kunst mehr und mehr, wenn er auch nur das Gestaltete sich anzueignen vermochte und trotz seinem Studium Winckelmanns zu einer systematischen Kunstgelehrsamkeit nicht vordrang.

Schon im Februar 1839 hoffte Hebbel die Fußreise antreten zu können und schickte seine Sachen voraus; das furchtbare Schneewetter und die grundlos gewordenen Wege, wohl auch die Warnungen Rendtorfs schreckten ihn zurück, es war ja keine Kleinigkeit, allein, mit einem Ränzel auf dem Rücken, bei solcher Jahreszeit die 110 Meilen zu bewältigen. Eine Probewanderung gab den Ausschlag, so daß er einen halben Monat länger in München verblieb. Ganz zuletzt lernte er noch einen gelehrten Orientalisten Dr. Lilienthal auf der Bibliothek kennen, kam mit Jean Pauls Tochter Emilie Förster zusammen und erhielt die Einladung Gutzkows zu Münchner Berichten für den „Telegraphen". Das Honorar vom Morgenblatt, auf das er rechnete, blieb länger aus, als er voraussetzte, so daß er erst am 10. März reisefertig war. Zum Abschied suchte er die liebgewordenen Stätten nochmals heim, dachte des dahin-

Digitized by Google

geschiedenen Freundes und schloß seine Münchner Tagebuchzeichnungen mit dem Namen seiner kleinen Beppy.

Am 11. März 1839, morgens 6 Uhr, verließ er bei schönem Frostwetter die „finstre Stadt", von Beppy über zwei Stunden begleitet, bis sie mitten im Wald in der „kalten Herberge" das letzte Glas Bier zusammen tranken und sich dann unter „unendlichen Tränen" verabschiedeten. Und nun wanderte der fast sechsundzwanzigjährige Dichter, gefolgt von seinem zarten Hündchen, hinaus auf die Landstraße wieder einer ungewissen Zukunft entgegen.

Diese Fußreise durch halb Deutschland, die Hebbel unter erbarmenswürdigen Mühen zurücklegte, mehr um sein Hündchen als um sich besorgt, selbst darbend, um dem leidenden Tierchen eine Labe schaffen zu können, ist eine der rührendsten Episoden in seinem Leben. Die Jahreszeit brachte wechselndes Wetter, Frost und Schnee des Morgens, Sonnenschein und Auftauen der Wege gegen Mittag. Das Wandern war eine Qual, die sich der Dichter vergebens durch Lieder zu würzen suchte; einige haben sich erhalten und bezeichnen einzelne Leidensstationen. Ohne Genuß vorwärts, nur weiter, um nicht irgendwo liegen zu bleiben! Er gönnte sich kaum genügende Nahrung, höchstens eine Rast in Nürnberg, um seine erste Eisenbahnfahrt zu machen, nur einen flüchtigen Blick in die Städte; bestieg er einmal ein Wägelchen, so litt er „ohne Mantel, mit nassen Füßen" doppelt; furchtbar herabgekommen traf er in Göttingen ein, wo ihm Rudolf Ihering Logis anbot und sich vor dem jammervollen Zustand eines „Litteraten" entsetzte. Hier schrieb Hebbel zum letzten Mal Elise, indem er ihr mit dem nur allzu begreiflichen Stoßseufzer: „Hätte ich die Beschwerlichkeiten des Unternehmens nur zur Hälfte geahnt, so wäre ich bis Mai in München geblieben; dann hätte mich erquickt und entzückt, was mich jetzt fast umbringt," die neue Reiseroute mitteilte und den besten Gast-

Digitized by Google

hof in Harburg zum Wiederſehen beſtimmte. Nachdem er unterwegs noch für das Leben ſeines armen „Hänschen“ gezittert hatte, das er weinend auf den Arm nahm und ungeachtet ſeines ſchweren Ranzens trug, traf er am 30. beizeiten in Harburg ein und erblickte mit beklemmtem Gefühl die Türme Hamburgs wieder. Nachmittags brachte das Dampfſchiff Eliſen; die Begegnung nennt Hebbel „ſchmerzlich-ſüß, denn auch wir ſtanden nicht zueinander, wie wir ſollten“; ſie hatten ſich ſo lang auf dieſen Augenblick gefreut, nun äußerten ſich die Folgen der Strapazen in einem „dumpfen, lebefaulen Weſen“ bei ihm, ſo daß ihr Wiederſehen anders, als erwartet, ausfiel. Am 31. März 1839, abends ſechs Uhr, kehrte er mit Eliſe, äußerſt erkältet, in Hamburg ein, das er am 27. März 1836 verlaſſen hatte.

Während dieſer drei Jahre war ſein Charakter und ſein ganzes Weſen in innerſter Eigentümlichkeit entwickelt worden, Schwanken und Zagen hatten ſich verloren, eine geſchloſſene Perſönlichkeit mit feſtem Urteil brachte er zurück. Schon war man in litterariſchen Kreiſen auf ihn aufmerkſam geworden und ſah ein, daß man zu ihm Stellung nehmen müſſe: „Eine Welt der Wirkung“ lag vor ihm. Er kam allerdings nicht mit einem dicken Bündel von Arbeiten, nicht mit beſtimmten Abſichten für die Zukunft, aber bald merkte er zu eigener Überraſchung, welcher Reichtum ſich in der letzten Vergangenheit bei ihm angehäuft hatte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zweites Buch

Eintritt in die Litteratur

Die Pforte ist mir geöffnet

Digitized by Google

Digitized by Google

4

Wieder in Hamburg

Kraft ist Ersatz für Glück.

Wenige Tage nach seinem Eintreffen wurde Hebbel durch Janinski mit Gutzkow und Wihl bekannt gemacht und von ihnen zur Mitarbeiterschaft an ihren Journalen eingeladen; auch zu Campe kam er bald. Vorschläge für litterarische Arbeiten stellten sich ein: Wihl regte die Geschichte und Kritik der neueren deutschen Lyrik an, Campe den historischen Roman über Dithmarschen, Gutzkow das Gemälde von München und Kritiken. Durch die Schoppe lernte Hebbel die siebzigjährige Schriftstellerin Lina Reinhardt und Rosa Maria Assing mit ihren Töchtern Ottilie und Ludmilla kennen. Aber schon begann es zu wetterleuchten, bereits am 15. April gerieten er und Gutzkow „hart aneinander" im Streit über die Wahlverwandtschaften, und Wihl forderte Hebbel zu einer Rezension des „Blasedow" auf. Das „Junge Deutschland" zeichnet sich bekanntlich durch gegenseitiges Bekämpfen der einzelnen Schriftsteller untereinander aus: Gutzkow schimpfte über Heine, und Heine intrigierte gegen Gutzkow; Gutzkow spottete über Laube, und Laube nicht minder über Gutzkow; einer stand gegen den andern, es war kein erquickliches Verhältnis. Hebbel freute sich des regen Lebens, verhielt sich aber zuwartend und ließ sich nicht von seinen

Digitized by Google

Überzeugungen abbringen, die er sich selbständig errungen hatte. Zum Parteimann war er durchaus nicht geschaffen. Das ist aus den Beiträgen zu entnehmen, die er für Gutzkows „Telegraphen" schrieb; am 6. Mai erhielt er die ersten Bücher zur Anzeige, ward also „zum ersten Mal Rezensent ex officio". Er ging auch hier ernst an die Arbeit, doch waren die ihm übergebenen Schriften an sich nicht bedeutend, so daß er die Gelegenheit benutzte, einige Resultate seiner langjährigen Studien über die Dichtung vorzutragen und seine Ideen zu entwickeln. Hauptsächlich auf die Lyrik beziehen sich mehrere dieser Rezensionen, wobei er in gelegentlichen Bemerkungen die ganze damalige Lyrik streift, die mangelnde innere Form bei äußerer Vollendung, das Nachstammeln Schillers, die leere Gefühls-, wie die unfruchtbare Gedankenlyrik tadelt und zu dem Resultat kommt, es sei jetzt das beste Opfer, dem Apoll keine Opfer darzubringen. Seine Kritik will jung bleiben, das heißt, sie will lernend lehren, sie hütet sich vor dem Übermut und möchte bescheiden sein, was gerade bei den damaligen Zeitverhältnissen nicht gering angeschlagen werden darf. Unbarmherzig ist Hebbel nur gegen Werke „ohne Form", weil in ihr „das ganze Geheimnis, ja die ganze Kraft der Kunst" liegt, dabei unterschätzt er den Stoff keineswegs, denn beide stehen in einer Wechselbeziehung; nur kam es damals mehr als sonst darauf an, die hohe Wichtigkeit der Form zu betonen. Hebbel ist durchaus ehrlich in seinem Wesen; er wendet sich darum mit Entschiedenheit gegen einen anonymen Verdächtiger Gutzkows, der dessen Richard Savage als ein Plagiat aus dem Französischen hingestellt hatte, er tut es aber nicht etwa in persönlicher Abhängigkeit vom Herausgeber des „Telegraphen", denn er erhob seine Stimme bald darauf für Ludolf Wienbarg, als dieser für Uhlands Dramen eintrat, und Wienbarg war mit Gutzkow

Digitized by Google

schon zerfallen! Es ist nicht ohne pikanten Reiz, so in einem Organe Gutzkows für seinen Gegner Lob gedruckt zu lesen. Gutzkow war damals freilich in Frankfurt, ob er sonst nicht den Abdruck verhindert hätte? Wenigstens kam es nach seiner Rückkehr zu einer Auseinandersetzung über den Dramatiker Uhland, dessen Bedeutung Hebbel später freilich selbst geringer wertete.

Mancher Plan Hebbels wurde jedoch nicht ausgeführt, denn Mitte Mai befiel ihn, jedesfalls als Nachwehen der unsinnigen Fußreise, ein gastrisches Fieber, das ihn zuerst ans Bett, dann ans Zimmer fesselte; eine Erkältung kam dazu, so daß eine Lungenentzündung eintrat und ihn mit heftigen Schmerzen quälte. Sein Zustand wurde immer bedenklicher, der Arzt verlangte die Zuziehung eines zweiten Arztes; Hebbel schickte zu Assing und diktierte noch einen Brief an Uhland als eine Art letzten Willen, den er nur mit größter Anstrengung unterschreiben konnte. Die Ärzte, zu denen sich noch Steinheim aus Altona gesellt hatte, verordneten schleunigst einen Aderlaß, der anfangs zum Schrecken Assings keinen Erfolg hatte, dann aber, verbunden mit zweiunddreißig Schröpfköpfen, die Krisis herbeiführte, sonst wäre Hebbel an Lungenschlag gestorben, also wirklich wie sein Gefangener bei seiner Befreiung. Hebbel wohnte noch immer bei Ziese, Elisens Stiefvater, und wurde von Elise während seiner Krankheit aufs hingebendste gepflegt; sieben Nächte wachte sie bei ihm, der wieder vierzehn Tage das Bett, dann eine weitere Woche das Zimmer hüten mußte und sehr geschwächt war. Fast drei Monate lang blieb sein Tagebuch vergessen.

In seiner Krankheit gingen übrigens merkwürdig genug die Fieberphantasien bald zu dichterischen Bildern über: ganze Szenen des Dithmarsischen Trauerspiels arbeitete er nachts aus. Seit Wesselburen hatte sich Hebbel dem ernsten Drama fern gehalten, auch nicht den kleinsten

Digitized by Google

Versuch gemacht, einen seiner vielen Pläne wirklich zu gestalten, nun begann es in ihm zu arbeiten, der Strom seines inneren Lebens grub sich das ihm einzig gemäße Bett. Aber es war nur ein vorübergehender Moment, der Gesunde setzte die Dichtung nicht fort, zeichnete sie wohl auch gar nicht auf. Die Rekonvaleszenz machte sich geltend und hatte vorerst eine völlige Depression zur Folge; es rangen sich nur wenige lyrische Blüten ans Licht, darunter das bedeutsame „Genesungsgefühl", in dem freiwilliges Verzichten aufs Leben, nachdem es dem Tode abgerungen worden, das Motiv bildet; und Hebbel dachte wirklich an Selbstmord: „Arbeiten kann ich nicht mehr, ich bin ein Baum, der vertrocknet; zuweilen noch ein Knospenansatz, welcher der Wurzel die letzten Säfte raubt, ohne der Krone Schmuck zu verleihen." Cotta hatte den Verlag der Gedichte abgelehnt, Aue den Schnock, wieder schien der Himmel ganz trüb; das Geld ging aus, die Hoffnung regte sich nicht: „Mein Leben ist eine langsame Hinrichtung meines innern Menschen. Sey's drum. Am Ende —" Dieser dicke Gedankenstrich bedeutet: Selbstmord. Und Hebbel ahnte gar nicht, daß gerade dieses Gefühl des inneren Todes für das werdende Leben in ihm zeugte, daß sich der Dichter eben darin offenbare; mit Rührung hat er später in Schillers Briefen an Körner eine ganz ähnliche Stimmung wiedergefunden. Auch fehlte es seinem Leben keineswegs an Lichtblicken, er war nur zu schwach, sie richtig zu würdigen. Tieck schrieb ihm über den „Schnock" ein Urteil, auf das er stolz sein konnte, und in einem Tone, der weit über das Konventionelle hinausging, ja wie eine Prophezeiung klang; Tieck erkennt in dem Verfasser des Schnock ein Talent, das nicht kleinen persönlichen Rücksichten, sondern dem Enthusiasmus lebt, er ahnt in dem komischen Roman die Größe des Dichters. Hebbel aber sah in seiner geringen Aufregung über diesen Brief ein Zeichen seines geistigen

Digitized by Google

Verfalls; man könnte sagen, er war sich selbst noch ein Geheimnis, mußte schaffen, um sich kennen zu lernen.

Plötzlich am 2. Oktober 1839 fing er seine Tragödie „Judith" an und schrieb zu eigenem Staunen, aber nicht ohne Zweifel an sich selbst weiter. Auf ein „Gott, wenn das ginge . . . Ich wäre glücklich" folgt schon nach wenigen Tagen ein: „Ich bin selig und fühle mich auf dem Weg zu einem neuen Leben", aber er setzt hinzu: „Gott verhüte, daß nicht alles wieder ins Stocken gerate." Seine Furcht war nicht unbegründet, allerlei Kleinlichkeiten verbitterten ihn: Elise weilte als Gesellschafterin einer Dame auf dem Harz; mit der Schoppe, dann mit Campe kam es zu aufregenden Szenen, die zu einem vollständigen Bruche zu führen schienen, an die Fortsetzung seines Dramas war nicht zu denken. Selbst die nach Mitte Oktober begonnene Novelle „Matteo" blieb wieder liegen. Erst am 15. Dezember fand Hebbel den Weg zur „Judith" zurück und wurde nicht mehr gestört. Durch die wieder versöhnte Schoppe ward die berühmte Berliner Tragödie Stich-Crelinger auf das entstehende Werk hingewiesen und bat um schnellste Sendung des Manuskripts, von dem aber erst zwei Akte vollendet vorlagen. Zweifel über die Aufführbarkeit wegen technischer Schwierigkeiten, Zweifel über die psychologische Begründung der Heldin, die in ihm auftauchten, überwand Hebbel rasch, weil das in seinem Innern vollendete Werk nach der Geburt verlangte, und so war am 28. Januar 1840 sein erstes Trauerspiel fertig, Mitte Februar schon als Handschrift gedruckt. Jetzt erst stand Hebbel auf dem rechten ihm gebührenden Platze. Wenn die Frucht reif ist, fällt sie vom Baum: die „Judith" war eine solche Frucht; plötzlich, in wenigen Wochen scheint sie gereift zu sein, aber sie war unbewußt in Hebbels Innern entstanden und löste sich von ihm mit der Notwendigkeit des Vollendeten.

Digitized by Google

Schon in seiner Kindheit hatten die biblischen Geschichten auf das Gemüt Hebbels tiefen Eindruck gemacht; eine Nachbarin seiner Eltern versetzte den Knaben durch ihre biblischen Zitate in Schrecken, die Gestalten begannen dem phantasievoll Erregten zu leben. Wurden gleich seine religiösen Zweifel früh rege, so verlor doch die Bibel, wie man aus einzelnen Wendungen seiner Sprache, aus gelegentlichen Anspielungen merkt, niemals den Reiz für ihn, wenn sie vielleicht auch mehr in den Hintergrund rückt. Was ihn auf die alte, fast vergessene Fabel von Judith in München wieder hinführte, das haben wir gesehen, ein Bild der Pinakothek und Weisflogs angeblicher „Bericht des Hof-Cantoris Hilarius Grundmaus, anno Domini 1615" über eine Aufführung des „wütenden Holofernes", einer gar köstlichen Oper; sie schließt allerdings ziemlich genau an die biblische Erzählung an, bot aber wenigstens eine Dramatisierung des Stoffs, die in Deutschland seit Joachim Greff (1536) und Sixt Birk (1539) beliebt gewesen war, und konnte Hebbel als Ersatz für diese ihm ebenso wie Hans Sachsens „Judith" unbekannt gebliebenen Versuche dienen. Jetzt kam noch ein neuer Anstoß.

Gleich nach seinem Eintreffen in Hamburg hörte Hebbel, daß Gutzkow, den er bisher nur als Erzähler und Kritiker kannte, Shakespearesche Tragödien geschaffen habe; er lernte sie, die zum Teil noch nicht erschienen waren, erst allmählich kennen, zuerst den „Nero", dann den „Saul", endlich „Richard Savage". Da in ihnen sich das neue Leben des deutschen Dramas zu regen begann, von dem damals so wenig zu sagen war, so muß ihrer kurz gedacht werden. Von dem faustisierenden Jugendversuch „Nero" könnte man absehen, wenn er nicht so kennzeichnend für Gutzkows Mangel an Gestaltungskraft wäre; die erschreckendste Formlosigkeit wetteifert mit der Ohnmacht, ein

Digitized by Google

wirkliches Zeitbild zu schaffen. Am meisten aber stößt die Absichtlichkeit ab, mit der moderne Verhältnisse satirisch in die alte Geschichte hineingezerrt werden, mit geringem Witz, vor allem ohne künstlerische Freiheit und dabei so derb deutlich, daß man förmlich zurückschrickt. Das Werk besteht aus zwei ganz unvereinbaren Teilen: dem historischen, in dem versucht wird, den Charakter Neros zu entwickeln und in seinen modernen Elementen darzustellen, und dem satirischen, der sich unvermittelt in das Ganze hineinschiebt und zu einer Travestie wird. Im historischen Teil verfehlt Gutzkow sein Ziel, weil er Nero zum Erläuterer seines Wesens macht; im satirischen, weil er etwas in die Geschichte hineinträgt, ohne die Notwendigkeit fühlbar werden zu lassen. Neben faustischen Ansätzen begegnen shakespearisierende Szenen, sogar romantische Motive, auch an Grabbe erinnert manches; es fehlt nicht an geschickt verwerteten Einzelheiten, aber sie schließen sich nicht zu einem Ganzen zusammen. Was Gutzkows geistreicher Idee in seinem Roman „Maha Guru" schadete, das läßt sich auch hier beobachten: er hat keinen Stil, er vermag es nicht, einen Einfall zu unterdrücken, auch wenn er zum übrigen nicht paßt, und er hat keine psychologische Gestaltungskraft, die gerade dort abbricht, wo sie erst hätte einsetzen müssen. Höher steht sein zweiter Versuch, der „Saul", aber wieder wird das Drama durch die Gewohnheit Gutzkows geschädigt, auf moderne Verhältnisse anzuspielen; später hat er selbst diese Manier verdammt und auf „Tiecksche Suprematie" zurückgeführt, ja den Ernst darin nicht ganz ernst genannt. Ein so frivoles Spiel mit dem Drama durfte man aber bei einem Manne nicht voraussetzen, der sich auf den Dichter hinausspielte und an Tieck harte Kritik übte; Hebbel nahm ihn ernst, weil er selbst die Kunst nur ernst nehmen konnte. Der biblische Stoff schien ihm für ein Drama ganz geeignet,

Digitized by Google

aber von Gutzkow nicht bewältigt. Dieser hielt es für nötig, die Fabel durch romanhafte Erfindungen zu erweitern und in der Figur Zeruja einen unmöglichen Frauencharakter im Stile der Charlotte Stieglitz einzufügen; er schuf unbewußt eine Parodie, weil er die Ereignisse der alten Zeit zu einem Abbild seiner eigenen gestaltete und Polemik gegen moderne Verhältnisse hineintrug. Dadurch mochte sein Stück pikant und interessant werden, es fiel aber aus der reinen Kunstsphäre heraus.

Im Gegensatze zu diesem „Saul" entstand nun Hebbels „Judith". Es wird erzählt, daß eine Wette den Anstoß zur Dichtung gegeben habe, doch gehen die Berichte ziemlich weit auseinander. Nur soviel läßt sich sagen, daß Hebbel ganz anders vorging als Gutzkow, aber kaum aus bewußter Opposition, sondern infolge seiner ganzen Anlage. Er befand sich allerdings im Gegensatz zur damaligen Dramatik, die freilich nur in schwächlichen Exemplaren vertreten war. Konnte der Verehrer Kleists und Shakespeares an den süßlichen Werken Halms oder an den höchstens theatralischen Produkten Raupachs oder an den zerfließenden Formlosigkeiten Grabbes Geschmack finden? Von Grillparzers Dramen scheint Hebbel erst in Wien Kenntnis genommen zu haben, Raimunds Stücke nennt er „Tollhausspuk", muß ihnen also auch nicht näher gekommen sein. Rückert war mit seinen biblischen Dramen noch nicht hervorgetreten, von Büchners „Danton" las Hebbel Proben erst, da seine „Judith" schon begonnen war, ebenso „Die Babylonier in Jerusalem" von Uechtritz. Was ragte denn damals in Deutschland auf dramatischem Gebiete hervor? Ein Zeitalter des Ausruhens schien gekommen. Von Schiller hatte sich Hebbel endgültig abgewendet, dafür mit der Antike vertraut gemacht, um sich Rechenschaft zu geben, worin das Wesen des Dramas bestehe. Dabei war ihm eine Art Evolution klar geworden, indem er die Höhe-

Digitized by Google

punkte miteinander verglich, die Neueren an den Alten maß. Gemeinsam für das Drama beider erschienen ihm die zwei Rätsel: „Menschen-Natur und Menschen-Geschick", die es zu lösen sucht; verschieden aber Ausgangspunkt und Durchführung. Bei den Alten das Bestreben, das schauerliche Geheimnis des Fatums zu erhellen, da ihre Götterhalle leer war und der handelnde Mensch in sich den Halt suchen mußte, der ihn doch nicht stützte, wenn unbegreiflich eine geheime Macht in sein Leben eingriff; bei ihnen war der Ausgangspunkt also das Menschenschicksal, das physiognomielose Fatum, das selbst die Götter nicht durchschauen konnten, und sie wollten ihm näher kommen, indem sie den Übergang vom handelnden zum leidenden Menschen darstellten. Die Neueren dagegen wurden stärker und immer stärker auf das Individuum gewiesen, dessen Natur auf gewisse ewige und unveränderliche Grundzüge zurückzuführen ihr Drama sich bemüht; Ausgangspunkt für sie ist also die Menschennatur, das Individuum, ihr Ziel das Menschenschicksal: durch sein bloßes Vorhandensein das Leiden hervorzurufen und dadurch zum Widerstand und zum Handeln getrieben zu werden. War bei den Alten der Zwischenspalt zwischen den sittlichen Mächten und den Individuen, so ist bei den Neueren der Zwiespalt zwischen den hervorragenden Individuen und den widerstrebenden Elementen der Welt der Grundbegriff; dort ein maßloses Herabdrücken des Individuums, hier seine ungemessene Ausdehnung, was zuerst in Shakespeares Dramen zur Erscheinung kam. Einen Schritt weiter tat Goethe, indem er das Ringen der Menschheit um eine neue Form dramatisch zu gestalten begann und den Widerstreit der bewegenden Mächte, soweit sie dem Menschen erkennbar sind, berücksichtigte. Sittlichkeit und Notwendigkeit, die identisch sind, will der Mensch des neuen Jahrhunderts zum inneren Schwerpunkt machen; das Drama aber soll in großen

Digitized by Google

gewaltigen Bildern zeigen, wie die entfesselten Elemente durch gegenseitiges Bekämpfen und Sichkreuzen die neue Harmonie wieder herstellen und das normale Verhältnis herbeiführen. Goethe hat diesen Weg wohl beschritten, ist aber nach Hebbels Meinung zu früh umgekehrt; soll die dramatische Kunst noch etwas leisten, was über Duplikate hinausgeht, dann muß sie diesen Weg weiter wandeln. Bisher ist das Drama jedesmal in neuer Form nur hervorgetreten, wo die Weltzustände zusammenbrachen: das antike, da der alte heidnische Götterglaube vernichtet war und einem neuen Glauben Platz machte; das neue, da sich im Protestantismus ein Umschwung des Christentums vollzog. Hebbel sah in seiner Zeit eine Umwälzung auf sittlichem Gebiet, also einen welthistorischen Prozeß ähnlicher Art, und deshalb schien ihm die Zeit für ein neues Drama gekommen.

Der überall vorhandene Dualismus läßt sich nicht verdecken, wohl aber ist es möglich, die höhere Einheit zu ahnen, sie in der Idee zu erfassen, wobei Hebbel unter Idee das jeder Erscheinung zugrunde Liegende, ihr eigentliches Wesen verstand. „Durch Leiden tun" erschien ihm so als die „Idee des Weibes", das auch in seiner vollkommensten Form die Vollkommenheit des Mannes entbehrt, wie dem vollkommensten Mann die Vollkommenheit des Weibes fehlt. Hinter beiden aber sehen wir das moderne Schicksal, die Silhouette Gottes, des Unbegreiflichen und Unfaßbaren. Hebbels Drama erwächst demnach, wie das Drama der Griechen oder Shakespeares aus der Religion, wenn auch nicht aus dem positiven Christentum. Diesem stand er geradezu feindlich gegenüber, verstieg sich sogar in einem Münchner Brief an Elise zu dem Satze: „Ich hasse das Christentum", wenn er auch dessen historische Stellung keineswegs verkannte und erfüllt war von einem lebendigen Gottesgefühl und jenem Frommsein, das wir

Digitized by Google

auch bei Goethe finden. Ihm ist Religion religio, die Unterwerfung unter eine unbegreifliche Macht, die sich im Kern jeder Individualität, der stärksten am klarsten, äußert und jedes Individuum zwingt, sich seinem innersten Wesen folgend auszubilden auf die Gefahr hin, dadurch mit der Gesamtheit in Konflikt zu geraten. Es muß dann notwendig den Gegensatz hervorrufen, der befähigt ist, es zu vernichten und seinen Untergang herbeizuführen. Die tragische Persönlichkeit stellte sich Hebbel unter dem Bilde der Eisscholle vor, die nur deshalb in individueller Form erscheint, weil sie nicht mehr ist, was doch ihr Wesen bildet: Wasser, und die nun zerrieben werden muß, um wieder zu werden, was sie sein soll: Wasser. Das Individuum ist gezwungen, seinen Weg zu gehen, auch wenn er ein Irrweg ist, weil er nur dadurch Form, d. h. Existenz erlangen kann. Durch seinen Untergang stellt es die Idee wieder her, führt es die Harmonie herbei, die es durch sein Werden zerstörte. Diese Gedanken hatte Hebbel allmählich während seiner harten Lehrzeit in München ausgebildet, sie liegen nun seiner dramatischen Dichtung zugrunde, blitzten übrigens schon in der Heidelberger Erzählung „Anna" geheimnisvoll auf.

Wir sehen Hebbel wohl nach der Lektüre von Gutzkows „Saul" mit der Bibel beschäftigt, er zeichnet anfangs Mai 1839 einige Einfälle zu einem „Saul als Tragödie" auf und bewundert die Erzählung im ersten Buch Samuelis. Im apokryphen Buch Judith fand er die Anekdote von der bethulischen Witwe, die hinauszieht, um den Feind ihres Vaterlandes durch ihre Schönheit zu gewinnen und dann heimtückisch zu töten; heimgekehrt mit dem Haupte des Holofernes tanzt und frohlockt sie drei Monde lang. Ein Weib, das zur Heldin wird und die Schranken des Geschlechts durchbricht, ihm gegenüber ein Mann der Tat, der vom Weib getötet wird: so trat

Digitized by Google

Hebbel der bibliſche Stoff entgegen. Er hatte ſchon in München mit dem Problem der Jungfrau von Orleans gerungen und Schillers Darſtellung durch eine natürlichere zu erſetzen geſucht; er hatte dann im Hamburg Theodor Mundts Buch über Charlotte Stieglitz geleſen und an dem falſchen Heldentum dieſer Unglücklichen treffende Kritik geübt; er hatte in Gutzkows Saul die unmögliche Geſtalt der Zeruja gefunden, ſich ein Urteil über den Beruf des Weibes gebildet und die damaligen Verſuche der Frauenemanzipation verſpottet. Ihn reizt an der Anekdote die entſcheidende Szene zwiſchen Judith und Holofernes, ſo daß er mit ihr die Arbeit beginnt. Auf die pſychologiſche Entfaltung der beiden Perſönlichkeiten kam es ihm an, und allmählich ſtieg ihm der doppelte Gegenſatz auf, in dem ſie zueinander ſtehen, einmal als Vertreter ihres Geſchlechtes, dann als Vertreter ihrer Völker. Mann und Weib im Kontraſt ſtellen den urſprünglichſten Dualismus dar, repräſentieren den ſeit jeher beſtehenden Kampf der beiden Geſchlechter; die Jüdin und der Heide ſind aber zugleich Repräſentanten eines welthiſtoriſchen Gegenſatzes. Der Heide, der ſich ſelbſt das Höchſte iſt, ahnt das Verlangen der Menſchheit nach einem Gott und glaubt, daß ſie ihn in einem Menſchen entdecken werde, der ihr als furchtbarer Titane zu imponieren vermag. Die Jüdin glaubt die Stimme ihres Gottes, der Aug um Auge, Zahn um Zahn verlangt, in ihrem Innern zu vernehmen, und folgt dem Gebote dieſes inneren Rufes, indem ſie den Feind ihres Volkes zu bekämpfen geht; wie, das weiß ſie nicht, ſie hofft auf ihren Gott, als deſſen Werkzeug ſie zu handeln wähnt. Aber ohne daß ſie es merkt, ſchlummert das Geſchlechtsverlangen in ihr, es reizt ſie, dem furchtbaren Manne zu begegnen, da ſie ſich ſelbſt ein grauenvolles Rätſel iſt, von ihrem Manne Manaſſes, dem ſie verlangend die Arme öffnete, in geheimnisvoller Scheu gemieden, un-

Digitized by Google

fähig, einen andern Mann zu lieben. Die Männer erzittern vor einer Tat, die notwendig ist, da meint sie, es könne das Weib als Werkzeug berufen sein, diese Tat zu vollbringen. Sie horcht auf die Stimme Gottes, sie erwartet ein Zeichen von ihm, der noch Propheten erweckt und so unmittelbar eingreift, und da sie es hat, da Gott keinen anderen erweckt zur entscheidenden Tat, zieht sie in das Lager des Feindes. Holofernes, auf seinem Siegeszuge durch ein kleines Volk aufgehalten, das er verachtet, fordert den unsichtbaren, ungenannten Gott dieses Volkes heraus: ein Weib kommt zu ihm und vernichtet ihn. Das Werkzeug in der Hand des unsichtbaren Gottes ist aber ein lebendes Wesen, das seiner Individualität folgen muß, nicht fühllos bleibt; ein verlangendes Weib, das halb zögernd, halb neugierig dem Manne naht und nun plötzlich etwas Furchtbares erlebt: einen Aufruhr im eigenen Wesen, einen Zwiespalt in seinem Herzen, so daß es nicht mehr der übernommenen Mission gedenkt, sondern persönlich zu handeln beginnt. Das Werkzeug verfolgt ein eigenes Ziel, etwas Individuelles, und trennt sich dadurch von der Gottheit, die es braucht. Das kommt Judith zum Bewußtsein, da sie den Holofernes getötet hat: nicht den Feind ihres Volkes und ihres Gottes, wie sie jetzt erkennt, sondern den Mann, der sie erniedrigt hat zum Berauschungsmittel. Da ist nun ein Wirbel, es dreht sich alles um sie, nur die Gottheit kann ihr Gleichgewicht wieder herstellen, wenn sie ihren Schoß unfruchtbar sein läßt und so gleichsam das Motiv der Tat auslöscht und nur die Tat gelten läßt. Damit unterwirft sie sich freiwillig der Idee, von der sie sich unbewußt durch ihr selbständiges Handeln gelöst hat, und stellt die ursprüngliche Einheit durch ihr Leiden wieder her.

Neben den beiden überragenden Gestalten der Judith und des Holofernes zeichnete Hebbel in scharfen Um-

Digitized by Google

rissen eine Reihe von Personen, die jenen gegenüber das sind, was sie selbst gegenüber der „Idee". Wie Judith ein Werkzeug der Gottheit, nur einem höheren Zwecke dienend und zerbrochen, da es nicht mehr gebraucht wird, steht der stumme, blinde, gottbegeisterte Daniel, der durch ein Wunder im entscheidenden Moment die Sprache plötzlich erlangt und dann in erschütternder Tragik wieder in den früheren Zustand verfällt. Wie Judith sich freiwillig der Gottheit unterwirft und selbst korrigierend die Idee wieder herstellt, so enthüllt auch der uralte Greis Samuel freiwillig längst vergessene Schuld und nimmt das Leiden auf sich. Wie Judith zum Werkzeug der Gottheit erlesen wird und daran innerlich zugrunde geht, so wird Ephraim von ihr zum Werkzeug der notwendigen Tat erwählt, aber er zögert und handelt zu spät, ohne Größe, was ihn vernichtet. Wie Judith mit Entsetzen zum Bewußtsein ihrer Schuld erwacht, da ihr Erkenntnis des Geschehenen sich öffnet, so vertritt Miega das natürliche Fühlen und führt das Erkennen herbei. Wie endlich Judith die Größe Jehovas fühlt und sich ihr beugt, so auch Achior, der Hauptmann der Moabiter. Holofernes aber steht da in furchtbarer Einsamkeit, allen Halt nur in sich findend und sich ins Maßlose steigernd. Als Zerrbild seines Strebens, sich durch Schrecken der Menschheit als der neue Gott zu enthüllen, erscheint im Hintergrunde Nebucad Necar, der sich gelassen zum Gott ausrufen läßt; und die Hauptleute des Holofernes gleichen ihrem Führer wenigstens in einzelnen Zügen.

So gab Hebbel in seiner ersten Tragödie Charaktere, die sich weit über den Durchschnitt erhoben und durch ihre grandiose Gestaltung unwillkürlich dem sofortigen Verständnis entziehen mußten. An dem Bau des Dramas ließ sich nicht mäkeln: mit überraschender Sicherheit hatte hier ein Anfänger fest und unverrückbar Stein auf Stein

Digitized by Google

gefügt, klar und übersichtlich eine bedeutsame Handlung entwickelt und durchgeführt, mit bezwingender Notwendigkeit eins aus dem andern abgeleitet. Da fanden sich keine toten Stellen, keine überflüssigen Episoden, da war alles so knapp und sparsam, ohne dürr und mager zu erscheinen. Da begegnete eine Prosa voll Kraft und Wohlklang, nicht hohles Pathos und nicht trockene Buchsprache, reich abgetönt je nach den Personen und den Situationen, in den verschiedensten Modulationen: jetzt gewaltig rollend in prophetischen Akkorden, dann gellend in schneidenden Dissonanzen, jetzt heimlich flüsternd in zaghaftem Schauer, dann aufkreischend in leidenschaftlichen Rufen, bald in spitzfindigen Wortspielen sich ergehend, bald zu prägnanten Epigrammen sich verdichtend, einmal abgerissen und rauh, dann mächtig dahinrauschend, aber immer dem Moment angepaßt und dramatisch lebendig. Die Gedanken werden nicht wie etwas Fertiges vorgetragen, sondern sie entstehen im Augenblick, wie es die Situation erheischt.

Die Vorzüge des Werkes ließen sich nicht bestreiten, allerdings enthielt es aber so manches, was Anstoß erregen konnte und das Verständnis erschwerte, besonders wenn man sich an das Einzelne hielt und seinen Platz im Gesamtorganismus des Stücks nicht beachtete. Diesen Fehler zu begehen, hatte sich das Publikum gewöhnt und war dazu durch die Dichter verführt worden, denen freilich wieder die unhaltbaren Zustände des geistigen Lebens in Deutschland ein solches Verwerten von beiläufigen Anspielungen, ein poesiewidriges Einfügen von Details nahelegten. Ohnehin ist nichts schwerer, als den einzelnen Zug in seiner relativen Bedeutung zu erfassen, viel leichter dagegen die Pinselstriche statt des Bildes zu sehen, wie sich Hebbel einmal ausdrückt. An der Zeichnung des Holofernes, die einen großartigen Gegensatz zum Soliman in Körners „Zriny" bildet und auf Hebbels Studien über Napoleon

Digitized by Google

hinweist, nahm man zuerst Anstoß, weil seine Maßlosigkeit auch in seiner Rede hervortritt. Daß Hebbel übrigens einen orientalischen Despoten keineswegs verfehlte, hob Hammer-Purgstall, ein genauer Kenner des Orients, ausdrücklich hervor. Es ließ sich eben nicht vermeiden, daß ein solcher Charakter, der noch ganz nahe der Natur steht und im überschäumenden Gefühl seiner Körperkräfte nur in ihnen das Maß für Menschenwürde und Menschenwert sieht, sich zum Teil in übertreibenden Kraftphrasen äußere. Das Individuum, das nichts kennt, als den eigenen Willen, und gar nichts ahnt von Unterwerfung unter eine fremde Macht, mußte gerade wegen des Gegensatzes zu dem Gehorsam fordernden Jehovaglauben möglichst scharf gestaltet werden, um den Kontrast sinnfällig zu machen. Er mußte riesenhaft, er mußte als Titane erscheinen, und es war darum undenkbar, ihm etwa die zahme Rede zu leihen, wie Halm seinem Ingomor. Holofernes ist ein Barbar, deshalb mußte sein Barbarentum gezeigt werden; freilich hätte Hebbel gewiß in späteren Jahren bei der geplanten Umarbeitung manches allzu üppige Detail abgeschnitten, manches vielleicht gemildert. Noch stärker Anstoß nahm man an der psychologisch-physiologischen Motivierung der Judith und gewöhnte sich, Hebbel des absichtlichen Hereinzerrens von geschlechtlichen Dingen zu zeihen. Wir wissen freilich aus seinem Tagebuche, daß er Judith als jungfräuliche Witwe erst im Laufe der Arbeit hinzustellen genötigt war, weil er weder die Witwe der Bibel, noch eine Jungfrau vor das Problem der alten jüdischen Fabel bringen konnte. Allerdings gab er dadurch etwas Ungewöhnliches, aber gerade das brauchte er, da sich seine Judith selbst dunkel sein mußte und nur dadurch ihre das Maß der Weiblichkeit übersteigende Mission übernehmen konnte. Sie fühlt sich durch diesen ersten Ehebund gebrandmarkt, verworfen, als nutzloses Wesen sich selbst

Digitized by Google

ein Grauen; unbegreiflich erscheint ihr dieser Fluch der Gottheit und erst, da sie durch Ephraim auf den Gedanken gebracht wird, daß sie Bethulien vor dem furchtbaren Feinde, vor dem sicheren Untergang retten könne, erst da beginnt in ihr die Möglichkeit aufzudämmern, die Gottheit könne sie durch das Außerordentliche für Außerordentliches aufgespart haben; sie hält ihre Schönheit für die Tollkirsche, die wahnsinnig macht, und zittert vor sich selbst zurück: jetzt ahnt sie, wie die Gottheit es gemeint haben könne, wartet aber noch auf ein bestätigendes Zeichen, ehe sie sich ins Lager des Holofernes hinausbegibt.

Hebbel mußte zu einem außergewöhnlichen Mittel greifen, wenn er das Unerhörte von Judiths Tat motivieren wollte. Man könnte freilich noch einwenden, daß Judith zu viel Bewußtsein des Unerhörten habe, zu sehr über ihren Zustand reflektiere. Leugnen läßt sich allerdings nicht, sie sucht sich Rechenschaft zu geben, sucht sich und ihr Tun auf die innersten Beweggründe zurückzuführen, glaubt wenigstens klar zu sehen. Aber steckt darin nicht eben der Kern ihres Wesens? Soll nicht dadurch gerade das Weibliche hervorgehoben werden? „In der Judith zeichne ich die Tat eines Weibes, also den ärgsten Kontrast, dies Wollen und Nicht-Können, dies Tun, was doch kein Handeln ist," so sagt Hebbel selbst. Judith reflektiert über sich selbst, gibt sich Rechenschaft über ihr Tun, aber trifft sie denn damit das Rechte? Ihr Weg soll sie durch die Sünde führen, sonst weiß sie nichts über ihren Plan; sie zieht hinaus im Vertrauen auf ihren Gott, wie sie meint, dabei aber doch in der unbewußten Neugier des unbefriedigten Weibes. War früher ihr leidenschaftliches Gebet ein Hineinspringen in Gott, eine Art Selbstmord, so stürzt sie sich jetzt in die Gefahr mit einer Entschlossenheit, die ein ganz ähnliches Aufgehen in der Gottheit darstellt. Sie ist naiv geblieben, glaubt an

Digitized by Google

ihre Mission und schaudert nach der Tat vor sich selbst zurück, wie vor einem dunklen Geheimnis, weil die Gottheit das Werkzeug vor der Zermalmung durch dasselbe Rad, das es einen Augenblick aufhielt oder anders lenkte, nicht schützen kann. Dies war für Hebbel das vornehmste tragische Motiv, das er schon in München aus der Geschichte der Jungfrau von Orleans herausgelesen hatte.

Allerdings bleibt nun noch ein Bedenken übrig: die Liebesnacht. Hier wagte Hebbel eine kühne Neuerung, die deshalb auch auf der damaligen Bühne ganz unmöglich war und eine Bearbeitung nötig machte. Im Roman hatte früher Goethe schon Ähnliches gewagt, und zwar in den von Hebbel für echt dramatisch erklärten „Wahlverwandtschaften", Kleist in der Novelle „Die Marquise von O . ." nicht minder; aber fürs Drama müßten wir, um Vorgänger zu finden, bis ins siebzehnte Jahrhundert zurückgehen, wenn von beiläufigen Motiven in Kleists „Hermannschlacht" oder Grabbes „Hundert Tagen" abgesehen wird. Übrigens verstand es Hebbel, das für die tragische Wendung Unvermeidliche in maßvollen Grenzen zu halten und traf die haarscharfe Linie zwischen dem ästhetisch Möglichen und dem Verletzenden mit überraschender Sicherheit. Das Geschlechtliche wird allerdings verwertet, aber nicht um seiner selbst willen, sondern zu einem höheren Zweck, dazu durchaus ernst und keusch, ohne jegliche Frivolität, die Anstoß zu erregen fähig gewesen wäre; nur war eben damals eine solche Kühnheit ungeachtet des „Jungen Deutschland" im Drama unerhört.

Trotzdem fand das Werk seinen Weg sofort auf die Bretter; der noch ganz unbekannte Dramatiker bekam schon Aussicht, auf die zweitgrößte deutsche Bühne zu gelangen, ehe sein erstes Drama überhaupt vollständig niedergeschrieben war. Darum beschleunigte Hebbel wohl auch den Druck seines Werkes so sehr, daß schon am

Digitized by Google

17. Februar ein Exemplar an Frau Crelinger abging; sie antwortete am 29. Februar 1840 der Vermittlerin Schoppe in einem begeisterten Brief, den Hebbel am 3. März in Händen hielt; er ist eine jubelnde Prophezeiung. Das Stück hat auf die große Schauspielerin gewirkt, wie wohl Italiens Sonne wirken müßte; erwärmt bis ins tiefste Innerste fühlte sie sich: „Endlich einmal Kraft und Glut und Jugend vereint mit Bewußtsein; endlich einmal ein Werk, das uns einen dramatischen Dichter verspricht, der imstande sein wird, sich Bahn zu brechen durch die Alltäglichkeit und Glanz zu verbreiten an unserm dunklen Theaterhimmel." Einen so ausgesprochenen Beruf für dramatische Kunst erkannte sie in dem Dichter, daß sie ihm zurief, er möge alles beiseite werfen und das Drama zu seinem Lebenszweck machen.

Dagegen konnte sie nicht verhehlen, daß sein Erstlingswerk unmöglich unverändert auf die Bühne kommen dürfte, sie bezeichnete sofort jene Punkte, die bedenklich seien, und setzte mit Bedauern hinzu: „es muß vieles und oft das Schönste gestrichen werden". An erster Stelle steht die Beschreibung der Hochzeitsnacht, die für das Theater bei weitem zu durchsichtig sei, nur betonte sie: „Eine fremde Hand kann und darf aber an diesem Kleinod nicht rühren. Eigentümlich, wie es ist, muß es bleiben." Erst nach vollzogener Änderung wollte sie das Werk der Generalintendanz vorlegen. Hebbel kämpfte, so gut es ging, für sein Werk, aber er mußte vielfache Konzessionen machen, trotzdem es ihm schwer genug fiel, ja im Hauptpunkte tat er nicht mehr mit und überließ die Umwandlung einem Fremden, wem, das ist nicht bekannt geworden.

Es kamen für Hebbel Wochen zwiespältigster Gefühle; die „Judith" erregte bei allen Urteilsfähigen Aufsehen, ja Enthusiasmus: Lotz, Lebrün, Töpfer stimmten in ihrem Lob mit der Crelinger überein und erkannten die

Digitized by Google

Eigenart, Geschlossenheit und Bedeutung des Werkes uneingeschränkt an, so daß Hebbels Stimmung rosig hätte sein können; Elise jedoch war krank, die Schoppe ließ es an kleinen Stichen nicht fehlen, und so war ihm an seinem siebenundzwanzigsten Geburtstag „furchtbar zu Mute". Das Schwanken der Stimmung hielt an, einerseits kam Lotzens rühmende Besprechung in den „Originalien", ein schmeichelhafter Brief Gutzkows, eine Annäherung des Hamburger Schauspielers und Direktors Baison, die Aussicht auf eine Annahme des Stücks in Berlin, anderseits neuer Zwist mit Amalia Schoppe, die Erkenntnis, daß sich Elise Mutter fühle, die drohende Sorge wegen seiner Existenz neben kleineren Leiden. „Eine Öde und Leere in mir, wie seit meiner Abreise aus München nicht mehr! Alles zerbrochen und zerschlagen! Ohne Glück!" Wenige Stunden, nachdem er diesen Verzweiflungsschrei im Tagebuch ausgestoßen hatte, erfuhr er die definitive Annahme seiner „Judith" in Berlin (14. April 1840). Trotzdem war er bald schon wieder so weit, daß ihm die Idee kam, er könnte jetzt auf eine eklatante Weise aus der Welt gehen, die Judith habe Lärm gemacht, sei in den Händen vorzüglicher Männer gewesen, es müßte ihm ein Leichtes sein, alle fünfzig Exemplare wieder zusammenzubringen, mit allen übrigen Arbeiten zu verbrennen, und dann im Selbstmord zu enden. Aber rasch ruft er sich selbst ein Pfui! zu und gedenkt seiner Pflichten. Bald darauf endete das schon sehr lange getrübte Verhältnis zu Amalia Schoppe, die es an immer neuen Kränkungen nicht hatte fehlen lassen und Hebbels Gefühl aufs tiefste verletzte. In dem furchtbaren „Memorial" rechnet er darum mit ihr und mit jenem Teil seiner Vergangenheit ab, den sie repräsentiert; man empfindet in jedem Wort den krankhaften Zustand seines Innern, das sich Luft machen muß, wenn es nicht ersticken soll. Mit einer Dich-

Digitized by Google

tung, über die er alles hätte vergessen können, war er nicht beschäftigt, die Verbindung mit Gutzkows Telegraphen hatte bereits aufgehört, dafür war Hebbel darauf eingegangen, für ein populäres Unternehmen der B. S. Berendsohnschen Buchhandlung rasch zwei Geschichtswerke zu verfassen. Vielleicht war Amalia Schoppe, die eine „Maria Stuart" dazu beitrug, die Vermittlerin bei dieser „Wohlfeilsten Volksbibliothek" gewesen; Hebbel lockte das keineswegs hohe Honorar von nicht einmal achtzig Talern, die Darstellung des dreißigjährigen Kriegs und dann der Jungfrau von Orleans zu schreiben, aber nur unter einem Decknamen zu veröffentlichen.

Sechs Wochen Zeit standen ihm für das erste Bändchen zur Verfügung, das er vielleicht kurz vor dem 24. Mai 1840 vollendet haben dürfte, da er an diesem Tage seine Garderobe zu ergänzen in der Lage war, also wohl einen Teil des Honorars bekommen hatte. Das Heft muß in der zweiten Junihälfte erschienen sein. Natürlich kam es nicht darauf an, gelehrte Resultate zu geben, sondern nur für das Volk in lebendiger Darstellung die Hauptmomente „des unerfreulichsten aller deutschen Kriege" zu erzählen. An Schiller schloß sich Hebbel im ganzen und großen an und zog nur Galletti und Woltmann zu Rate, aber er war geleitet von seinem historischen Gefühl und steuerte darum aus Eigenem die Gesamtauffassung bei. Sie ist dieselbe, die ihn bei der Behandlung seiner „Judith" geleitet hatte und an der Ausführung seiner „Dithmarschen" hinderte. Hebbel zeigte wenig Sinn für „eine bloße Antiquität", nicht die Tatsachen an sich interessieren ihn, sondern ihre Bedeutung im Verlaufe des welthistorischen Zusammenhangs. Am 12. Februar 1840 sagte er zu Wihl: „Die Geschichte sucht das Notwendige, oder besser, sie liefert den Beweis, daß alles notwendig sei"; ganz richtig erkannte er also die Aufgabe der Geschichte, die nicht das

Digitized by Google

Zufällige des Gegebenen behandelt, wie die Kritik, sondern die Entwickelung, nach jetzigem Ausdruck die Evolution des Geschehens. Daß einmal ein großer, unglücklicher Krieg stattfand, daß einmal ein Weib durch eine kühne Tat ihr Vaterland vor dem Untergang errettete, geht die Geschichte nur insofern an, als jener Krieg, als diese Tat notwendig waren, das heißt, insoferne sie Knotenpunkte darstellen, für die weitere Entwickelung der Menschheit unerläßlich erscheinen. Die Tat der Judith hatte darum „Notwendigkeit", weil das monotheistische Judentum einen Schritt nach aufwärts gegenüber dem Paganismus bedeutete, weil aus dem kleinen Judäa später das mächtige Christentum hervorgehen sollte; ebenso notwendig schien Hebbel der dreißigjährige Krieg, weil er verhinderte, daß das Christentum, dieser unerläßliche Schritt über Heidentum und Judentum hinaus, diese Lösung des Individuums aus den Fesseln des Jehovaglaubens, wieder in die alten Ketten zurückfalle. Hebbel betrachtete die Tatsachen vom welthistorischen Standpunkte, dadurch wurden sie ihm wichtig. Deshalb verweilt er in seiner „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs" bei dem Hervortreten der einzelnen Persönlichkeiten, denen bei der Feststellung der religiösen Verhältnisse, bei der Beruhigung der Welt, der Bildung eines neuen, modifizierten Staatensystems ein viel größerer Spielraum zufiel, als in anderen Zeiten; darum wird ihm Wallenstein zum Träger von Ideen, „die erst spätere Jahrhunderte verkörpern sollten"; darum beschäftigen ihn die Friedensverhandlungen länger als die Schäden des furchtbaren Kampfs. Der Protestantismus war ein Knotenpunkt, wie früher das Judentum, hierauf das Christentum; der dreißigjährige Krieg war die Auseinandersetzung dieses Neuen mit dem Alten und deshalb notwendig. Das ist die Idee, die Hebbel bei seiner Darstellung leitet und ihr die innere Einheit verleiht. Sieht man in der „Judith"

Digitized by Google

allenthalben die Silhouette Gottes, der noch persönlich eingreift, einzelne Menschen zum Schallrohr wählt und dann gleichgültig wieder zur Seite legt, hier blickt überall der Dualismus hervor, der sich fühlbar macht und den einzelnen Persönlichkeiten ihren Platz anweist und nur so weit Bedeutung gibt, als sie der großen Aufgabe der Zeit, ein neues Staatensystem zu bilden, genügten. Bei den „Dithmarschen" fehlte diese „Notwendigkeit" gänzlich, die „folgenlosen" Teile der Geschichte schienen Hebbel einer Behandlung unwert, das Klebenbleiben am Einzelnen verträgt sich seiner Ansicht nach nicht mit dem historischen Blick. Man geht kaum zu weit mit der Behauptung, daß sich in der „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs" nicht so sehr der Historiker, als der Dramatiker fühlbar mache. Das Werkchen muß als eine recht geschickte Darstellung mit einzelnen glänzenden Partien — besonders die Eroberung von Magdeburg ist ein kleines Meisterstück — gerühmt werden und kann sich neben Schillers Werk behaupten. Trotzdem nannte sich Hebbel nicht als Verfasser, sondern trat in der Maske eines Dr. J. F. Franz auf, weil er diese Lohnarbeit unmöglich für eine volle Leistung ansehen konnte, sich wohl auch der Gesellschaft der übrigen „Literaten" bei der Wohlfeilsten Volksbibliothek schämte.

Die „Judith" kam endlich in Berlin am 6. Juli 1840 zum ersten Mal auf die Bühne und fand Beifall, so daß am Donnerstag, den 9., und dann noch öfter die Aufführung wiederholt wurde. Hebbel, der an Gelbsucht litt, während Elise auf Rügen weilte, der vergebens seine Kraft an den „Dithmarschen" versuchte, kam nicht ganz zum Gefühl der Freude über diesen ersten Erfolg. Nutzen konnte er aus der Aufführung nur wenig ziehen, da er ihr persönlich nicht beiwohnte, trotzdem die Crelinger ihre Bedenken wegen der Volksszenen auf die Proben vertagt hatte; die Rezensionen förderten Hebbel auch nicht,

Digitized by Google

da ihre widersprechenden Urteile nur zu seiner Ergötzung beitrugen. Aber der Beweis war doch erbracht, daß sein Stück für die „reale Bühne" passe, darum reichte er es auch in Hamburg ein, wo Direktor Schmidt seine Tragödin, die Demoiselle Enghaus, durch die Aussicht auf einen hochbegabten Dramatiker und eine große wirksame Rolle zu halten suchte, sie war aber schon ans Burgtheater engagiert. Auch in Hamburg wurde die „Judith" angenommen und bald vorbereitet. Hebbels Ansehen wuchs, er kam mehr in Gesellschaft und knüpfte Verbindungen an. Sonnabend, den 18. Juli, verlebte er bei Madame Hellberg einen sehr vergnügten Tag, lernte den Advokaten Schütze kennen, traf aber auch ein Mädchen, das ihm gefiel, wie noch selten eines: Emma Schröder. „Wie im Rausch" lebte er nun, aufs mächtigste von der Liebe gepackt; dies Gefühl war so stark, daß er es aussprechen mußte, darum vertraute er sich in einem tagebuchartigen Briefe der fernen Elise an. Sie mußte Sätze lesen wie: „Es ist doch wahr, Liebe ist etwas anderes, als Freundschaft, und es ist auch wahr, Liebe knüpft sich an Schönheit und Jugend .... Das Verhältnis in München m u ß ich aufheben, es geht nicht länger. Das mit Dir ist und bleibt ein schönes, denn Du bist edel, bist sicher in Deinem Herzen. Wenn ich ein anderes anknüpfe — auch das geht vorüber und die Zeit kommt, wo ich mit Gleichgültigkeit darauf zurückblicke .... Emma hat mir eine Rose gegeben, sie ist verwelkt, und liegt in meinem Schreibtisch, aber sie duftet mir köstlicher, wie ein ganzes Beet." Solche und noch weitere leidenschaftliche Worte, die er freilich später als „Jünglingsgeschwätz" verurteilte, schrieb Hebbel der fünfunddreißigjährigen, unschönen Elise, die unter ihrem Herzen ein Kind von ihm trug. Was sie dazu sagte, das wissen wir freilich nicht, aber klar spricht dieser Brief es aus, daß sich Hebbel trotz des neuen Bandes zwischen ihm und Elise

Digitized by Google

ganz frei fühlte, doch ebenso klar, daß er sich trotzdem einer inneren Schuld bewußt war und deshalb auch Elise mit anderen Augen ansah, wenigstens schrieb er damals in sein Tagebuch: „Aus aller Befriedigung entsteht Ekel, weil eben in der Spannung der Kräfte allein die Wollust liegt."

Während dieser Stimmungen schrieb er seine „Geschichte der Jungfrau von Orleans", mit der er sich schon in München mehr als Dramatiker beschäftigt hatte; damals schon, im Juni 1838, waren ihm die Darstellungen von Friedrich Schlegel und Guido Görres zugänglich gewesen, jetzt hielt er sich an das Buch von Görres, das er nur aus Fouqués nach Charmettes' Original gegebener Bearbeitung ergänzte. Den Schlüssel zum Verständnis des außerordentlichen Mädchens sah er in der Naivität, in dem felsenfesten Glauben an ihre Gesichte; so gestaltete Hebbel ein Mädchen, das ähnlich wie seine Judith in einer folgenschweren Zeit das Außerordentliche vollbringt, um Frankreich zu retten, jenes Frankreich, von dem später die Revolution ausgehen sollte. Mit sichtlicher Teilnahme weilt er bei dem Liebreiz der Jungfrau, unwillkürlich etwas von der Wärme einmischend, die in seinem Herzen für Emma Schröder herrschte; mit großem Geschick vereinigt er in der Zeichnung Johannas das Natürliche mit dem Wunderbaren, gruppiert er die Tatsachen und entwickelt er die verschiedenen Momente der aufsteigenden wie der fallenden Handlung. Ihn interessiert das psychologische Rätsel, das Johannas Charakter zeigt, darum beschäftigen ihn die Verhöre, die Verhandlungen nach ihrer Gefangennahme so sehr, doch hütet er sich, etwas in den Stoff hineinzutragen, was er nicht aus den Tatsachen herauslas. Eine geschmackvolle Leistung ist zustande gekommen, freilich wieder nur auf Grund fremder Vorarbeiten. Deshalb hat er beide historischen Schriften,

Digitized by Google

als ein intriganter Korrespondent seine Maske lüftete, öffentlich verleugnet: nicht als Litterat, als Dichter wollte er vom Publikum gekannt sein.

Für die Hamburger Aufführung der „Judith" ließ er sich zu einer Bearbeitung herbei, die sich an die Berliner anschloß, aber mit einiger Freiheit. Auch hier blieb alles weg, was dem Publikum anstößig sein konnte, ja Hebbel schnitt gründlich in den Organismus des Stücks, indem er die Hochzeitsnacht ganz tilgte und Judith nur dafür Rache nehmen läßt, daß sie erkennt, Holofernes habe sie bis ins Innerste ihrer Seele besessen, indem er Gott daraus verdrängte. Diese kühne Umgestaltung, die Hebbel später in der „Schauspielerin" neu aufnehmen wollte, paßt freilich nicht völlig zu den ursprünglichen Zuständen der dargestellten Zeit und hätte mit dem Ganzen viel stärker verbunden sein müssen, aber sie war sinngemäßer, als die Halbheit der Berliner Bearbeitung, allerdings auch nur ein Notbehelf mit Rücksicht auf die „reale Bühne". Trotzdem verstrich fast das Jahr, ehe sie aufgeführt wurde, was am 1. Dezember 1840 geschah, wobei Fehringer und Madame Lenz die Hauptrollen gaben. Inzwischen war aber Hebbel schon wieder weiter fortgeschritten. Anfangs September dürfte die „Geschichte der Jungfrau von Orleans" erschienen sein. Elise war wieder verreist, was Hebbel veranlaßte, sich ihren Charakter klar zu entwickeln. Da kam ihm Tiecks „Genoveva" in die Hand und versetzte ihn plötzlich in die poetische Produktion. Am 13. September verzeichnet er die Tatsache: „Habe die Genoveva angefangen." Das Volksbuch hatte Hebbel schon in Wesselburen gelesen und dann den Stoff so genau durchgearbeitet, daß er ihn an einem Februartage des Jahres 1839 in München bei der Lektüre Maler Müllers vollständig gegliedert und dramatisch umgebildet aufzeichnen konnte. Damals standen die

Digitized by Google

Hauptpunkte ganz klar vor seinem geistigen Auge, hatte er besonders die wichtigste Lösung schon gefunden, daß nämlich Golo zum Träger der Handlung gemacht werden müsse, waren ihm sogar schon einzelne Szenen vollkommen deutlich, aber an eine Ausführung dachte Hebbel nicht, weil er Tieds Werk noch nicht kannte. Als ihm dieses nun nicht entsprach, ward er gereizt, den alten Plan dramatisch zu gestalten, und kam sofort in Fluß, so daß nach zwölf Tagen bereits der erste Akt fertig war; „wohl kein Drama fürs Theater", das schien ihm von Anfang an unzweifelhaft, denn er wußte, worum es sich in seinem zweiten Trauerspiel handelte. Ihm schwebte schon in München eine Charakterstudie vor, die zeigen sollte, wie ein flammender, hastiger Charakter aus menschlichen Beweggründen teuflisch handelt, wie ein Mann „durch die Blüte seines Daseins, durch sein edelstes Gefühl, das durch böse Fügung mißgeboren in die Welt tritt, unabwendbarem Verderben als Opfer fällt." Nicht Genoveva durfte darnach in den Vorgrund gestellt werden, denn ihr Leiden ist rein äußerlich, sondern das innere Leiden Golos. Hebbel erahnte deshalb bei Beginn seiner Dichtung, daß darin der Schicksalsfaden zu sehr mit Gemütsdarstellungen umsponnen sein werde, und konnte natürlich bei dem damaligen Zustand des Theaters kaum hoffen, mit seinem Stück auf die Bretter zu kommen. Aber er mußte das Werk schaffen, denn es war zum Gefäß für seine eigenen Gemütszustände geworden. Himmlische Schönheit hatte den Siebenundzwanzigjährigen in einen Rausch des Entzückens, der tiefsten Liebe versetzt, doch war sie mißgeboren in die Welt getreten. Emma Schröder stand im vollen Glanz der Jugend, der Schönheit und der patrizischen Abstammung vor dem gedrückten Sohne der Armut, sie neigte sich ihm in Liebe zu und entzündete mit einem holden Lächeln, einem gütigen Blick die alles vergessende Leiden-

Digitized by Google

schaft in ihm. Als er nun etwas zu sich kam, da fiel sein Auge auf das Wesen, das neben ihm stand, gebeugt, alternd und unschön, aber verklärt von der Mutterschaft und so durch ein neues Band mit ihm zusammengeschmiedet. Neigung und Pflicht im Konflikt, Verlangen und Verhängnis im Widerstreit müssen ihn mit innerer Schuld beladen haben; Mißverständnisse und Zwischenträgereien kamen dazu, um ihn zu verwirren und das Bild der lieblichen Geliebten zu verzerren. Aus diesem Gemütszustand, den wir freilich mehr nachfühlen, als durch Zeugnisse belegen können, rettete Hebbel seine „Genoveva". Sie wurde zu einer der ergreifendsten Beichten, die jemals ein Dramatiker abgelegt hat, und stieg aus allen Tiefen seiner Seele hervor. Ein Quellen und Sprudeln, das ihn beglückte, war sein Arbeiten, so daß am 23. Oktober 1840 bereits der zweite Akt geschlossen werden konnte; dann freilich stellten sich wieder verzweifelte Stimmungen, Zweifel an seinem Dichterberuf ein, trotzdem er in der Arbeit fortfuhr. Am 5. November 1840 kam sein erster Sohn Max zur Welt, aber die Entbindung Elisens war so schwer, daß Hebbel für das Leben seiner Freundin zittern mußte. Erst am 10. Januar 1841 konnte er den während der Weihnachtstage geförderten dritten Akt beenden; dann schob sich noch der „Matteo" dazwischen, aber am 11. Februar schloß er den vierten und, nachdem er mit höchstem Entzücken die Tragödien des Euripides gelesen hatte, am 1. März 1841 den letzten Akt. Sofort schrieb er das Stück ab und las es am 12. März bei Madame Hellberg in einem Kreise gebildeter Menschen vor, erkannte jedoch an dem unklaren Eindruck, den es hervorrief, daß er ändern müsse, was ihm lange nicht gelingen wollte. Bis gegen Schluß des Monats August 1841 zogen sich die Versuche hin, am 27. endlich konnte das Stück nach Berlin abgesandt werden, diesmal ohne den

Digitized by Google

erhofften Erfolg, denn dort befand sich Raupachs Genoveva auf dem Repertoire. Vielleicht bildete das nur einen Vorwand für die Ablehnung, die immerhin auch sachliche Gründe haben mochte. Das Werk bietet allerdings vieles, was man damals kaum dem gewöhnlichen Theaterpublikum zumuten durfte. Von der altbekannten Legende, dem Werk eines Laacher Mönchs, hatte Hebbel nur die allgemeinen Umrisse beibehalten: das Verhältnis der drei Hauptpersonen zueinander, die Verfolgung und Qualen Genovevas, sonst aber war Hebbel selbständig seinen Weg gewandelt. Dabei tauchte er in solche Tiefen der seelischen Prozesse hinab, daß alles äußere Geschehen, so reich er es entfaltete, gegen die psychologischen Analysen zurücktrat und das Verständnis seiner Absichten nicht erleichterte. Wer sich aber in dieses Seelengemälde nachfühlend versenkt, der staunt allerdings über den Reichtum an feinstem und intimstem Verständnis für die Wandlungen einer Jünglingsseele, der folgt mit atemloser Spannung dem tragischen Versinken eines reinen Individuums in Verhängnis, Schuld und Sünde, der lauscht mit Furcht und Mitleid den Geständnissen eines quälenden Gequälten und bewundert die Kraft eines jungen Dichters, der solche Tat leisten konnte. Hinreißend ist die Exposition im ersten Akte, die auf das Ziel hinstürmt und den Hauptcharakter bis zum ersten entscheidenden Schritt entwickelt, ohne dabei die anderen Personen oder das ganze Zeitbild zu vergessen. Wie die Agave im Norden entfaltet Genovevas Liebe zu ihrem Gatten in der Abschiedsscene die seltene purpurne Blüte und läßt in den bisher verschlossenen Kelch ihres tiefen Gefühls blicken; die keusche, zurückhaltende Heilige spricht zum ersten Mal als Weib schämig verhaltene Leidenschaft aus und drückt den scheidenden Gatten glühend an Brust und Lippen. Golo aber, der bis dahin der fromm Verehrten kaum ins Auge zu schauen wagte, wird

Digitized by Google

Zeuge dieses bedeutsamen Moments und erkennt mit maßlosem Staunen in Genoveva das Ideal eines irdischen Weibes, nicht mehr droben in höheren Regionen schwebend, sondern herabgestiegen auf die Erde, und das entscheidet sein Schicksal, denn er glaubt, daß Siegfried nicht den vollen Wert dieses kostbaren Schatzes ermißt, weil er sich jetzt losreißen kann, dagegen wird ihm klar, was ihm selbst ein solches Weib sein könnte. Lichterloh schlagen die Flammen des rasch entzündeten Verlangens in ihm auf und rauben ihm alle Besinnung. Die Abschiedsworte des Pfalzgrafen, die Drago meldet, treiben ihn zu dem Entschlusse, gleichsam die Gottheit und ihr persönliches Eingreifen herauszufordern, indem er sich in Lebensgefahr begibt. Aber Gott bedarf nicht mehr des Außerordentlichen: kein Wunder geschieht, der Mensch muß seine Taten selbst verantworten, und so gelingt dem Jüngling sein tolles Abenteuer, um sein Gefühl nur noch tiefer zu verwirren. Die Gottheit braucht nicht zu sprechen, durch den Mund der Menschen warnt und weist sie zurecht, aber Golo ist nun schon zu sehr verblendet, als daß er die zarten Winke verstehen könnte. Er glaubt, alles getan zu haben, was ein Mensch vermag, Gott aber verschmähte sein Opfer, damit in ihm „der Schurke" reifen könne. Nicht hört er mehr den Hinweis auf das Rechte, der aus Katharinas Liebe winkt, Siegfrieds Gestalt steht nur deswegen vor ihm, um an ihr zu erforschen, was ihr den Einfluß auf Genoveva verlieh; der Erkenntnis, die ihm aus Genovevas weiblich schönen Worten aufdämmert, daß Gott selbst durch ihren Mund zu ihm spreche, verschließt er sich, nachdem er sein Schwert von ihr hat weihen lassen, und statt wie früher sich selbst zu opfern, fleht er jetzt zu Gott, er möge sie zu sich nehmen, damit nicht Sünde, „außerordentlich wie ihre Schönheit, einzig wie sie selbst" entstehe. Schon regt sich in seiner Liebe ge-

Digitized by Google

heimnisvoll etwas wie Haß gegen den Liebreiz, der ihn so vollständig verwandelt hat, aber noch rührt ihn die Reinheit Genovevas, die Sünde gar nicht denken kann. Die Szene mit dem Juden warnt ihn von neuem, aber wenn er auch mit dem Sünder fühlen kann, nach dem fluchenden Hasser, der stellvertretend das Leid auf sich nehmen will, geleitet von seinem Rachedurst, schlägt er mit seinem Schwerte und möchte doch, daß der Fluch die Welt vernichte; wie ein Wurm in einem faulenden Körper kommt er sich vor. Da erblickt er die beichtende Genoveva und spricht noch einmal alles Reine, Gute seines Wesens aus in dem wunderbaren Monolog, der mit seinem Entschlusse endet, sich selbst zu töten, wenn Genoveva es gebeut. Dieser Akt führt also den Gemütszustand Golos immer weiter, freilich beginnt dabei die monologische Gefühlsäußerung zum Schaden des dramatischen Lebens sich zu entfalten, die dann immer stärker hervortritt. Bisher war alles bei Golo nicht mehr als Gedankenschuld, nun kommt infolge von Margarethas Eingreifen das äußere Verschulden hinzu und treibt ihn weiter und weiter bis zu seinem eigenen Verderben. Ihren frivolen Einflüsterungen gelingt es, sein Urteil noch mehr zu verwirren, so daß er an Genovevas Reinheit fast zu zweifeln anfängt, und sich nach der warnenden Szene mit Ritter Tristan zu den Geständnissen vor dem Bild hinreißen läßt; nun versucht er Genoveva zum ersten Mal, indem er ihr die Erlaubnis zu seinem Selbstmord erpressen will und, da sie sich weigert, darin ein geheimes Einverständnis sieht, sie an sich reißt und vor den Augen Katharinas nochmals auf sie eindringt. Jetzt kann er nicht mehr zurück, die Intrigen der Hexe reifen den furchtbaren Plan, mit dem Hebbel wieder in die Tradition des Legendenstoffes einlenkt. Der Anschlag mit Drago gelingt, dieser fällt, aber nicht von Golos Hand; Genoveva

Digitized by Google

schmachtet im Kerker, wo ihr Golo, freilich ohne Erfolg, den Vorschlag macht, sich von Siegfried zu trennen, wie von ihm; nochmals fordert er das Geschick heraus, indem er sich dem Hirsch entgegenwirft; langsam genest er; Genoveva schenkt einem Sohn das Leben. Noch bleibt einer zu erproben: der Pfalzgraf, der einzige Mann, den Genoveva in ihre Seele schauen ließ, der sie also erkennen muß. Das geschieht in den Straßburger Szenen, die Hebbel aus dem Volksbuch herübernahm, aber großartig umgestaltete. Siegfried läßt sich durch Golo und durch den Trug im Zauberspiegel betören, dabei aber enthüllt sich die Reinheit und Tiefe seiner Natur, so daß Golo, der vergebens sein „Ich log" wiederholt, nun allein als Verworfener erscheint. Zum letzten Mal versucht er Genoveva, indem er ihr Siegfrieds Urteil verkündigt, das Geständnis seiner Schuld in dem Brief an den Pfalzgrafen übergibt und durch den Becher mit Gift den Tod von ihrer Hand erlangen möchte. Genoveva bleibt sich getreu, sie läßt sich nicht verlocken, das Urteil zu fällen. Noch einmal hofft Golo mit ihr zusammenzukommen, statt dessen erhält er die Nachricht von ihrem Tode, da vollzieht er mit eigener Hand das grausige Urteil an sich selbst und endet konsequent ein Leben, das durch ein unglückliches Geschick von seinem hohen Ziel abgedrängt wurde. Durch seinen freiwilligen Untergang stellt er die ursprüngliche Harmonie wieder her, die er durch seine leidvolle Tat zerstört hatte.

Wenn wir dieses Bild eines Menschenlebens überblicken, dann müssen wir die furchtbare Wahrheit zugeben, die trotz der bedeutsamen Steigerung aller Verhältnisse doch Allgemeingültigkeit besitzt. Der reine Jüngling wird durch zufällig geweckte Leidenschaft so weit verstrickt, daß er schließlich vor sich selber Grauen fühlt und eine entsetzliche Strafe über sich verhängt. Was Golo erlebt,

Digitized by Google

geht zwar weit über das gewöhnliche Maß hinaus, aber das betrifft doch nur die Erscheinungsform; im Wesen bleibt es das jedermann Bedrohende, vor dem ihn nur ein gütiges Geschick bewahrt. Also bietet das Werk jene Großartigkeit des Geschehens, die wir vom Drama verlangen müssen, zugleich aber jene Notwendigkeit, ohne die wir einer bloßen Anekdote gegenüberstünden; nur läßt sich nicht leugnen, daß zwischen dieser Projektion ins Große, Bedeutende, Überragende und der minutiösen Zergliederung feinster, intimster Seelenregungen ein gewisser Widerstreit entstanden ist, was die Aufnahme des Stücks erschwerte, es als einen Abfall von der Höhe der „Judith" erscheinen ließ. Ja Hebbel selbst wurde immer wieder von Zweifeln über die Tragödie heimgesucht; das eine Mal sagt er, das Drama habe den Fehler seiner Idee, und das sei freilich der ärgste, den es haben könne, denn es sei „ein Lebendiges, obwohl Mißratenes"; bald stutzt er vor der Gemütsdialektik darin, bald fürchtet er, er habe zwei Aufgaben auf einmal lösen wollen und beide verfehlt, bald ist er überzeugt, daß weder die ursprüngliche Gestalt noch die spätere Änderung etwas tauge, weshalb aus beiden eine neue geboren werden müsse. Vielleicht kam erst Mitte März 1842 die Gestalt zustande, die wir besitzen, was bei dem Fehlen der Handschrift nicht auszumachen ist.

Da so der Dichter selbst im Urteil schwankt, ist es kein Wunder, daß auch andere nicht ganz zur Klarheit darüber kamen und vor allem durch den Titel irregeführt wurden. In der „Judith" war allerdings die Titelheldin zugleich Hauptträgerin der Handlung gewesen, in der „Genoveva" ist dies aber nicht der Fall. Man wandte mit vollem Recht ein, daß die Pfalzgräfin nur leide, ohne jedoch zu überlegen, ob dies nicht absichtlich vom Dichter so gestaltet wurde. Hebbel sah in ihr einen

Digitized by Google

durchaus christlichen Charakter, den der Scheiterhaufen nicht verzehrt, sondern verklärt, während ihr äußerliches Leiden die tiefsten Elemente ihres Wesens, die religiösen, befruchtet und entfaltet. Er wollte sie als die „Heilige" zeichnen, die sühnt und genugtut, als Widerstrahl von allem, was auf Erden göttlich ist; sie besteht vor Gott, und das rettet das arme menschliche Geschlecht. Wieder blicken wir in den Dualismus hinein, den wir hienieden überall bemerken können, in einen noch viel tieferen, als ihn der Gegensatz von Mann und Frau in der „Judith" aufgedeckt hatte. Die Menschennatur, in welcher Gestalt oder Verzerrung sie uns auch entgegentrete, auf gewisse, ewige und unveränderliche Grundzüge zurückzuführen, hatte Hebbel schon Mitte März 1838 als Aufgabe der Modernen zum Unterschiede von den Alten bezeichnet; in Golo sah er eine solche „Verzerrung", in Genoveva dagegen eine solche „Gestalt" der Menschennatur, beide schienen ihm darin verwandt, daß sie durch die Blüte ihres Daseins, durch ihr edelstes Gefühl unabwendbarem Verderben als Opfer fallen. In beiden liegt derselbe gute Keim, der sich nur in beiden entgegengesetzt entwickelt. Als Idealausdruck des ethischen Ziels, dem wir Menschen zustreben können, betrachtete Hebbel schon in München am 24. November 1838 das Vaterunser, das er später in einem Epigramm durch die Worte charakterisierte: „will's Einer, ohne zu heucheln, beten, so muß er sich erst völlig vollenden als Mensch." Das Vaterunser nimmt er darum in der Gestalt der Genoveva als Grundlage zur Erkenntnis der Menschenvollendung und zeichnet den Weg, auf dem ein Individuum zu dieser Höhe der Sittlichkeit geführt wird, während er in Golo darstellen will, wie einen flammenden, hastigen Charakter menschliche Beweggründe zu teuflischem Handeln treiben. Die Entstehung von Bös und Gut aufzudecken, hat er sich als Zweck gesetzt, weil er darin eine

Digitized by Google

der urſprünglichſten Formen des irdiſchen Dualismus ſah, hinter dem ſich das moderne Schickſal, die Silhouette Gottes, des Unbegreiflichen und Unfaßbaren, enthüllt. Genoveva kann das Gebet, „wie Jeſus die Jünger es lehrte", mit vollem Rechte beten, weil ſie ſich im Leiden als Menſch vollendet und zu einer Höhe emporſchwingt, die nur alle tauſend Jahre einen Sterblichen vor Gott beſtehen läßt. Abermals ſucht Hebbel die hiſtoriſche, ſoziale und philoſophiſche Löſung des dramatiſchen Prozeſſes zu vereinigen, um daraus eine neue Art des Dramas zuſammenzuſetzen. Genoveva möchte darum nicht mit Golz als „der wiedererſtandene Chriſtus" zu bezeichnen ſein, ſondern als die wiedererrungene Einheit der Menſchlichkeit, als die chriſtliche Heilige, während Golo das urſprüngliche Weſen der Sünde darſtellte. Das iſt die Metaphyſik, die ihm aus dem Leben hervorgeht, indem Hebbel zugleich die ſozialen Zuſtände beleuchtet und den eigenen Lebensprozeß im Kleide der Geſchichte gibt. In dieſem Sinne glaubt er der Zeit, wie er ſie in Bedürfnis, Richtung und Bewegung auffaßte, ein künſtleriſches Opfer dargebracht zu haben.

Wie der Menſch zu einem Äußerſten getrieben werden kann, im Böſen und im Guten, das iſt aufgedeckt. Golo muß Schritt um Schritt weiter, nachdem er einmal auf die ſchiefe Bahn geraten war, durch Handeln, durch Egoismus trennt er ſich immer ſtärker von der urſprünglichen Einheit, der „Idee" des Menſchen, und vollendet ſich im Böſen. Genoveva dagegen wird durch Leiden, durch Verleugnung des Egoismus zur Vollendung geführt und ſtellt die Idee der Menſchheit wieder her. Sie und Golo gehen von demſelben Punkt aus, nur ihre Entwickelung geſtaltet ſich entgegengeſetzt. Alle weiteren Perſonen der Tragödie ſpiegeln dieſen Gegenſatz wieder, je nachdem ſie dem Centrum näher oder ferner ſtehen. Der tolle Klaus handelt aus einem faſt noch tieriſchen Inſtinkt

Digitized by Google

heraus, ohne Bewußtsein von Gut und Böse; weil ihm Genoveva Freundlichkeit erzeigt hat, hängt er wie ein Hund an ihr und rettet ihr das Leben. Bei ihm, feiner aber beim Ritter Tristan, wird der Egoismus zur Vorstufe der guten Handlung, bewußt hier, unbewußt dort, während im Gegenteil bei dem alten Juden der Altruismus, der sich in zu engen Grenzen hält, in Haß ausartet, freilich unter dem Einfluß der Verhältnisse. Golos Pflegemutter Katharina dagegen wird durch ihre maßlose Liebe zu ihrem Pflegling in Schuld und Sünde verwickelt und endet wie er im Selbstmord; Margaretha wieder ist verblendet durch ihre Schönheit, strebt über die Grenzen ihres Standes hinaus, wird betrogen und gerät dadurch zu Schmach, Wüstheit und Haß alles Reinen, so daß sie andere schlecht machen will, wie sie selbst es geworden ist. Der alte Drago dagegen leidet unschuldig, wie Genoveva, wird aber dafür erhöht und zum Sprachrohr der Gottheit, während die anderen Diener, Conrad und Balthasar einer-, Caspar andrerseits durch das Böse verschieden geführt werden, zu innerer Läuterung dieser, zum Verderben jene.

Nicht so einfach liegen die Verhältnisse beim Pfalzgrafen Siegfried, den Hebbel ursprünglich für den allein Schuldigen hielt. Das ist er in dem ausgeführten Drama keineswegs, obwohl sein Verschulden klar zu Tage tritt. Er wird geprüft, wie alle anderen, er bewährt sich nicht, sondern verfällt dem Zweifel an Genovevas Reinheit, aber seine Beweggründe geben einen Beweis für die Tüchtigkeit seiner männlichen Natur, wofür die Straßburger Szenen alles Entscheidende bieten. Selbst einer Lüge unfähig, hält er auch Golo, den er zu kennen glaubt, weil er ein Mann ist, einer solchen nicht für fähig, muß aber doch erst durch die Täuschung im Spiegel zur Entscheidung getrieben werden. Dann erwacht er zum Gefühl seiner Verantwortung und macht sich nicht so sehr wegen seines

Digitized by Google

Vorgehens gegen die Gattin Vorwürfe, als darüber, daß er gerichtet hat, ohne selbst zu verhören. So bringt für ihn das Drama die innere Läuterung, und er gelangt durch Fehl zur Einsicht.

Zwischen Tat und Begebenheit in der Mitte steht nach Hebbels Wort die Handlung, was als ein Schritt in der Entwickelung des Dramas bezeichnet werden muß, wenn auch die Ausführung dieser neuen dramatischen Form nicht sofort gelingen konnte. Hebbel selbst hat auf diesen Umstand die breitere Zeichnung der Nebencharaktere zurückgeführt, auch die Entfaltung der Zeitstimmung hängt damit zusammen. Nicht als ob diese Szenen nur kulturhistorisches Interesse hätten, ohne mit dem Ganzen untrennbar zusammenzuhängen, sie greifen vielmehr überall entscheidend ein, verleihen aber dem Stück, stärker als dies sonst bei Hebbel der Fall ist, den Charakter eines Zeitbilds. Hat er uns in der „Judith" den Kampf zwischen Heidentum und Monotheismus vorgeführt, so gestaltet er in der „Genoveva" die widerstreitenden Momente innerhalb des Christentums, die freilich aus dem Wesen der Menschen mit Notwendigkeit folgen. Nur ist er weiter gegangen, als für das Drama gut war, so daß er später über seinen Jugendversuch Dingelstedt gegenüber im Hinblick auf Goethes Ausspruch, die Jugend verpuffe ihre besten Kräfte in unnötigem Aufwand, meinte: „Diese Genoveva ist nun auch solch ein Stück, worin das Pulver bloß deswegen verschossen wird, weil es vorhanden ist." In überschäumender Kraft verfiel der Dichter schließlich einer Art von „Monodrama", das trotz seiner großen Schönheiten, seiner prachtvollen Sprache und seines charakteristischen und dabei wohlklingenden Verses die Grenzen durchbrach. Den fehlenden Schluß, der bei der ersten Gestalt nur deswegen nicht ausgeführt wurde, weil ihm Golo über den Kopf gewachsen war, fügte

Digitized by Google

er später während einiger glücklicher Tage des Jahres 1850 besonders auf Wunsch Holteis hinzu, die geplante Umschmelzung des Ganzen für die Gesamtausgabe dagegen brachte Hebbel ebensowenig mehr zustande, als die Bearbeitung der „Judith". Und so blieben diese beiden Jugendwerke in jener Gestalt, die uns den ringenden Dichter zeigt. Sie entstammen einem inneren Bedürfnis, da sich Hebbel gedrängt fühlte, zu den Strömungen seiner Zeit Stellung zu nehmen, und für das in seiner Seele fertig Gewordene die beiden Stoffe als die langersehnte Form fand. Er weiß sich im Gegensatze zu vielem, was er in seiner Zeit anerkannt sah: die Frauenemanzipation, vom Jungen Deutschland gefördert, war ihm ein Gräuel, darum stellte er, negativ in der „Judith", positiv in der „Genoveva", sein Ideal der Weiblichkeit auf; die Zustände schienen ihm unhaltbar, auf einen Umschwung hindeutend, deshalb beleuchtete er sie im Spiegelbilde der poetischen Ferne; das Drama sah er auf einem Abwege, abgefallen von den Traditionen der großen Vergangenheit, unsicher herumtasten, da trat er als Schüler der Vorgänger, der Antike, Shakespeares, Goethes und Kleists auf, weder einseitig die Kraftgenialität, noch die Abneigung auch gegen das Gute der Romantik hervorkehrend, weder befangen in der Schönrednerei der Schiller-Nachtreter, noch bestochen durch die Sensationslust der Jungdeutschen, sondern erfüllt von der Würde des Dichterberufes, ernst und überzeugt, reif, aber jugendlich genug, um eine weitere Steigerung zu verheißen, vor allem jedoch eigenartig und nicht alltäglich. Darüber ließ sich nicht streiten, mit einer solchen Erscheinung mußte gerechnet werden; das sah auch Gutzkow ein, fühlte gewiß den Antagonisten und kehrte sich also bald gegen ihn, nachdem eine Zeitlang ein gemeinsames Auskommen versucht worden war.

Unerschüttert wandelte Hebbel weiter, wenn ihm auch

Digitized by Google

die widersprechenden Urteile über seine Werke keineswegs gleichgültig sein konnten; aber er sprach es Charlotte Rousseau gegenüber aus: „Eine Dichtung ist kein Gegenstand der Willkür, der sich so und auch anders machen läßt", und fürchtet, daß auch sein drittes Drama „Moloch" nicht anders sein werde. Vorerst kam er nicht dazu, denn es drängte sich in ihm ein chaotisches Gewirr von dramatischen Schöpfungen; um die „poetische Existenz" war er nicht mehr besorgt, wohl aber um die „bürgerlich-pekuniäre", für die er leider so wenig Geschicklichkeit in sich fühlte. Zum litterarischen Lohnarbeiter hatte er gar kein Talent, die schriftstellerischen Honorare flossen darum auch nicht reichlich. Die „Judith" trug ihm mit den Tantièmen im ganzen 43 Louisdors, wovon freilich ein Teil für den Druck des Bühnenmanuskripts fortfiel; rechnet man zu diesen nicht ganz zweihundert Talern die achtzig Taler für die beiden historischen Schriften und die unbedeutende Summe von weiteren fünf Friedrichsdors, die ihm Campe für seine „Gedichte" gezahlt haben wird, so kann man ermessen, daß die Sorge sich mit Hebbel und Elise zu Tisch setzte und ihnen einen Genuß des Daseins nicht gestattete. Nun war auch noch das Kind da, um die Existenz zu erschweren, wir wundern uns nicht, daß Hebbel bei der Lektüre von Byrons oder Steffens' Memoiren aufseufzte: „Wenn ich so sehe, wie anderen Menschen nach und nach alle Quellen aufgetan werden, so dürste ich um so mehr." Größeres gestaltete sich nichts in ihm, er nahm nur die Gedichte vor, um sie zu tuschen und zu retouchieren, weil sie erscheinen sollten. Das beschäftigte ihn während des Septembers 1841, es vergingen freilich noch sieben Monate, ehe der Druck begann. Nachdem er mit dem Manuskript fertig geworden war, dauerte die Unfähigkeit zu arbeiten noch eine Zeit an, dann nahm er plötzlich das schon in München begonnene, zu Anfang des Jahres 1840

Digitized by Google

wieder hervorgeholte Luſtſpiel vor und konnte am 29. November 1841 notieren: „Heute abend habe ich das Luſtſpiel: Der Diamant beendigt.“ Den äußeren Anſtoß gab wahrſcheinlich der Preis, der von der Berliner Hofintendanz ausgeſchrieben worden war und ein Luſtſpiel höheren Stils aus der Gegenwart forderte. Hebbel las wohl die Kundmachung nicht ſelbſt in den Zeitungen, ſondern hörte nur im allgemeinen davon. Er beeilte ſich mit der Abſchrift, die er zierlich in Antiqualettern herſtellte und am 9. Dezember vollendete, dichtete dann noch raſch den Prolog, beendigte ihn am 23. Dezember und ſchickte das Werk kurz vor dem Schlußtermin der Ablieferung am erſten Weihnachtstag nach Berlin ab. Ähnlich erging es damals einem anderen Poeten, der gleichfalls „ſpat ſich aufgemacht“, Guſtav Freytag; er ſandte ſein Luſtſpiel „Die Brautfahrt“ ein, ebenſo nicht gerade ſtark auf den Preis rechnend. Erſt im März 1842 wurden ſtatt eines erſten und eines zweiten Preiſes vier Stücken gleiche Preiſe verliehen, Freytags „Brautfahrt“ war das letzte, „Der Diamant“ hatte keinen Platz gefunden. Sich über die Urſachen der Ablehnung den Kopf zu zerbrechen, iſt überflüſſig; bei ſolchen Veranſtaltungen ſpielt der Zufall eine große Rolle, zudem waren etwa 150 Stücke eingereicht worden. Dann aber erſcheint Hebbels Luſtſpiel, das er ſpäter richtiger „Komödie“ nannte, gerade damals ſo unzeitgemäß als möglich und blieb bis zum heutigen Tage trotz gelungener Aufführungen fremdartig.

Von der „Genoveva“ leitet zum „Luſtſpiel“ jene Novelle „Matteo“ hinüber, die Hebbel aus Anlaß des wiederhergeſtellten Verhältniſſes mit Campe, nachdem ſie ſeit Oktober 1839 geruht hatte, am 2. Februar 1841 vollendete und ſofort, Mai 1841, im „Morgenblatt“ veröffentlichte. Sie fällt zwiſchen den dritten und vierten Akt der „Genoveva“, von der einzelne Fäden zu jener

Digitized by Google

hinüberführen. Wenn Golo monologisiert: „Ein Mord! Was ist ein Mord? Was ist ein Mensch? Ein Nichts! So ist denn auch ein Mord ein Nichts!“ und in seinem Wüten gegen sich und die Geliebte fortschreitet, so macht Matteo einen ähnlichen Prozeß durch, auch er wird durch die Umstände dahin getrieben, zu werden, was er scheint, und zwar zum Mörder. Wie Drago der Blatternarbige durch ein unglückseliges Verketten der Begebenheiten in einen Ehekonflikt hineingezerrt wird, so Matteo, nachdem er von den Blattern furchtbar entstellt wurde. Wie dort, wirken hier die Begebenheiten entscheidend. Nun freilich die Unterschiede: die neue unerhörte Begebenheit hier läßt ein neues unerhörtes Verhältnis des Menschen zu Leben und Welt, nicht Handlungen, wie dort, erwachsen; „ein wahnsinniger Humor — so sagt Hebbel selbst — herrscht darin, der durch komische Mittel den höchsten tragischen Effekt erzielt“; es bleibt bei dem unergründlichen Widerspruch des Lebens, die Welt scheint wie ein unsinniges Kaleidoskop, das in buntem Gemisch kluge und dumme Figuren ohne Zweck und ohne Regel darstellt; die menschliche Vernunft wie der Versuch eines Kindes, auf dem Sturmwind zu reiten. Das Gewöhnliche scheint das Wunderbare, das Verwunderliche dagegen natürlich, der Mensch an sich Nichts, nur ein Spiegel, der immer für das gilt, was er abbildet. Packend hat Hebbel die Novelle gewiß erzählt, aber das Grausige, Peinigende und Verletzende waltet vor und läßt uns nicht zum rechten künstlerischen Genuß kommen. Die Geschichte ist nicht tragisch, denn es mangelt jene Selbstkorrektur, die für Hebbel unerläßlich mit dem Tragischen verbunden sein muß, es erhebt sich nicht hinter all dem scheinbaren Zufall, den wir hienieden sehen, die Silhouette der ewigen Macht, die alles leitet, es wird ein Einzelschicksal vorgeführt, dem wir typische Bedeutung nicht zuzugestehen vermögen. Die Ge-

Digitized by Google

schichte ist aber auch nicht komisch, denn es fehlt jene Nichtigkeit der vorgeführten Personen, die uns hindert, sie ernst zu nehmen. Allerdings wird uns eine Verzerrung gezeichnet, die an sich unbedeutend, nur für die Betroffenen schrecklich ist: die Blatternarbigkeit; aber was aus ihr folgt, läßt uns nicht gleichgültig, weckt vielmehr unser Mitleiden, und so entsteht keine reine Wirkung; das Tragi-komische starrt uns an, verletzend und erdrückend. Hebbel stand ganz in der tragischen Atmosphäre der „Genoveva", da er sich mit dem „Matteo" in anderer Richtung Luft zu machen suchte, das „Düstere" ließ sich aber nicht bannen. Der Dichter stak zu tief in den Verhältnissen, um jenen hohen Standpunkt einzunehmen, der nach seiner Ansicht beim Komischen maßgebend sein sollte, um jene Freiheit zu haben, die auf die Nutzlosigkeit des menschlichen Treibens mit dem Auge des ruhigen Beobachters blickt. Die Hand zitterte ihm noch vor innerer Erregung, da er die Umrisse von Matteos Schicksal zeichnete. Wenn aber, sagte er später selbst, an dem Komischen die tragische Seite entdeckt wird, die sie unzweifelhaft hat, dann ist es fast noch furchtbarer, als die Tragödie selbst. Anders ging er nun bei seiner Komödie vor.

Wir vermögen die Quellen der Erfindung ziemlich genau aufzudecken: das Hauptmotiv stammt aus dem „Leben Fibels" von Jean Paul, ein Nebenmotiv aus der Geschichte des Abfalls der Niederlande von Schiller, ein anderes aus der Geschichte der Jungfrau von Orleans. Anregungen boten wohl auch Kleists Zerbrochener Krug, Shakespeares, Holbergs und Tiecks Lustspiele, vielleicht auch Kerners Seherin von Prevorst. Den Inhalt seines Werkes kennzeichnete Hebbel schon in München mit folgenden Worten: „es ist keineswegs auf bloßen Spaß abgesehen, ich denke im Gegenteil allem eine tiefere Be-

Digitized by Google

deutung zu geben; sonst könnte mich die Sache natürlich nicht reizen." Jean Paul erzählt die Geschichte des Invaliden Siegwart, der von seinen Heerzügen nichts heimgebracht hat, als den Abschied und eine Kugel in seinem Leibe; er ist lang und hager, kein Freund vom Reden mit andern, lebt gern für sich und ernährt sich als Vogelsteller, sein Sohn ist Gotthelf Fibel. Einmal sitzt Siegwart sinnend im Wald, da läßt ein französisch schimpfender Papagei einen goldenen Ring vor Siegwarts Füße fallen, einen großen, von Brillanten eingefaßten Smaragd. Daheim bricht Siegwart, ohne von dem Fund seiner Frau Engeltrut auch nur ein Wort zu sagen, den Smaragd aus dem Ring, um ihn schätzen zu lassen. „Nach mehreren Wochen trug — als er nur allein zu Hause war — ein Kleiderjude den Handelssack seiner Trödelbude in sein Haus ... Siegwart führte ihn ins zweite Stockwerk und erschreckte den Handelsmann ordentlich mit dem Frühlingsglanze des Steins. Da der Jude verhoffte, er habe ihn gestohlen, so wünschte er am Diebstahle teilzunehmen und bot zwei Taler — dann sogleich das Doppelte, weil Siegwart lachte — dann das Dreifache und schwur, er tue es bloß, weil er den Stein als Arznei gegen einen eingesessenen Magenkrampf einzunehmen vorhabe. „Noch einen, den letzten Taler!" rief er und verschluckte vor dem angaffenden Vogler den Stein." Siegwart aber zwingt den Juden durch drastische Mittel, den Stein wieder herauszugeben, so daß der Handelsmann „mit weißen Farben und kühlen Schweißen und Magenkrämpfen" von dannen zieht. Aus Rache hetzt er dem Invaliden die benachbarte Judenschaft auf den Hals, zuletzt kommt der Hofjude, so vernimmt der Markgraf von dem Fund und läßt den Vogler holen. Mit Kriegerkeckheit tritt Siegwart vor den Markgrafen und reicht ihm sofort den Ring, den ihm dieser

Digitized by Google

um 366 halbe Souverains abkauft. Dieses Geld spielt dann im Leben Fibels eine Rolle. Ein Satz Jean Pauls muß noch hervorgehoben werden: „Jeder danke Gott, der den großen Diamant Pitt nicht in der Tasche hat oder im Ohrläppchen oder am Ringfinger, weil ein Leben, worin man jede Minute fürchten müßte, ein Königreich aus der Tasche oder aus dem Ohr zu verlieren, wohl ein wahres Galgenleiterleben wäre.“ Darin lag vielleicht der Anstoß zu der Weiterbildung, die Hebbel mit Jean Pauls Motiv vornahm. Wenn schon der bloße Besitz eines solchen Diamanten das Leben so verdirbt, wie muß es erst dem Juden sein, der eine solche Kostbarkeit in seinen Eingeweiden herumschleppt und gleichsam nur die lebendige Fassung des Steins ist! Das entwickelte Hebbels Phantasie, die im Märchen „Der Rubin“ auch schon einen Stein symbolisch verwertet hatte, weil ihm die Idee von unerschöpflicher Tiefe schien.

Ihm war der Unterschied zwischen dem Lächerlichen und dem Komischen sehr früh klar geworden. Er verlangte von der komischen Verzerrung, sie solle Konsistenz in sich haben, in sich selbst begründet sein, und sah den pikanten Reiz ihres Eindrucks darin, daß sie auf die Natur gegründet und doch absurd erscheine, daß sie im Einzelnen Richtiges und nur im Ganzen Bedeutsames gebe. Dafür bot ihm nun die Münchner Erfindung alles Wünschenswerte und enthielt noch etwas ihm seit seiner Jugend Wichtiges. Am „Michael Kohlhaas“ bewundert er, wie eine an sich unbedeutende Begebenheit, der Raub zweier elenden Pferde, das erste Glied einer Kette ist, die sich vom Roßtäuscher bis zum deutschen Kaiser hinaufwindet „und eine Welt erdrückt, indem sie dieselbe umschlingt“. So hat in seiner Komödie der Verlust eines Diamanten Folgen, die nicht recht im Verhältnis zu seinem wirklichen Werte stehen, Wirkungen, die auf Tiecks Satz hinweisen:

Digitized by Google

„es kommt alles darauf an, wie ich es nehme," und seiner Lehre nacheifern: „Versucht den Scherz als Ernst zu treiben, Ernst als Spaß nur zu behandeln." Die Wesensähnlichkeit zwischen Komik und Tragik konnten wir für Hebbel schon beim Schnock feststellen, zum Überfluß schrieb Hebbel unmittelbar nach dem Abschluß des „Diamant" im Tagebuch: „Komödie und Tragödie sind ja doch im Grunde nur zwei verschiedene Formen für die gleiche Idee," später sah er, wie Schiller, in der Komödie die höchste Spitze der Kunst. Das können wir ganz gut mit seinen Ansichten über das Tragische in Einklang bringen, denn die Komödie verlangt jene höhere Stellung den Individuen gegenüber, die es ermöglicht, die Nutzlosigkeit ihres Strebens ohne tieferen Anteil, ohne mitzuleiden so aufzufassen, wie die Bemühungen einer Fliege an der Fensterscheibe. Wenn Hebbel einmal sagt, eine reiche Quelle des Komischen liege in den Bestrebungen der Menschen, „welche das Gegenteil bezwecken von dem, was sie bezwecken sollen," so leuchtet auch hier ein, wie tragisch das eigentlich für die Menschen ist, wie hoch aber der Betrachter stehen muß, um das Komische dieses Menschenschicksals zu erfassen. Demnach muß der Dichter einer Komödie die schwere Aufgabe lösen, „daß für die dargestellten Personen alles bitterster Ernst ist, was sich für den Zuschauer, der von außen in die künstliche Welt hineinblickt, in Schein auflöst," er muß wie durch ein Fenster in die Brust der Natur hinuntersehen. Das wollte Hebbel mit dem „Diamant". Bei den Bestrebungen der niederen Gruppe sieht man das leicht, bei der höheren soll es nicht fehlen, darum läßt Hebbel zum Schluß den Bauer Jakob mit seinem gesunden Menschenverstand die Bitte aussprechen, es möge von der halben Million so viel abgezogen werden, als nötig ist, um den allerschönsten Ring für die Prinzessin zu kaufen. Das ganze Verhängnis

Digitized by Google

folgte ja daraus, daß die Prinzessin den ungefaßten Diamanten in der Hand hielt, als der Invalide sie anbettelte; hätte sie ihn als Ring an der Hand getragen, dann wäre die Verwickelung nicht eingetreten. Auch handelt es sich nicht um das reale Besitztum des Diamanten, sondern um jenen „Schein", den Aberglaube, Tradition und Einbildung ihm beilegen. Die Prinzessin wird in ihren beklagenswerten Zustand nicht etwa gestürzt, weil sie einen kostbaren Stein verloren hat, sondern weil sie diesem Stein eine viel höhere symbolische Bedeutung beilegt, während die Personen der niederen Gruppe nur seinen reellen Wert im Auge haben. Wir Menschen stempeln die Dinge erst zu dem, als was sie uns dann bedeutsam werden, so geht es uns mit allen: das Banner, unter dem Deutschland in tausend Schlachten siegt, ist aus demselben Faden gesponnen, woraus der letzte Reiter sein Wams trägt, es kommt aber darauf an, ob wir diese „Übereinkunft der Völker" als zu Recht bestehend ansehen, oder ob wir darin nur eine individuelle Verzerrung erblicken. Jenes sehen wir nach Hebbel „weinend" in der Tragödie, diesem folgen wir in der Komödie lachend. Anna, Jakobs Frau, wirft den glitzernden Stein, an den sich das Heil der Prinzessin, des Königshauses, ja eines ganzen Staates knüpft, voll Wut, weil sie nichts Besseres beim Invaliden fand, zuerst aus dem Fenster und holt ihn dann nur herein, weil damit vielleicht das Schreien ihres erwarteten Kindes zum Schweigen gebracht werden könnte. Jakob wird nur durch das Angebot des Juden auf den Wert des Diamanten aufmerksam gemacht und hätte schließlich den Taler für den Stein genommen, wenn Benjamin noch fünf Minuten lang verächtliche Blicke auf ihn geworfen hätte, wie jener Soldat aus dem „Abfall der Niederlande" von Schiller, der Karl dem Kühnen in der Schlacht von Granson den berühmten Diamanten

Digitized by Google

vom Finger zog, sich mit einem Gulden für den Stein begnügte, obwohl dieser später als zweiter in der französischen Krone prangte. Darin äußert sich die Ironie der Romantik, jener Blick auf das Ausgleichende, das den Dichter das Ungeheuerste „leicht und leichtsinnig betrachten und behandeln läßt".

Die Idee von Hebbels Komödie muß als eine seiner glücklichsten Erfindungen anerkannt werden, ihre dramatische Gestaltung gelang aber nicht so, wie sie geplant war; das hat niemand klarer ausgesprochen, als Hebbel selbst, wenn er das eine Mal sagt: „Der Diamant, vortrefflich in der komischen Hälfte, läßt in der phantastisch-ernsthaften noch Unendliches zu wünschen übrig," das andere Mal, die Ausführung sei unerträglich, weil sie zwischen Satire und naiver Komik schwanke und den märchenhaften Hintergrund bei weitem nicht tief genug darstelle. Darum besserte er sofort nach der Einreichung des Stücks beim Berliner Preisgericht noch verschiedenes daran, nahm es in Italien nochmals vor, suchte es für eine Wiener Vorstellung umzuschmelzen und dachte schließlich daran, für die Gesamtausgabe das Ganze zu verändern, obwohl er nicht mehr dazu kam.

Die Verbindung zwischen der niederen und der höheren Gruppe, die Hebbel vermutlich durch Tiecks „Prinzen Zerbino" und ähnliches nahegelegt wurde, blieb in der Ausführung zu lose, trotzdem haben Versuche, die in Berlin und München gemacht wurden, das Stück als bühnenwirksam erprobt. Die niederen Elemente, die Hebbel aus seiner Wesselburner Heimat genau kannte, wie er zum Beispiel den Schlüter nach dem dortigen Gerichtsdiener Gameratte, den Jörg nach einem dortigen Bürger zeichnete, die ihm zudem durch das hochgeschätzte Muster des „Zerbrochenen Krugs" von Kleist nahegelegt waren, die barocken und grotesken Gestalten gelangen ihm da-

Digitized by Google

gegen vollständig. Wir denken bei ihnen auch an Holberg, besonders an seinen „Eilften Juni", wie an manches Verwerten des Unappetitlichen (Gemeinen würde Hebbel sagen) in Molières Stücken. Ob unser Dichter das einaktige Stück von J. J. Engel „Der Diamant" kannte, wo ein Jude einen kostbaren Diamanten der Frau von Gercourt anbietet, für die ihn ein Verehrer Graf von Tourmont ersteht, dann aber dem Gatten Herrn von Gercourt durch den Juden um den fünften Teil des Wertes anbieten läßt, wodurch ihn die Tochter seines Bruders als billiges Hochzeitsgeschenk gegen Ersatz der Kosten erhält, der Jude, die Dame, der Graf aber geprellt erscheinen, das weiß ich nicht. Gewiß unbekannt war ihm C. Terpens Märchendrama „Der Diamant", das 1840 erschien und keine Ähnlichkeit mit seinem Stücke zeigt.

Hebbel zeichnet die Gestalten aus dem Volke mit reichen Abstufungen und läßt alle nach dem streben, was einen anderen Zweck erreicht, als sie verfolgten, nur ihre Beweggründe sind verschieden. Jakob in seiner Gutmütigkeit ist der Einzige, dessen Egoismus gering ist, alle anderen werden durch ihr egoistisches Verlangen um den Preis ihres Ringens gebracht, darum aber auch alle der Verschuldung entsprechend bestraft, am stärksten der Jude Benjamin, der auch nach Verlust des Diamanten die Gefahr weiterer Verfolgung nicht ganz los ist. Das Motiv hat Hebbel mit nicht geringem Geschick aufs mannigfaltigste zu variieren verstanden und den Dualismus auch wieder aufgedeckt, aber ohne die Silhouette Gottes, des Unbegreiflichen und Unerforschlichen, erscheinen zu lassen, was die Komödie vernichtet hätte. Nicht ins Licht schaut er, sondern gibt seinen Widerschein, läßt freilich „das ganze Weltgetriebe" durchleuchten. In dem „Prolog", dessen hübsche Knittelverse den Einfluß Goethes verraten, hat er zudem seine Ansichten über das

Digitized by Google

Luſtſpiel und die Komik klar entwickelt und ſich dadurch wieder in einen ſcharfen Gegenſatz zur Litteratur ſeiner Zeit geſtellt. In beiden „Sphären des Dramas“ hatte er ſich kennen gelernt und dargetan, daß ſie für ihn im engſten Zuſammenhang miteinander ſtehen. Auf das Hohe war in der Tragödie wie in der Komödie ſein Blick gerichtet, er wollte und konnte ſich nicht mit den leicht zu erringenden Erfolgen des Durchſchnittsſchriftſtellers begnügen, weil der Lorbeer auf den Häuptern der Großen ihm begehrenswert erſchien. So mußte er dichten, er hatte keine Wahl, und doch hätten ihm Lohn und breitere Anerkennung ſo not getan. „Die Wonne des Schaffens“ konnte ihm freilich niemand rauben, aber woher das zum Leben unbedingt Erforderliche nehmen?

Das Luſtſpiel war fertig, ſowohl Moloch als das bürgerliche Trauerſpiel „Klara“ rumorten ſtark in ihm, aber er wagte ſich nicht an dieſe beiden Stoffe, bevor er wußte, wie es mit Genoveva und Diamant ſtand. Zum lyriſchen Ausſprechen ſeines Innern kam er ſeit der Rückkehr nach Hamburg immer ſeltener, dann aber waltete das Düſtere auch hier vor. Für die Tragik des Menſchenlebens findet er tiefſinnige, wie ergreifende Bilder, jetzt in Liedern, jetzt in bedeutſamen Gedankengedichten, beſonders in Sonetten, aber wir können den Vers nicht vergeſſen: „Zwei Schritt hinter mir der Tod Mit geſchwungner Hippe.“ Der Zwieſpalt, der Widerſpruch im Daſein beſchäftigt, quält und erfüllt ihn ſo, daß er wohl im Gebet ausruft: „Luft, mein Vater, daß ich nicht erſtide, Eh' ich für mein Leben Dich bezahlte!“ und vielleicht bei der Geburt ſeines Sohnes der erſchütternden Bitte die hinreißenden Worte leiht: „Ewiger, der du in Tiefen wohneſt . . .“, damit die Schöpferkraft des Dichters entweder den Förderer finde oder die Vernichtung.

Digitized by Google

Also bet' ich, weil ich schmerzlich wünsche,
Daß für mich, als ich geboren wurde,
So ein edler Mensch gebetet hätte.

Die inneren Kämpfe zwischen der mächtig arbeitenden Sehnsucht nach dem Großen, Schönen, Erhabenen und den Nöten eines quälenden Zweifels an der eigenen Kraft, den tragischen Gegensatz von Wunsch und Vollbringen, von unbewußtem Schaffensdrang und der klaren Erkenntnis, die Rätsel des Daseins, die sich für den Künstler fortwährend verstärken, sprechen seine Gedichte mit überraschender Mannigfaltigkeit aus. Das Resultat ist auch hier: Ergebung in die Notwendigkeit, was am schönsten in den beiden Sonetten „An die Kunst" und „Ein Bild" zum Ausdruck kommt, während „Goethe" und „Kleist" die zwei Extremen für den Künstler bezeichnen. Der Charakter seiner Lyrik hat sich noch vertieft; die Form, äußere wie innere, bereitet immer weniger Schwierigkeiten; die Umwandlung des Motivs in ein geschlossenes Kunstwerk gelingt noch vollkommener als früher. Die Leidenschaft eines hochgespannten Seelenzustandes wird in den einfachsten Worten schwer errungener Fassung gegeben, nur selten stoßen wir uns an Wendungen, die allzusehr merken lassen, wie sich die Gedanken bedrängen. Hebbel gestand später, am 18. April 1842: „Eigentlich kann ich seit längerer Zeit, seit anderthalb Jahren etwa, immer dichten. Schöne Zeit der entwickelten Kraft, wie bald gehst du vielleicht vorüber!" Trotzdem fiel es ihm nicht ein, die Poesie zu kommandieren, er wartete vielmehr auf die günstige Stunde. Wie gern hätte er die Pausen der Produktion mit Studien ausgefüllt, aber vergebens war sein Wunsch: „Hätt' ich nur Bücher!" Wir denken des Schubertschen Klagerufs: Hätt' ich nur Papier! Hebbel mußte sich mit seinem Leihbibliotheksband begnügen, der ihm gewiß nicht immer das Erwünschteste bot, er mußte

Digitized by Google

seinen inneren Gedankengängen folgen, um nicht ganz müßig zu gehen. Gelegentlich überlegt er den Plan zu einem kritischen Werk über Shakespeare, das auf induktivem Wege die Gesetze des Dramas zu entwickeln hätte, wie er einen ausführlicheren Aufsatz über das „Buch der Lieder, von Heinrich Heine" dazu benützte, das Wesentliche des lyrischen Gedichtes darzulegen. Von der geplanten Geschichte der neueren deutschen Lyrik dagegen wurde nichts fertig. Wahllos war die Lektüre, die er trieb; bald nahm er Lessing vor, bald E. T. A. Hoffmann, jetzt Las Cases Denkwürdigkeiten, dann eine Übersetzung von Platons Schriften, heute blätterte er in Goethes Briefwechsel mit Bettine, morgen versenkte er sich in Walter Scotts Denkwürdigkeiten oder griff wieder einmal zu Contessas Novellen; auf Achim von Arnims Werke folgte der Versuch, Hempels Physiologie zu studieren. Mit einem gewissen Stolz erwarb er einige Bücher antiquarisch und legte so den Grund zu einer kleinen Bibliothek, aber tausend Bände hätte er haben mögen, um seine Vereinsamung ertragen zu können.

Die Goethische Selbstbiographie, die er nun zu eigen besaß, veranlaßte Hebbel, Erinnerungen an seine Jugend niederzuschreiben, ohne daß sich daraus eine zusammenhängende Darstellung entwickelt hätte; er war noch zu jung, um jetzt schon Rechenschaft über seinen Lebensweg abzulegen, aber ein trauriges Zeichen seiner Lage bleibt dieser Versuch doch: wie wenig muß ihm die Gegenwart geboten haben, daß er im Rückblick auf die Jugend, auf *seine* Jugend, einen Genuß finden konnte!

Einen anderen Rückblick auf die zurückgelegte Lebensepoche bot die Sammlung seiner „Gedichte", die im April und Mai 1842 gedruckt wurde. Das Bändchen, mit dessen Äußerem der Dichter zufriedener war, als wir verwöhnteren Modernen, umfaßte mit 162 Gedichten die

Digitized by Google

ganze Skala der Lyrik vom einfachen Lied bis zum Gedankengedicht, nur Epigramme fehlten; der Ernst überwog, doch kam auch Komisches als „Speck für die Mäuse" vor. Am stärksten war die Ballade und Romanze vertreten. Hebbel hatte strenge Musterung gehalten und seine tastenden Jugendversuche vollständig ausgeschlossen, alles überarbeitet und gefeilt, ja er ging so weit, daß er die früheren Fassungen vernichtete und um denselben Liebesdienst die Mutter seines Freundes Emil Rousseau bat, dessen Andenken die Widmung festhielt. Die einzelnen Gedichte waren nach einem künstlerischen Prinzip ohne Rücksicht auf die Chronologie oder die Gattungen aneinandergereiht. Anklänge an fremde Dichter fanden sich nur sehr wenige, meist nur in einzelnen Ausdrücken konnte man Uhland oder Heine heraushören. Es ging auch durch diese Blätter ein Zug ins Große, Ewige; die Tragik des Menschenschicksals wurde lyrisch ausgesprochen, schlicht und einfach, ohne Spur von Rhetorik, wahr und streng. Da glitzerte nicht die beliebte Geistreichigkeit, blendete kein anspielender Witz, mangelte vor allem jedes Hinüberspielen auf das politische und persönliche Gebiet, nur „Die Polen sollen leben!" verwertete eine Zeitrichtung. Das Streben nach Schönheit war deutlich, wenn es auch im Kampf lag mit einer leidenschaftlichen Natur, die sich nur mühsam bändigte. Neben ungemein zarten Motiven standen düstere, ja krasse Balladenstoffe, am eigenartigsten aber zeigte sich der Lyriker in jenen Gedichten, „wo der Stoff aus der Tiefe des Gemüts als geniales Gefühl aufsteigt und die Reflexion die einrahmende Form erzeugt"; nicht gerade das Naheliegende war gestaltet, wenn aber ja, dann war es umgebildet durch ein grübelndes Versenken in das Wesentliche, jeder Erscheinung im Geheimen Zugrundeliegende. Auch hier, wie im Drama, und hier vielleicht noch bedeutsamer, war die Symbolisierung der Dinge

Digitized by Google

durchgeführt, nicht in einer gesuchten Tiefsinnigkeit, sondern unter dem Zwang innerer Notwendigkeit. Herb männlich, das ist der Eindruck, den Hebbel als Lyriker machte; das an den Schluß gestellte Sonett „An die Kunst" sprach die hohe Auffassung seines Lebensberufes aus. Freilich erschließt sich auch seine Lyrik nicht leicht, weil sie zurückhaltend, kurz und streng besonders in der inneren Form ist und darum arm, trocken und verstandesmäßig erscheinen konnte; aber es gilt von ihr dasselbe, was Hebbel in einem Gedicht vom Lichte sagt:

Es wird in deinem Strahle
Die grauenvollste Nacht
Vielleicht mit einem Male
Ein reicher Wunderschacht.

Wer von der Poesie mehr verlangt, als eine Wiederholung der Natur, ein Nachleiern des längst Vorhandenen, der wird sich in dieser Lyrik innerlich bereichert fühlen und den Urteilen eines Uhland, später eines Mörike wohl eher beistimmen, als den Rezensenten, die sich meist nur widerstrebend und halb günstig über seine Sammlung äußerten. Hebbel selbst war seiner Sache sicher; während er als Dramatiker immer von neuem aufseufzte: „Ja, wenn es ein Kriterium gäbe! Ein höchstes, sicherstes! Daß wenigstens innerlich das Schwanken und Zweifeln aufhörte" — als Lyriker stand ihm seit Heidelberg das „Maß" für seine Erkenntnis fest, da brauchte er keine Bestätigung von außen.

Während so Hebbel, der inzwischen sein dreißigstes Lebensjahr begonnen hatte, das Resultat seines bisherigen Schaffens und seiner Erfahrungen zog und seine Jugend abschloß, schien es, als ob auch der Ort, der für ihn eigentlich erst den Eintritt in die Welt bedeutete, Hamburg, vom Erdboden verschwinden sollte. Vom 5. bis 8. Mai 1842 tobte jener furchtbare Brand, der ein Fünftel

Digitized by Google

der Stadt in Asche legte, mehr als hundert Menschen das Leben kostete und über 20 000 obdachlos machte. „Das brennende Hamburg war ein schrecklicher, aber zugleich ein gewaltiger Anblick," so schrieb Hebbel später; wie von der Höhe der Geschichte herab schaute er auf die Gegenwart. Karthago, Persepolis, Moskau sah er in dem Flammenmeer, für seinen „Moloch" schien ihm der großartige Hintergrund geboten, einer Tätigkeit im Traum glich seine Beteiligung an den Rettungsarbeiten. Noch in „Mutter und Kind" entwarf er ein farbenreiches Bild des entsetzlichen Erlebnisses und gedachte dabei auch jener schrecklichen Notgestalten, die mit ihren Hungergesichtern verschüchtert gleich den Ratten und Mäusen aus ihren Schlupflöchern unter der Erde hervortraten, um dann Untaten aller Art zu begehen. Der Pöbel von Hamburg war fast grauenvoller, als die Glut, die an den Türmen von Nicolai und Petri hinaufleckte, Rathaus und Börse vernichtete und allen Mühen zu trotzen schien. Das Ende der Zeiten glaubte man gekommen, dem gegenüber der Einzelne gar nichts mehr galt. Häuserreihen flogen in die Luft, weil Minen gelegt wurden, um das wildgewordene Element zu bändigen, andere fielen den Kanonenkugeln zum Opfer, die zum Sprengen der Hindernisse nötig wurden. Grauenvoll war die Wut des Volkes, das nach den Anstiftern des Unglücks fahndete und die „Fremden", die Engländer vor allem, für das Unglück verantwortlich machte. Auch Hebbel war seines Äußeren wegen gefährdet und rettete sein Leben nur durch sein Plattdeutsch. Aber „der Feuerdrache zog sich wieder zusammen in den Funken, aus dem er hervorgekrochen war, und der flammenrote Himmel wurde wieder trübselig und grau . . . und bei dem nüchternen Tageslicht besah man sich mit Schauder und Entsetzen den Leichnam einer Stadt." Mit anderen Gebäuden war Campes Buchhand-

Digitized by Google

lung verbrannt, aber der Chef, der so oft Hebbels Empfindlichkeit verletzt und ihm kurz vorher einen Vorschuß verweigert hatte, bewies sich menschlich, gab ihm 10 Louisdors, so daß einige sorgenfreie Monate bevorstanden. Hebbels Wünsche hatten inzwischen eine greifbare Form gewonnen: „Hätt' ich Geld, könnt' ich reisen, vielleicht wär' ich zu curieren!" Er plante zuerst einen Aufenthalt in Berlin, dann aber traf er in einer Gesellschaft einen Grafen Moltke, durch den ihm der Gedanke nahegelegt wurde, sein Glück als dänischer Untertan in Kopenhagen zu versuchen. Dort hatte Christian VIII. im Jahre 1839 den Thron bestiegen, bei seiner Krönung hoffte Hebbel „auf allerhöchste Kosten" den Doktorhut zu erlangen, weshalb er sich wieder an Adam Oehlenschläger gewandt hatte. Jetzt wurde der Plan erwogen, ob er sich nicht um eine Professur der Ästhetik an der Universität Kiel bewerben solle, oder um ein Reisestipendium. Nur zagend ging er an die vorbereitenden Schritte, während ein unheimlich heißer Sommer wie der Brand von Hamburg die Vorstellung des jüngsten Tages weckte und jedes Schaffen unmöglich machte. Hebbel hatte schon wieder eine Tragödie „Achill" innerlich ausgebildet, die er nach dem „Moloch" schreiben wollte, aber nicht einmal ein lyrisches Gedicht löste sich von seinen schmachtenden Lippen. Einen Besuch Ludwig Uhlands, ein flüchtiges Beisammensein mit Madame Stich-Crelinger, vorher noch das Eintreffen seines drolligen Jugendfreundes Johann Nikolaus Barbeck, den wiederbegonnenen Verkehr mit Otto Rendtorf, besonders das gütige Benehmen des Regierungsrates Rousseau erlebte Hebbel, an die Gräfin Rhedern, die als Fräulein Jenisch das meiste zu seiner Befreiung aus Wesselburen beigetragen hatte, richtete er einen Begleitbrief zur „Genoveva", und so zog denn wie im Bilde noch einmal seine Vergangenheit an ihm vorüber.

Digitized by Google

Von Rousseau erhielt er zwanzig Louisdors als Darlehen, vom Grafen Moltke rasch die erbetenen Empfehlungsbriefe für Kopenhagen, Campe bewilligte mit freundlichem Entgegenkommen zwanzig Louisdors Vorschuß: „Alles, was mit der Reise nach Kopenhagen in Verbindung steht, glückt . . über die Maßen gut," jubelt Hebbel auf. Die „Gedichte" waren im Juli erschienen, im Oktober war die „Genoveva" gedruckt, und so rüstete sich Hebbel zum Abschied. Noch gelang es ihm durch Schützes Hilfe, den Pastor in Wandsbeck zur Taufe seines Söhnchens zu gewinnen, so daß der fast zweijährige Knabe nun auf dänischem Boden am 21. Oktober 1842 den Namen Max Hebbel erhielt. Schließlich eröffnete sich sogar noch eine Aussicht auf die Zukunft, indem ihm Campe die Redaktion des „Telegraphen" antrug, weil er mit Gutzkow brechen wollte.

Nun, da er hinaus sollte, um einen Schritt aufs Geratewohl zu tun, beschlichen ihn wieder Zweifel. „Über die Zwecke und Absichten, die mir vorschweben, mag ich mir gar keine Rechenschaft abgeben. Eine Professur? Wie lückenhaft, unzusammenhängend, unbedeutend sind meine Kenntnisse! In ästhetischen Dingen weiß ich freilich Einiges und erkenne Manches, aber mir geht die Fähigkeit ab, meine Ideenkörner zu zersetzen, mein Korn zu mahlen und zu verbacken. Was sonst? Ein Reisestipendium? Das Glück müßte sehr viel für mich tun, wenn ich ein solches davontragen sollte. Doch, gleichgültig, die Reise eröffnet mir wenigstens Perspektiven und Möglichkeiten, während ich in Hamburg, wie sich hier nun einmal alles mit und ohne meine Schuld gestaltet hat, verwesen müßte."

Nicht ganz vier Jahre waren verstrichen, seit der „Litterat" Hebbel elend und halb verhungert in Hamburg wieder eingezogen war; als anerkannter Dichter, der auf mehrere bedeutende Werke hinzuweisen vermochte, aber

Digitized by Google

immer noch ohne feſte Stellung im Leben, immer noch den Zufällen des Daſeins ausgeſetzt, mit der Sorge um die illegitime Lebensgefährtin und ein heranwachſendes Söhnchen belaſtet, ohne beſtimmtes Ziel zog er wieder aus. Was ihm in der Jugend als Ideal vorgeſchwebt hatte, ein Dichter zu werden, das zu erreichen war ihm gelungen; über der Freude des Schaffens vergaß er alles andere und fühlte ſich glücklich, wenn er in ſeinem Innern das Quellen und Sprudeln ſah; äußerlich freilich war er übler daran, als am Geſindetiſch Mohrs, auch nicht die beſcheidenſte ſichere Exiſtenz vermochte er zu erringen. Dieſer Gegenſatz verbitterte ihm die Tage und drohte ihn zu vernichten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Drittes Buch

Reise nach dem Glück

Die Hoffnung ist die wunderbare Erfindung,
wodurch die Lücken des Welt-Alls verstopft werden.

Digitized by Google

Digitized by Google

5

Kopenhagen

Einmal, lächelnde Göttin ...
Laß ihn fallen, den Tropfen!

Am 12. November 1842 abends verließ Hebbel mit der Diligence Hamburg und fuhr die Nacht durch nach Kiel, um sich hier bei Dr. Olshausen Auskünfte wegen der Professur für Ästhetik zu holen, die nicht sehr ermutigten. Nachdenklich wanderte er dann nach Düsternbrook hinaus, wo Millionen gelber Blätter lagen und ein vom Wasser ausgeworfener toter Fisch überdies an die Vergänglichkeit mahnte. Hebbels Stimmung war merkwürdig weich, ein Gebet zu Gott rang sich von seinen Lippen, auch für Elise fand er milde Worte. Um 2 Uhr ging er an Bord des Dampfschiffs, das ihn seinem nächsten Ziel entgegentrug. Seine Gedanken weilten bei dem Hamburger Brand, während er auf die wilden Wogen hinabblickte, und seine Phantasie ließ ihn die grollenden Titanen schauen, die eingenickt sind; aber nach Jahrhunderten ruft eine Stunde sie zurück ins öde Sein, dann wähnen sie, die Welt sei zu Ende und toben im elementaren Ausbruch: eine solche Stunde ist wieder gekommen, die Flammen wurden zurückgeschlagen, nun schwillt das Meer, um die Welt zu vernichten. Diesen Phantasien lieh er Ausdruck in dem stimmungsvollen Gedicht „Auf dem

Digitized by Google

Meer", das er bei der Überfahrt dichtete und bald veröffentlichte.

Montag den 14. November traf er mittags in Kopenhagen ein und stieg auf Schützes Rat in dem ersten Gasthof, dem Hôtel d'Angleterre, ab, bezog aber schon nach drei Tagen eine Privatwohnung in der Knabrostråde Nr. 108, drei Treppen hoch bei einer freundlichen, armen Witwe Petersen. Nicht wie nach Heidelberg und München kam Hebbel hierher, um zu studieren und sich innerlich zu bilden, trotzdem bedeutete Kopenhagen für seinen äußeren Menschen eine Art Hochschule. Es galt ja, sich im Verkehr mit hochgestellten Persönlichkeiten um eine Gnade zu bewerben, als „Supplikant" aufzutreten und doch nicht als Bettler zu erscheinen. Anders als er es sich in der Wesselburner Kirchspielvogtei vor fast einem Jahrzehnt ausgemalt hatte, erschien er nun in der Hauptstadt des Landes, dem sein Vaterländchen als ein heißbestrittener Besitz angehörte. Was er damals an Freund Schacht geschrieben hatte, galt wohl noch immer: der dänischen Sprache war er nur zum geringen Teile mächtig. Auch anderes galt jetzt wie damals; noch immer war er unsicher im Verkehr, die gesellschaftlichen Formen, die nichts sind und so viel gelten, die Etikettefragen bereiteten ihm schwere Qualen, auch darin sah er die traurigen Folgen seiner gedrückten Jugend. Mit grimmem Humor machte er sich über sich selbst lustig, wenn er aus einer Gesellschaft heimkehrte und sein Benehmen unbarmherzig der Hamburger Freundin schilderte. Stand er aber Aug' in Aug' einem anderen Menschen gegenüber, dann war jede Bangigkeit geschwunden, dann siegte er, wie er wollte. Das hat er in Kopenhagen wiederholt erproben können. Man sagt den Dänen nach, daß sie viel auf das Äußere geben, und Hebbel klagt wiederholt darüber, er war freilich kein ganz kompetenter Richter und verhehlte sich

Digitized by Google

das selbst in Stunden der Überlegung durchaus nicht. Mit dem Aufenthalt in München hatte der in Kopenhagen leider eine ganz fatale Ähnlichkeit: Sparen, soweit es ging, lautete wieder die Devise. Das Geld zur Reise war geborgt und mußte sorglich zu Rate gehalten werden, wenn es reichen sollte; es war der Einsatz in einem ernsten Spiele, mußte gewagt werden, so unsicher und undeutlich der Erfolg war. Die ganze Zukunft hing von dem jetzigen Augenblick ab, und dieses Gefühl verstärkte noch Hebbels gesellschaftliche Zaghaftigkeit: „Im Wachtmantel der Förmlichkeit kann ich kein Glied rühren, Steifleinen ist mein Tod", und doch glaubte er, in Förmlichkeit nicht genug tun zu können. „O Fluch der Armut," rief er wieder und wieder aus, so oft er einen Zweifel der Etikette nicht zu lösen vermochte, und wünschte Elise herbei, daß sie ihm rate. Ihr beichtet er auch alles genau, die Briefe an sie bilden das Tagebuch seines Kopenhagener Aufenthaltes und zeigen uns das Barometer seiner Stimmung in den unruhigsten Sprüngen, bald hoch hinauf, bald um so tiefer hinab. Hat er einmal etwas zuversichtlicher geschrieben und aus den Anzeichen günstige Folgerungen gezogen, sofort schickt er einen Dämpfer nach und zählt mit grausamer Logik alles auf, was gegen die Wahrscheinlichkeit seiner Hoffnungen spricht. Man fühlt in solchen Augenblicken, wie zermürbt Hebbel ist, aber immer wieder bäumt sich seine Kraft auf, er will nicht „verwesen", dazu hat er weder Lust, noch Recht. Daß er reifer, männlicher geworden ist, erkennt man an dem Trotz, dem grimmen Humor, mit dem er sich nicht gegen die anderen, wohl aber gegen sich selbst wendet. Seine Situation hatte manches gemein mit jener traurigen Lage, die er nach seiner Befreiung aus dem Wesselburner Sklavenjoch in Hamburg vorfand: er war wieder auf „Wohltäter" angewiesen und mußte mit Überwindung seines angeborenen

Digitized by Google

Stolzes, wie damals, die bedrückenden Bittgänge bei den „maßgebenden" Persönlichkeiten antreten. Und doch war es anders als anno 1835, denn jetzt konnte er sich vor Verständigen leicht legitimieren: er gab seine Bücher ab; Werke wie „Judith", „Genoveva" und die „Gedichte" waren ein anderer „Befähigungsnachweis", als die jugendlichen Versuche des Schreibers aus der Kirchspielvogtei. Das lieh ihm doch inneren Halt. Dann fühlte er auch, daß er eine Persönlichkeit einzusetzen habe, an der kein Einsichtiger achtlos vorüberging; ein ediges Etwas war er, aber besser als ein rundes Nichts; das und der Gedanke an seine Pflichten gegen Max und Elise stärkten ihn, wenn er verzagen wollte. Darum benahm er sich anders, als in jenen Hamburger Schülertagen, und wollte er einmal verzweifelt alles im Stich lassen und nach Hamburg heimkehren, dann rief er sich immer wieder ein hartes: Du darfst nicht! zu und harrte wieder aus, einen ganzen bangen Winter lang.

Zuerst klopfte Hebbel bei jenen Persönlichkeiten an, für die er Empfehlungsbriefe erhalten hatte, bei Konferenzrat Dankwart, beim Grafen Karl Moltke, beim Hofmarschall Levetzau, um so auch zum König zu gelangen. Christian VIII., der seit 1839 regierte und auf mancherlei traurige Schicksale zurückblickte, wird in C. F. von Holtens Erinnerungen als ein Freund der Wissenschaften und Künste, deren Förderung er sich zur Aufgabe machte, als ein Mann von ungewöhnlicher Arbeitsausdauer, sehr nervös und genau in Geldsachen geschildert. „Er arbeitete vom frühen Morgen bis zum späten Abend, stets an seinem Pult stehend, das dicht am Fenster in dem kleinen Zimmer neben dem Vorgemach aufgestellt war." Der schwere Konflikt zwischen den schleswig-holsteinischen Herzogtümern und Dänemark, der erst lange nach seinem Tode zum Abschluß kommen sollte, war durch

Digitized by Google

Christian VIII. verschärft worden und führte schon damals zu leidenschaftlichen Ausbrüchen der Schleswig-Holsteiner, die sich eine Danisierung nicht gefallen lassen wollten. Das weiche Gemüt des Königs litt darunter, was Hebbel tragisch erschien und allgemein-menschlich rührte. Am 13. Dezember stand der Dichter zum ersten Mal vor seinem „Landesherrn", um seine Bitte wegen der Kieler Professur oder Dozentur vorzutragen, nachdem er schon vorher durch den Hofmarschall seine Bücher unterbreitet hatte. Hebbel war so ruhig, daß er Elise den Bericht „mit der Treue des Evangelisten Lukas" erstatten konnte. Wenn die Audienz auch resultatlos verlief, worüber sich Hebbel keineswegs täuschte, so war doch die Art des Gesprächs merkwürdig genug, nicht wie zwischen König und Bittsteller, sondern wie zwischen gleichberechtigten Faktoren, die beide männlich und offen miteinander Dinge gemeinschaftlichen Interesses besprechen. Das Ansuchen um die Professur ließ Hebbel sofort fallen, da ihre Wiederbesetzung zweifelhaft war; dafür betonte er die Schwierigkeiten einer Dozentur, den Mangel seiner Studien, eines Examens und die Unmöglichkeit, sich einer „mikrologischen Prüfung" jetzt noch zu unterziehen. Da nun der König auf „ein Disputaz" hindeutete, bekannte Hebbel offenherzig, dazu gehöre Geld, und er sei nicht der Mann, der viel Geld habe, worauf Christian erwiderte: „Wenden Sie sich an die Herren von der Kanzelei. Reichen Sie ein Gesuch ein!" und dann sofort zur Aufführbarkeit der „Judith" überging. Ein Wink war also doch gefallen, der auf weiteres hinwies, obwohl Hebbel das Spiel von vornherein verloren gab und nicht mehr daran dachte, „einen Fetzen des Glücksmantels" an sich zu bringen, sondern nur seine Mannesehre und Dichterwürde zu bewahren.

Schon vor dieser Audienz war er entgegen seiner ursprünglichen Absicht zu Adam Oehlenschläger gegangen.

Digitized by Google

Konferenzrat Dankwart, der sich überhaupt sehr gütig erwies, war der Meinung gewesen, Hebbel solle mit den Gelehrten und Dichtern Kopenhagens Verkehr suchen, aber dieser wollte abwarten, ob ihn der Zufall mit ihnen zusammenführe. Nun befand er sich gerade in Besuchstoilette und sprach bei dem alten Romantiker, dem Freunde des verehrten Tieck vor. Er hat es niemals bedauert, denn er fand einen freundlichen Mann, der sich trotz seiner Jahre — er war am 14. November 1779 geboren, also seit kurzem dreiundsechzig Jahre — körperlich und geistig jung erhalten hatte und sich in das Gespräch mit dem Vertreter der neuen Generation spielend hineinfand. Oehlenschläger war der angesehenste Dichter des Nordens und auch für Deutschland nicht unbedeutend; mit Goethe hatte er 1805 verkehrt, war Tieck und Steffens nahe gestanden, in Paris und Italien, in Coppet bei Madame de Stael gewesen und vertrat so ein großes Stück der geistigen Entwickelung von Europa, die er in die nordischen Lande zu leiten verstand. Am 4. Dezember 1842 blickten sich zum ersten Mal der hochangesehene Etatsrat, Professor, Ritter aller möglichen Orden, und der im Anfang seiner Laufbahn Stehende in die Augen und befanden sich sofort in einem geistigen Rapport, der beiden Freude machte. Der Ältere konnte bald zu dem Jüngeren sagen, was er selbst aus Goethes Munde vernommen hatte: „Sie sind ein Dichter!“ Der Jüngere dagegen durfte die nationale Bedeutung des Älteren einräumen, auch wenn er nicht alle seine Werke anzuerkennen vermochte. Jener besaß die feine Bildung, die auch abweichende Meinungen in den urbansten Formen vorbringt, dieser war erfüllt von Pietät und Billigkeit und beugte sich vor dem Alter, ohne sich in den Streit über die Prinzipien einzulassen. Oehlenschläger verkehrte mit dem jungen Freunde ganz kameradschaftlich, ohne den Unterschied des

Digitized by Google

Alters oder der Stellung hervorzukehren, aber Hebbel besaß jenen echten Takt, der mehr wert ist als glatte Salonmanieren, und sagte bescheiden: „was er vergißt, darf ich darum nicht vergessen". So kamen sie nicht nur wunderbar miteinander aus, sondern hatten beide Genuß an ihrem Verkehr; bald aß Hebbel jeden Freitag bei Oehlenschläger und kam noch wöchentlich einmal mit ihm zusammen. Dabei konnte er sich auch einen gewagten Scherz mit dem jovialen alten Herrn erlauben, indem er ihm eigene Gedichte zur Probe als neu aufgefundene Goethische Jugendlieder vortrug, um ein aufrichtiges Urteil zu hören. Die beiden „Scheidelieder" entlockten Oehlenschläger Tränen, „Das letzte Glas" schien ihn noch tiefer zu bewegen, er nannte alle „unvergleichlich, einzig schön", und statt über den kleinen Betrug zu zürnen, küßte er den „jungen Wolf".

Hebbel hatte zwar nicht gefunden, was er sich so lange wünschte: einen Führer, dem er sich beugen mußte, wohl aber einen älteren, feinfühligen Mann, dem er sich vertrauen konnte. Darum fragte er ihn am 17. Dezember 1842 um Rat in seiner jetzigen, durch die Audienz beim König veränderten Situation. Oehlenschläger wies darauf hin, daß mehrere junge dänische Dichter eine Pension erhalten hätten, deren Genie nicht mit Hebbel zu vergleichen sei; eine solche Pension könne der König wohl aus eigener Bewegung zubilligen, man könne aber als junger Mann nicht darum supplizieren. Dagegen vergebe sich Hebbel nicht das Geringste, wenn er um ein Reisestipendium bitte; er möge sogleich ein Gesuch aufsetzen, das Oehlenschläger dringend empfehlen würde, auch Dankwart könnte es schriftlich oder mündlich unterstützen. Dieser Rat entschied Hebbels Schwanken, ob er noch in Kopenhagen bleiben oder nach Hamburg mit dem letzten Dampfer zurückkehren solle; er entschloß sich auszuharren. Daher

Digitized by Google

ging er zu Dankwart, um ihm den neuen Plan mitzuteilen, und dieser meinte, „das ließe sich vielleicht durchsetzen, es frage sich nur, ob der Fond der Reisestipendien nicht erschöpft sei, darüber wolle er Erkundigungen einziehen."

Der Dezember ging zu Ende. Hebbels Leben verfloß still und regelmäßig. „Morgens die Bibliothek auf Christiansburg, abends das Athenäum, dazwischen eine Reihe mehr oder minder langweiliger Stunden zu Hause." Verkehr mit jungen Leuten mußte ihm wünschenswert erscheinen. Am 14. Dezember trat bei ihm ein höchst elegant gekleideter junger Mann mit gefälligem Gesicht und sehr feinem Wesen ein und brachte ihm zu seiner größten Überraschung im eigenen und im Namen seiner Freunde seine Verehrung dar; Hebbel glaubte, niemandem in Kopenhagen als Dichter bekannt zu sein, und erfuhr nun, daß die „Judith" auf die dänischen Dichter ganz gewaltigen Eindruck gemacht habe, daß Christian Winther, der angesehene, 1796 geborene Lyriker, von dem schon mehrere Bände Dichtungen erschienen waren, entzückt von dem Stücke, es unter der Jugend verbreitete, daß es bei ihr seitdem von Hand in Hand gehe, und daß auch seine Gedichte fleißig gelesen würden. Hier erhielt Hebbel also einen Beweis der stillen Wirkung, die er durch seine Dichtungen auf die Jugend einer fremden Nation ausübte, trotzdem ihm „keine Trommelschläger und Trompeter vorangegangen" waren. Der freundliche Besucher, P. L. Möller, bewies durch sein Gespräch, wie genau er über die „Judith" nachgedacht hatte, und dokumentierte bei Hebbel das Recht, ihn zu loben, durch die Fähigkeit, ihn zu tadeln. Er wollte das Stück ins Dänische übersetzen und in Kopenhagen auf die Bühne bringen, wozu er sich die Theaterbearbeitung erbat, die ihm Hebbel geben konnte; auch erbot er sich, diesen im großen Studenten-

Digitized by Google

verein einzuführen, wo er noch mehr Bücher und Journale finde, als im Athenäum, und auch interessante Bekanntschaften machen könne. Hebbel nahm dankbar an, erwiderte den Besuch Möllers am 18. Dezember und wurde am folgenden Tag im genannten Verein eingeführt. Dort lernte er unter anderem den Lyriker Hans Peter Holst kennen, der, nur zwei Jahr älter als er, eben durch das Sammelwerk „Ude og Hjemme" die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte; doch kam es zu keinem intimeren Verkehr mit Hebbel, während ihm Möller als höchst ausgezeichneter Denker und gründlich-kritischer Kopf immer werter wurde. Eindruck muß Hebbel auf die Studenten gemacht haben, denn sie forderten ihn auf, einige Vorlesungen in ihrem Verein zu halten, und er war dazu auch entschlossen, doch kam dann seine Krankheit hindernd dazwischen. Den Münchner Bekannten Evers, einen Schleswig-Holsteiner, traf er auch wieder, doch bot ihm dieser Verkehr nur wenig, da sein Charakter Hebbel nicht zusagte. Mit Büchern war er reichlich versehen, die Beamten der königlichen Bibliothek erwiesen sich als überaus gefällig, das „Athenäum" bot die neuesten Erscheinungen dar, so daß Hebbel einmal mit Lust lesen und studieren konnte. Vor allem nahm er Hegels Ästhetik vor, fand sie in allem einzelnen geistreich, in der Hauptsache aber unbefriedigend; auch in Spinoza versenkte er sich, außerdem in Aristophanes, den er bisher — er meinte, zu seinem Glück — noch gar nicht kannte, und in Plato, endlich in religions-philosophische Arbeiten von F. D. Strauß und Bruno Bauer. Auf dem Athenäum verlebte er Weihnachts- und Sylvesterabend. Der Jahresschluß fand Hebbel wieder in recht gedrückter Stimmung: nicht ein einziges größeres Werk war zu verzeichnen, nur wenige Gedichte — im ganzen sechzehn —, auch sonst keine wichtigen Erfolge. „Mein Leben ist im Zuschnitt verdorben;

Digitized by Google

das Glück verschmäht mich; vielleicht nur deshalb, weil es einsieht, daß mit mir doch nichts mehr aufzustellen ist." An dieser Melancholie trug seine momentane Vereinsamung schuld, die er während der „Julzeit" stärker fühlte als sonst.

Oehlenschläger wurde nach seiner Rückkehr von einem Ausflug durch Hebbel in seine ganze Lage eingeweiht und gab nicht nur Trost, sondern den Beweis wirklicher Teilnahme: er bot ihm, da er ihn in augenblicklicher Verlegenheit glaubte, seine Börse an; das rührte Hebbel, obwohl er zum Glück noch keinen Gebrauch von dieser Freundlichkeit machen mußte. Oehlenschläger war der festen Überzeugung, daß der König schon mit Rücksicht auf die Spannung zwischen Dänen und Schleswig-Holsteinern dem holsteinischen Dichter das Reisestipendium verleihen werde; er wolle sich in einem offenen Brief auf das wärmste und anerkennendste über Hebbel aussprechen und auch mit dem Vorgesetzten des Stipendienfonds, Konferenzrat Collin, sprechen. Nun schrieb Hebbel das Gesuch, teilte es Oehlenschläger mit, der ihm auch seinen Brief an den König vorlas. Bei diesem Besuch am 16. Januar 1843 traf Hebbel Thorwaldsen mit der Baronin Stampe. Von der Persönlichkeit dieses großen Künstlers hatte ihm Oehlenschläger schon viele sehr bezeichnende Züge mitgeteilt, so daß Hebbel ein Bild seiner Naivität in allen nicht mit der Kunst zusammenhängenden Dingen vorschwebte, während er sofort nach seiner Ankunft in der Frauenkirche Thorwaldsens Christus und die Apostel betrachtet hatte. Nun fand er eine imponierende Gestalt, edle, gebietende Züge, ein Gesicht, das Komplimente unmöglich macht, dazu ein Gespräch „einfach, aber markig"; er wurde zu einem Atelierbesuch eingeladen, wodurch sich ein Wunsch aus alter Zeit erfüllte: wie sehnte er sich in München vergebens darnach, bei Cornelius eintreten und

Digitized by Google

ihm einige Fragen über die bildende Kunst vorlegen zu dürfen, nun forderte der größte damals lebende Bildhauer ihn zu einem Besuch auf, und er konnte fragen, wenn ihm auch Oehlenschläger nicht viel Antworten verhieß. Auch den Dichter Hans Christian Anderſen lernte Hebbel an jenem Tage bei Oehlenschläger kennen; obwohl nur acht Jahre älter als Hebbel (1805 geboren), war er als Dichter ſchon hoch angeſehen, hatte weite Reiſen gemacht und beſchrieben, auch Dramen verfaßt, aber ſeine lange, ſchlotterige, lemurenhaft-eingeknickte Geſtalt mit einem ausnehmend häßlichen Geſicht muß auf Hebbel abſtoßend gewirkt haben, ſo daß ſich ein Verkehr nicht entwickelt zu haben ſcheint.

Dagegen kam es zu einigen Beſuchen bei Thorwaldſen. Dieſer ſtand damals im 73. Jahre (geboren 1770), war erſt vor kurzem, am 20. Oktober 1842, von ſeiner letzten Romfahrt heimgekehrt und wohnte nun im Schloß Charlottenburg, wo er einſt als Knabe das Zeichnen gelernt hatte. Am 20. Januar 1843 war Hebbel mit Oehlenſchläger zum erſten Mal im Atelier. Hebbel geſteht: „Da ſah ich denn ſo viel, daß ich eigentlich nichts geſehen habe“; am meiſten imponierte ihm die Gruppe „Ganymed und der Adler“, und zwar ſo ſehr, daß er am 31. Januar in einem eigenen Gedichte das Geſehene nachzeichnen mußte, während ihm alles übrige, Statuen und Reliefs, den beklemmten Ausruf abzwang: „Zu viel! Zu viel!“ Hier drang der Geiſt der Antike auf ihn ein, aber aufgefaßt durch einen modernen Menſchen; die Schönheit, das „Äſthetiſche“, erſchloß ſich vor ihm, zu dem er in Münchens herrlichen Sammlungen nur langſam und niemals vollſtändig den Zutritt gefunden hatte. Jetzt ſtarrte er das Große, das Abgeſchloſſene der bildenden Kunſt nicht mehr als etwas Rätſelhaftes, Beängſtigendes an, die Augen begannen ſich zu öffnen,

Digitized by Google

denn er sah unter den Bildwerken wie einen patriarchalischen Erzvater, in großen wollenen Strümpfen und mit einer Art Pudelmütze auf dem Kopfe, den Schöpfer all des Schönen herumwandeln und konnte darum hoffen, Aufschluß über ihr „Innerstes und Eigentümlichstes" zu erhalten. „Schweigende Menschen oder schlummernde Götter" in stolzer, geheimnisvoller Ruhe hatten in der Glyptothek vernichtend und unverständlich auf ihn herabgeblickt; jetzt fingen sie an, zu ihm zu sprechen. Wir fühlen übrigens, daß sich noch etwas anderes in Hebbel zu regen beginnt, was erst viel später ganz bei ihm zum Durchbruch kam: das Streben nach dem Schönen. Dafür konnte Barthel Thorwaldsen für ihn maßgebend sein, der so viel Ähnliches wie er selbst erlebt hatte.

Aus ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen, unbrauchbar für alles, was nicht mit seinem inneren Berufe zusammenhing, anfangs verkannt und in seinem Streben gehindert, war er unbeirrt auf dem Wege weiter geschritten, den er für den rechten hielt, trotz Spott und unbeeinflußt durch die Kritik. Er hatte eine Tochter, deren Mutter er nicht zu seiner Frau machte. Aber ungeachtet aller Hindernisse war es ihm gelungen, sich emporzuarbeiten zu Ansehen, Reichtum und innerer künstlerischer Vollendung. Durch Oehlenschläger hatte Hebbel alles Nähere vernommen; mußte ihm nicht die Ähnlichkeit mit seiner eigenen Vergangenheit auffallen und dadurch die Aussicht auf die eigene Zukunft geklärt werden? Bei einem späteren Besuch sah er Thorwaldsen an der Arbeit und erfuhr aus seinem Munde, was er ganz besonders gern hörte, weil es ihm in seiner Kunst ebenso erging und er sich von einem anderen Verfahren gar keine Vorstellung machen konnte. Auf die Frage, ob Thorwaldsen jedes Bild klar vor seiner Seele stehen habe, wenn er zur Ausführung schreite, erwiderte dieser: „Ja, und ich hüte mich sehr,

Digitized by Google

anzufangen, ehe dies der Fall ist; Nebenzüge treten im Verlauf der Arbeit wohl mehr hervor oder auch mehr zurück, aber die Hauptsachen müssen gleich beim Anfang da sein." Das stand im direkten Gegensatze zu dem, was zum Beispiel Oehlenschläger immer betonte, man solle nur überhaupt arbeiten, auf die Gefahr hin, daß man selbst mit dem Geleisteten nicht zufrieden sei. Das konnte Hebbel weder leisten noch überhaupt begreifen und freute sich deshalb, als er von einem Genie wie Thorwaldsen die eigene Meinung bestätigt hörte. Der Künstler nahm ihn auch gleich in die Schule, und das war's ja hauptsächlich, was Hebbel immer gewünscht hatte; er führte ihn vor seine Venus, zeigte sie ihm zuerst in Marmor, dann in Gips ausgeführt, um ihm zu erklären, daß der Gips tot sei, nur Bilder l e i c h e n, keine Bilder zeige. Dann konnte Hebbel beobachten, wie Thorwaldsen Kritik ausübt. Ein junger Künstler, der in Thorwaldsens Abwesenheit Hebbel nicht nur allerlei Intimitäten aus dem Geschäftlichen der Kunst zum besten gegeben, sondern auch verschiedene technische Handgriffe der Bildnerei anschaulich gemacht hatte, arbeitete an einer Figur; Thorwaldsen kehrte zurück und legte, ohne ein Wort zu sagen oder nur mit dem Kopf zu schütteln, selbst Hand ans Werk. „Wenn die Kritik doch immer so ausgeübt würde!" rief Hebbel und nahm sich's zum Muster. In bedeutenden Worten drückt er dann Elise gegenüber sein Gefühl aus:

„Thorwaldsen hat . . ein Gesicht und eine Gestalt wie ein Jupiter; wie ein Göttervater wandelt er mit seinen langen Locken unter all den Götter-Bildern umher. Das tiefste Bedürfnis meiner Natur ist, zu verehren und zu bewundern; die Stunden, die ich bei dem herrlichen Alten zubringe, sind voll andächtiger Wollust, man genießt und wird zugleich aufgelöst, aber nur, um was Besseres zu werden. Denn der letzte Eindruck der Kunst ist immer ein tief-sittlicher, ein Maßgebietender und Klärender, nur dann ist er es nicht, wenn sie es darauf anlegt, denn dann (ich meine, wenn sie die Elemente nicht in

Digitized by Google

ihrer Gährung hinzustellen wagt und uns, statt der tobenden See, die sie mit ihrem Oel besänftigen soll, nur prahlerisch ihr Oel selbst vorzeigt) erstickt sie das Leben im Keim und verfährt, wie etwa eine unkluge Polizei verfahren würde, die die Embryonen würgte, um den Räubern und Mördern, die darunter sein könnten, den Eingang in die bürgerliche Gesellschaft zu verschließen, oder, noch besser, wie ein feiger Duellant, der dem Gegner vor Beginn des Kampfs ein Opiat beibringt und ihm nun im schlaftrunkenen, ohnmächtigen Zustand auf den Leib rückt."

Besseres Verständnis der bildenden Kunst, zugleich aber Bestätigung seiner eigenen künstlerischen Prinzipien fand er neben hohem ästhetischen Genuß und menschlicher Freude an einer großen Persönlichkeit in Thorwaldsens Atelier. Schon das also war ein nicht unbedeutender Gewinn seiner Kopenhagner Reise.

Am 23. Januar 1843 fand nun die zweite Audienz bei Christian VIII. statt; sie war kürzer, aber folgenreicher, als die erste, denn Hebbel bat um ein Reisestipendium, damit er sich während dreier Jahre so viel Namen und Ruf erwerben könne, um von seinen Arbeiten zu leben. Den schönen Brief des trefflichen alten Oehlenschläger, auf den Christian so große Stücke hielt wie der ganze Norden, durfte er überreichen; darin stand unter anderem zu lesen: „Herr Hebbel ist gewiß ein Dichter mit seltenen Talenten, mit echtem Genie ... Sollte er in den .. Dramen noch allzu stark zu dem Gewaltsamen hingerissen sein, so zeigen doch diese Werke zugleich den gesunden, kräftigen Keim zur reifen Schönheit und Meisterschaft in künftigen Arbeiten. Es würde daher jammerschade sein, wenn dies schöne Talent nicht gedeihen und bei seinem Fürsten keine Hilfe und Unterstützung finden sollte ..." Der König meinte, nachdem er die Empfehlung gelesen hatte: „Die ist höchst vorteilhaft" und entließ Hebbel mit den Worten: „Nun, gern werde ich unterstützen!" „Das ist

Digitized by Google

denn doch wenigstens ein Grund zur Hoffnung," sagte sich Hebbel vorsichtig.

Derselbe Tag brachte ihm noch weiteres Gute: zwei Briefe, einen vom jungen Straßburger Dichter Theodor Klein, der, ganz voll von Hebbels Gedichten, ein Huldigungslied an ihn richtete, den anderen vom alten Campe mit den erfreulichsten Nachrichten; nicht bloß die litterarischen Anträge Hebbels nahm der kluge Kaufmann an und verhieß die verlangten Vorschüsse, sondern er suchte den jungen Autor fest an sich zu schließen: „Noch ist an Ihnen kein Gewinn zu machen, aber die Zukunft bietet Aussichten; .... es versteht sich von selbst, daß ich dasjenige drucke, was Sie mit Ihrem Namen der Litteratur zu übergeben sich gedrungen fühlen!" Das waren ungewohnte Worte im Munde des kargen Campe! „Von heute fange ich innerlich ein froheres Leben an, der Himmel ist aufgehellt, die Wolken haben sich verzogen," so schließt Hebbel seinen Brief an Elise, in dem er ihr all dies Frohe meldet.

Zum Arbeiten war Hebbel bisher noch fast gar nicht gekommen, selbst die Aufsätze, die er vorhatte, so über Thorwaldsen, so die Reisebeschreibung, blieben Pläne. Nur ein kurzer, aber sehr wichtiger Artikel, halb historische Rechtfertigung, halb Programm, wurde durch einen äußeren Zufall dem Abschluß zugeführt. Schon in Hamburg oder gar in München als Dissertation für Erlangen muß der allgemeine Teil niedergeschrieben worden sein; jetzt hörte er von mehreren Seiten, daß Gutzkow sich beeilt habe, als Erster die „Genoveva" zu besprechen und heftig anzugreifen, was sich später als nicht ganz richtig herausstellte; dadurch war Hebbel veranlaßt, vornehmste Rache zu üben und in einem zweiten Teil unvoreingenommen und streng gerecht das Bedeutsame von Gutzkows bisheriger dramatischer Tätigkeit im Gegensatz zu seiner

Digitized by Google

eigenen zu charakterisieren. Das „Morgenblatt" veröffentlichte diesen Aufsatz Ende Januar 1843 unter dem Titel „Ein Wort über das Drama". Darin kennzeichnet Hebbel die Resultate seines Nachdenkens über die Entwickelung des Dramas, das er mit den welthistorisch bedeutsamen Perioden im Einklang findet und zu den Wandlungen der Weltanschauung in Beziehung setzt; daraus folgert er für das antike, das Shakespearische und Goethische Drama die charakteristischen Eigentümlichkeiten und zieht den Schluß, daß die Gegenwart wegen einer ähnlichen Umwälzung ein neues Drama hervorzubringen vermöge, deckt die Anfänge dieses neuen Dramas bei Gutzkow auf, verweist auf die hauptsächlichsten Erscheinungsformen: metaphysisches, historisches und gesellschaftskritisches Verfahren, und nimmt für sich selbst den Versuch in Anspruch, diese drei Richtungen zu vereinen und so eine vierte Form zu gestalten. Der Aufsatz deutet nur in kurzen Umrissen das Wesentliche an, beweist aber Klarheit und Schärfe der Auffassung und prägnanten Ausdruck. Er wurde bald ins Dänische übersetzt und von Faedrelandet gedruckt, was für Hebbel den Anlaß zu einem Streit mit J. L. Heiberg wurde, aber erst nach Abschluß seines Kopenhagner Aufenthaltes.

Die Aussichten für die Zukunft, die sich ihm am 23. Januar eröffneten, weckten die in ihm schlummernde Poesie endlich wieder auf; er hatte fast gefürchtet, daß vielleicht sein „poetischer Fonds" bereits erschöpft sei, weil sich gar nichts gestaltete, besonders nichts Dramatisches, nicht einmal der „Moloch", der ihm doch schon zum Greifen nahe gestanden hatte. Bei einem Spaziergang nach Friedrichsberg am sturmgepeitschten Meer entlang lösten sich die ersten zwei Gedichte von seiner Seele, denen dann noch mehrere folgten; sie sind zwar noch trüb und melancholisch und drücken die Stimmung aus, die ihn

Digitized by Google

gequält hatte, aber schon daß er sie poetisch bewältigen konnte, zeigt ihr Zurücktreten; und die gefestigte Form bietet jenes Maß, das er an Thorwaldsens Statuen bewundert hatte. Die Krone dieser Gedichte ist jenes „Gebet", in dem er an Elise denkt, ihm nahe steht das idyllische Bild „Aus der Kindheit".

Auch die „Dithmarschen" rückten wieder in den Vordergrund, aber als Roman bearbeitet; Campe hatte sich zum Verlag bereit erklärt und das Honorar von vierzig Louisdors als Vorschuß versprochen. Oehlenschläger riet zur Abfassung, vielleicht aus demselben Grunde wie Campe: Hebbel solle sich in den verschiedenen Gattungen erproben. Wirklich begann er mit dem Studium der Quellen, entwarf ein kurzes Schema des Ganzen und notierte einige Züge, immer mit dem Nebengedanken, das Werk ungeschrieben zu lassen, wenn er das Stipendium erhalte und deshalb auf den König Rücksicht nehmen müsse. Für zwei Dramen war ihm der Stoff gleichfalls nahegetreten, das eine „Fiat justitia et pereat mundus" sollte menschliche mit ewiger Gerechtigkeit im Konflikt darstellen, also den Dualismus in einer speziellen Erscheinung aufdecken, indem ein Richter einen Menschen wegen eines Mordes hinrichten läßt, den er unwissentlich selbst begangen hat; das andere sollte die ihm von früh an interessante Gestalt Struensees, an die er jetzt fortwährend wieder erinnert wurde, zum Träger der Handlung machen, wobei wahrscheinlich das Problem des absoluten Königtums mit seinem Konflikt zwischen menschlicher Schwäche und menschlicher Macht in der Gestalt des wahnsinnigen Christian VII. zugrunde gelegt worden wäre. Zu einem Märchenlustspiel: „Die Poesie und ihre Werber" finden sich aus der Kopenhagner Zeit nicht unbedeutende Fragmente und weisen uns direkt auf die Romantik; Hebbel dürfte vielleicht durch Aristophanes, gewiß durch Oehlen-

Digitized by Google

schläger zu diesem Versuch angeregt worden sein, denn wir hören Töne des „Aladdin“ heraus, und es ist immerhin nicht unwahrscheinlich, daß Hebbel jetzt neben neueren Arbeiten des verehrten Freundes auch sein romantisches Hauptwerk zum ersten Mal oder wieder gelesen habe, an das vieles in den Fragmenten erinnert, wie später noch in dem Wiener Märchenlustspiel „Der Rubin“, das aus diesen Ansätzen erwuchs.

Diese Versuche waren nur ein Stimmen des Instruments, aber „was hilft der Ton, wenn nicht eine ganze volle Musik daraus wird!“ In einer seiner trübsten Stunden schrieb Hebbel: „Vielleicht sind uns're Seufzer und Klagen die Musik, wornach die Engel tanzen“, und das traf bei ihm fast wörtlich ein. „Das Leben — ein Weg zum Grabe, den der . . . . . Dichter mit rubinroten Blutstropfen bezeichnet.“ Ein scheinbar unbedeutender rheumatischer Schmerz, den er anfangs nicht beachtete, wohl auch einem vorangegangenen Sturz zuschrieb, wurde durch zu frühes Ausgehen plötzlich ärger und quälte nun den Einsamen aufs empfindlichste. Wieder rächte sich die allzu weit getriebene Sparsamkeit an ihm: er hatte nicht einheizen lassen und büßte das nun mit langwierigem Leiden. Nur drei Hemden befanden sich in seinem Besitz, so daß er bei heftigen Nachtfrösten immer neuen Erkältungen ausgesetzt war und den Wäschemangel auch als Schande fühlte; sogar so weit wie in seiner Jugend kam es, daß er überhaupt kein Hemd mehr anzuziehen hatte. Seine Hausfrau bewies ihm freundlichste Sorgfalt, Oehlenschläger stieg trotz dem Podagra wiederholt die drei Treppen zu ihm herauf, auch Möller und Evers stellten sich ein, aber seine Situation wurde fortwährend trauriger; er mußte sich bald überzeugen, daß er den Krankheitsstoff den ganzen Winter hindurch eingesogen habe, Hausmittel halfen nichts, er war genötigt, einen Arzt zu

Digitized by Google

rufen. Dieser verordnete bittere Tropfen, die Hebbel am 10. März 1843 einnahm; kaum hatte er sie im Leibe, als sein Gehirn Funken zu sprühen begann, so daß er einem Sekretär sofort den ganzen ersten Akt seiner „Maria Magdalene" hätte diktieren können; er hielt aber das meiste an den beiden folgenden Tagen schriftlich fest und setzte die Arbeit weiter fort, weil er voll Poesie steckte. Wieder hatte die Krankheit, wie seinerzeit in Hamburg, erhöhte Phantasietätigkeit im Gefolge und zeitigte, was freilich schon lang in Hebbel vorbereitet gelegen hatte. Die Anfänge seines neuen Dramas reichen ja bis nach München zurück, der Stoff war ihm wiederholt nähergetreten, jetzt konnte er ihn bewältigen. Nun aber kam sein dreißigster Geburtstag, und der sehnlichst erwartete Brief Elisens blieb aus! Mit seiner Schaffenslust war es vorbei, die schwärzesten Sorgen überwältigten ihn; nur schwere Krankheit Elisens konnte die Ursache des Stillschweigens sein. In seiner Wut dankte er den ungeschickten Arzt ab und verbiß sich in seinen Schmerz. Endlich am 20. März kam Elisens Schreiben, „nun will ich die Tragödie wieder vornehmen!" Am 26. März war der erste Akt „fast fertig". Weiter scheint das Drama vorerst nicht gediehen zu sein, denn immer wieder machte sich die Krankheit fühlbar; ein neuer Arzt wurde gerufen, Dampfbäder verordnet, die Kosten stiegen, aber die Schmerzen blieben. Nur vom Frühling schien man Heilung zu erwarten, das Schicksal hatte jedoch für den Verzweifelnden bereits ein Heilmittel gefunden.

Am 4. April 1843 nachmittags um fünf Uhr erschien „der alte herrliche Oehlenschläger" mit einem Briefe Collins bei Hebbel und las ihm mit Tränen in den Augen den Inhalt vor: „Se. Majestät, der König, haben Hebbel allergnädigst ein Reisestipendium von 600 Rtlrn. jährlich auf zwei Jahre bewilligt!" Der

Digitized by Google

Beglückte konnte nur die Hände vor das Gesicht schlagen und — beten. Erst allmählich fand er sich in der neuen Hoffnung, die jetzt Gewißheit war, zurecht: „Klingt es nicht fabelhaft? Ist es nicht, als ob wir uns ein Märchen erzählten? Friedrich Hebbel und 1200 Reichstaler, wer hätte gedacht, daß die jemals zusammen kommen könnten? Es ist ein größeres Wunder, wie mit Mahomet und dem Berg.“ Als wäre die Lampe des Aladdin ihm zu eigen geworden! Und doch handelte es sich nur um sechshundert dänische Taler, gleich vierhundert preußischen. Man ermißt die Armut Hebbels aus diesem Staunen über das Wunder. Nun machte er Pläne: nach Berlin wollte er, dann nach Paris und Italien, die dänische Regierung lasse niemanden mehr fallen, den sie einmal förderte, eine Professur in Kopenhagen oder in Kiel war nicht mehr unwahrscheinlich, so schien er auch für die Zukunft gesichert. Er kam sich wie ein ganz anderer Mensch vor: „Nun bin ich fröhlich, voll des besten Humors,“ „Ich bin so heiter, so still-vergnügt, wie ein Kind,“ das wiederholt er im Jubelbrief an Elise fortwährend. Der Rheumatismus, ein Teufel, der ihn an der Kette hielt, verzögerte aber die Dank- und Abschiedsvisiten; sie mußten jedesfalls gemacht werden. Am 11. April befand er sich im Besitz des Dekrets aus der Finanz-Deputation, am 16. dinierte er nochmals bei Oehlenschläger, dürfte wohl am 24. April dem König Christian für die Gnade gedankt haben, am 27. April abends 6 Uhr führte ihn der Dampfer, der des Königs Namen trug, aus der ihm „ewig teueren“ Stadt.

War der Aufenthalt hier zwar nur eine flüchtige Episode, unwichtig kann dieses Winterhalbjahr für ihn doch nicht genannt werden, abgesehen von dem praktischen Resultat. Er hatte „an Erfahrungen, an Einsicht ins Leben gewonnen“, gelernt, Welt und Menschen wieder mit

Digitized by Google

frischen Augen zu betrachten, sich weniger, den anderen mehr Recht einzuräumen, eingesehen, daß er sich nicht ganz zurückziehen dürfe. „Erhalte ich ein Reisestipendium," so schrieb er schon am 5. Februar 1843, „so werde ich den Teil desselben, der auf mich fällt, ganz gewiß nur dazu anwenden, meine wissenschaftlichen Kenntnisse, die leider auch so lückenhaft sind, zu erweitern, und besonders, mir die gesellschaftliche Ausbildung, die ich so schmerzlich vermisse, anzueignen." Er sah, was er besaß, aber auch was ihm fehlte; mit Überraschung konnte er beobachten, wie weit die stille Wirkung seines Schaffens ging, wie sich immer mehr Stimmen für ihn erhoben; Willibald Alexis, Eduard Duller neben anderen sprachen mit vollster Achtung von ihm, Oehlenschläger urteilte sehr günstig, Campe zeigte Zuversicht. Die Audienzen bei König Christian gaben ihm innere Sicherheit, so gedrückt er sich in bunter Gesellschaft fühlte. Seine Poesie verhieß wieder einen Springquell, nachdem sie lange geschlummert hatte; ein neues Drama war begonnen, anderes vorbereitet. So bedeutet der Kopenhagner Winter für ihn eine Zeit der Sammlung, die auch seinem Verhältnis zu Elise neue Bedeutung lieh. Während dieser Trennung verklärte sich die Gestalt der Freundin immer mehr, sein Gefühl für sie bekam eine größere Wärme, ja fast den Charakter der Liebe, wenn er auch manchmal durch Sticheleien in ihren Briefen verstimmt wird. Er ahnt es gewiß nicht, daß er sich allmählich wieder ein Idealbild gestaltet, dem in der Wirklichkeit gar vieles nicht entsprach, noch viel weniger, daß dieses Aufflammen seiner Neigung ein Vorspiel künftiger Trennung sei. Und doch war es unzweifelhaft so. Bei Thorwaldsen war ihm das Schöne lebendig geworden, mit Bewunderung hatte er auch bei den dänischen Frauen die Schönheit erblickt, bei Oehlenschläger feineren Lebensgenuß kennen lernen — und nun kehrte er, noch dazu

Digitized by Google

krank, für kurze Zeit nach Hamburg in die alten unklaren und trüben Verhältnisse zurück. Das wurde für seine Zukunft entscheidend.

Am 28. April 1843 abends nach 9 Uhr traf er in Hamburg ein und wollte nur kurz bleiben. Die Abreise verzögerte sich jedoch, denn sein Unwohlsein dauerte noch fünf Wochen an, das Wetter war ihm recht ungünstig, regenreich und kalt. Den ersten Akt des „Bürgerlichen Trauerspiels" schloß Hebbel am 1. Mai, also unmittelbar nach seiner Ankunft, zur Fortsetzung kam es nicht, die gewöhnliche Arbeitspause war eingetreten. Über die nächsten Monate sind wir fast gar nicht unterrichtet, erkennen nur an einzelnen Notizen, daß Hebbel mancherlei las und wenig Verkehr hatte; das Problem des Eigentums beschäftigte sein Nachdenken, allerlei Ideen und Stoffe durchzuckten seine Phantasie, zum Beispiel die Anekdote, die er erst in Wien als Novelle bewältigte unter dem Titel „Die Kuh", aber von seinem inneren Leben schweigen die Tagebücher. Während Hebbel höher aufwärts stieg, scheint sich bei Elise manches Kleinliche geregt und Hebbel verstimmt zu haben; er wurde wahrscheinlich aus den freieren Regionen, in denen er während des Kopenhagner Winters geweilt hatte, unsanft ins nüchterne Alltägliche herabgezogen. Schließlich mischte sich sogar die Leidenschaft wieder ein, ohne daß wir über das weibliche Wesen, das ihn während des Augusts 1843 in wahrhaft „verrückte Gemütsstimmungen" und Liebesempfindungen hineinriß, irgend etwas wüßten, als die nackte Tatsache; nur die Verse „An ein junges Mädchen" gemahnen an diese Liebe. Dabei trieb er Französisch, was „furchtbar schlecht" ging, so daß er sich auch von seinem Pariser Aufenthalt nicht viel Fortschritte versprach. Am rechten Ende packte er die Sache freilich wieder nicht an, und sein Interesse ging nach ganz anderer Seite.

Digitized by Google

Möller schickte ihm aus Kopenhagen mit einem entrüsteten Brief den Angriff, den Professor Heiberg im Intelligenzblatt gegen den Aufsatz im Morgenblatt gerichtet hatte. Johann Ludwig Heiberg war eine recht einflußreiche Persönlichkeit, als Dichter, Kritiker und Mitglied der Kopenhagner Theaterdirektion tätig, darum verdiente eine Gegenschrift von seiner Seite besonders bei einem jungen Dramatiker, der eben ein dänisches Stipendium erhalten hatte, gewiß Beachtung. Hebbel ließ es sich nicht verdrießen, den langen Aufsatz Heibergs ins Deutsche zu übertragen und dann ausführlich zu widerlegen, obwohl ihn Möller schon im Juliheft der Zeitschrift „Arena" scharf angegriffen hatte; es galt, die eigenen Behauptungen im einzelnen zu erläutern und gegen Heibergs Verdrehungen zu schützen, es galt, die Mißverständnisse aufzudecken, es galt besonders, das nichts weniger als einwandfreie Vorgehen Heibergs, der sich auf die ihm nur als Theaterdirektor bekannt gewordene Bühnenbearbeitung der „Judith" bezog, zurückzuweisen. Hebbel entledigte sich dieser Aufgabe mit Geschick in einem besonderen Heftchen „Mein Wort über das Drama!", das er am 31. Juli abschloß und in der ersten Augustwoche sofort drucken und ausgeben ließ. Dann rüstete er sich zur Abreise. „Das ganze Leben ist ein verunglückter Versuch des Individuums, Form zu erlangen," war seine Meinung, diesen Versuch wollte er nun auf der geplanten Reise von neuem anstellen. Das Gefühl, daß er vor einem Abschlusse stehe, muß in ihm rege gewesen sein; er freute sich, das Bild Emma Schröders, vor Jahren durch den Neid eines alten Weibes entstellt, wieder rein vor sich zu sehen, wenn er auch keine Ansprüche mehr auf diese „Erscheinung von wunderbarem Liebreiz, dämmernd wie der Sternenhimmel in einer duftigen Nacht", zu erheben hatte. Die „Extravaganzen" seiner letzten Hamburger Zeit erwähnt er noch

Digitized by Google

im ersten Brief aus Frankreich, es müssen für Elise traurige Tage gewesen sein. Georg Schirges, der längere Zeit in Paris gewesen war, aber freilich aus Not als Arbeiter sein Brot verdient hatte, nahm für Hebbel durch Theodor Hagen in St. Germain en Laye Wohnung. Hebbel muß keinen Blick auf die Karte gemacht haben, denn er hielt St. Germain für einen Vorort von Paris und hoffte, dort jedesfalls billiger zu leben; das war für ihn wichtig, mußte doch wieder gespart werden, wenn das Stipendium für ihn wie für Elise und Max reichen sollte. Campe gab ihm Empfehlungsbriefe an Gathy und Heine mit, und so reiste Hebbel, von Elise bis aufs Schiff begleitet, am 8. September 1843 von Hamburg ab.

Digitized by Google

6

Paris

Wir ſind arme Teufel.

Der franzöſiſchen Sprache nicht mächtig, mit einem recht dünnen Geldbeutel verſehen, ſo kam Hebbel nach Paris, wo ſich ſeinen lebhaften Sinnen der ganze, damals in Deutſchland noch unerhörte Reichtum einer wirklichen Weltſtadt eröffnete. Er fuhr mit dem Dampfer nach Havre, mit der Diligence in Begleitung eines ſprachkundigen Ruſſen nach Rouen, um dann nach Paris zum erſten Mal eine längere Eiſenbahnfahrt zu machen. Gleich einem Kinde ſtaunte der Dreißigjährige die Tunnels an und rief ganz naiv aus: „Wie viel Geld und Mühe muß dieſe Eiſenbahn gekoſtet haben!“ In Paris blieb er nur ſo lange, um einen überwältigenden Eindruck zu bekommen, dann eilte er nach St. Germain und war überraſcht, daß es vier bis fünf Meilen von der Hauptſtadt entfernt lag. An Theodor Hagen, den zwanzigjährigen Muſiker, war er gewieſen und fand ihn nicht ſehr nach ſeinem Geſchmack, beſſer gefiel ihm ein Franzoſe, La Roue, den er bei ihm antraf. Hagen begleitete ihn nach Paris zurück und beſuchte mit ihm am folgenden Tage (14. September 1843) zuerſt Auguſt Gathy und darauf Heinrich Heine, der ihn ausgezeichnet aufnahm und durch ſein Geſpräch entzückte. Dann mußte Hebbel wieder hin-

Digitized by Google

aus nach St. Germain, wo die Wohnung, zwei kleine Zimmer, seit 1. September für ihn gemietet war und bezahlt werden mußte. Fünf bis sechs Stunden im Wald herumzulaufen und Brombeeren zu pflücken, ist ein sehr beruhigendes Vergnügen, aber man reist nicht nach Paris, um seine Zeit so totzuschlagen, und doch blieb Hebbel nichts anderes übrig, denn ein Versuch, zu Fuß nach Paris zu gelangen, lockte nicht zur Wiederholung. Nur das in wenigen Stunden zu erreichende Versailles besichtigte er mit verwirrtem Staunen über all die Pracht und Herrlichkeit. Endlich am 1. Oktober zog er nach Paris, wo er für dreißig Francs monatlich und drei Francs Aufwartung ein leidliches Zimmer drei Treppen hoch fand. Er war froh, seinen unfreiwilligen Landaufenthalt los zu sein, aber mit Sorge nahm er die Pariser Preise wahr: „Ein Pfund Kaffee kostet 2 Frank, 1 ℔ 5 ß. Ein Pfund Zucker 10 ß. Eine Bouteille Spiritus 10 ß. Auch das Brot ist noch einmal so teuer als in Deutschland. Unter 10 bis 12 ß kann kein Mensch essen. Wenn ich mich, wie ich heute mittag getan habe, mit Käse und Brot begnüge, so kostet es 5 Schilling." Auf Behaglichkeit und eigentlichen Lebensgenuß, das sah er sofort, war für ihn nicht zu rechnen.

Durch Hagen, der ihm immer mehr mißfiel, lernte er Bamberg kennen, der über Musik nicht schlecht geschrieben, von Hebbels Schriften noch nichts gelesen hatte, nur über sie verschiedenes Abfällige, der sich aber außerordentlich an den Dichter attachierte und ihm Paris zeigte; ganz gefiel er Hebbel anfangs nicht, bald jedoch kam es zu einem immer intimeren Verkehr, und schließlich war Bamberg der einzige, mit dem er in Paris ein wirkliches Freundschaftsverhältnis schloß. Jung genug, um nach der Lektüre der „Judith" sofort begeistert zum Dichter aufblicken, reif genug, um den Menschen verstehen und in seinen Gedankengängen

Digitized by Google

erfassen zu können, bedeutete Bamberg für Hebbel gerade während der Pariser Zeit eine wahre Wohltat, wenn er auch nicht immer den heilsamsten Einfluß übte.

Felix Bamberg war am 17. Mai 1820 in Unruhstadt, einer kleinen Stadt der Provinz Posen, geboren, hatte in Berlin und Paris studiert und sich eifrig mit der Philosophie beschäftigt, worunter man damals natürlich die Hegelsche verstand; Sinn für die Kunst zeichnete ihn aus; des Französischen war er vollkommen mächtig; an den Rätseln des Daseins ging er nicht gleichgültig vorbei, sondern bestand innere Kämpfe; als Jude aus gewiß drückenden Verhältnissen hervorgegangen, erwies er sich als treuen Sohn Deutschlands, dem er dann in diplomatischer Stellung wesentliche Dienste leistete; er besaß unzweifelhaft eine nicht geringe Dosis Eitelkeit, was ihn aber nicht verhinderte, das Große zu bewundern; Hebbel besonders blieb er aufrichtig zugetan und wurde nicht müde, für den Dichter einzutreten. Nachmals schildert er dessen Äußeres mit folgenden Worten: „Hebbel war schlank und ziemlich hoch von Gestalt; sein Gliederbau schien auf Unkosten des Kopfes zu zart ausgefallen und nur dazu da, diesen Kopf zu tragen; unter der hohen, wie in durchsichtigem Marmor gemeißelten Stirn leuchteten die blauen Augen, mild bei ruhigem Gespräche, bei erregtem feuchteten sie sich dunkel glänzend an; Nase und Mund deuteten auf Sinnlichkeit; die etwas bleichen, zart geröteten Wangen gaben dem durch ein starkes Kinn männlich abgeschlossenen Gesichte eine gewisse Breite, und wenn man ihn ansah, hatte man stets den Eindruck, ins Helle zu schauen. Er hatte eine adelige Künstlerhand und eine seelenvolle Stimme, die sich, je nach dem Gehalt seiner Rede, vom Gefälligen bis zum Gewaltigen steigern konnte. . . Eine natürliche, stets den Kern der Dinge erfassende Beredsamkeit und ein heiliger Ernst waren ihm

Digitized by Google

eigen.“ Gegen diesen blauäugigen Germanen stach der schwarzhaarige Bamberg mit den scharfen stechenden Augen nicht nur äußerlich ab. Hebbel hatte bis dahin gegen die Juden eine ziemlich ablehnende Stellung eingenommen und in einzelnen Worten eigentlich Judenhaß verraten, so daß die Zeichnung des Juden Benjamin im „Diamant“ daraus zu erklären ist; doch war er vorurteilslos genug, in der „Judith“, in der „Genoveva“ ein historisch getreues Bild des Judentums zu entwerfen. Durch Bamberg wurde sein persönliches Verhältnis zu den Juden vollständig verändert, was dann in Wien noch deutlicher hervortrat; zum ersten Mal lernte er einen Juden genauer kennen und erfuhr von ihm bedeutsamen Anteil. Die rasche Auffassung, die scharfe Dialektik, das philosophisch gebildete Gespräch, die einbohrende Verstandesarbeit, die er bei ihm fand, waren ihm sympathisch. Mit Bamberg ließen sich alle Probleme durchsprechen, die Hebbel auf künstlerischem, philosophischem und sozialem Gebiet interessierten; bei ihm begegnete er jener Duldung, deren er in seinen leidenschaftlichen Ausbrüchen so häufig bedurfte, jenem Verständnis für die Künstlerpsyche, ohne die ein Verkehr auf die Dauer unmöglich gewesen wäre. Trotzdem fühlte er sich mitunter von ihm belauert, und wir wissen aus Bambergs eigenem Geständnis, daß er im Umgange mit Hebbel immer auf den Augenblick paßte, der ihm den Schlüssel zu dessen Leben schmieden würde; er betrachtete Hebbel als ein Problem, das ihn psychologisch reizte und beschäftigte. Darum wohl folgte er seinen Äußerungen mit zergliederndem Verstand und steigerte die Vorliebe Hebbels, sich in theoretischen Auseinandersetzungen zu ergehen, ja er veranlaßte ihn, sich immer tiefer in die spekulative Philosophie zu versenken. Das war kein Segen für Hebbel, der gerade während der Pariser Zeit dadurch vom blassen Gedanken stärker angekränkelt wurde, als

Digitized by Google

für seine noch so wenig gesicherte dichterische Stellung gut war. Bamberg forcierte Hebbel, das ist nicht zu leugnen, wenn man auch zugeben muß, daß die Neigung dazu im Dichter von Jugend an vorhanden war. Bamberg verleitete ihn zur Anwendung jener häßlichen Terminologie, die man damals als Philosophensprache gewöhnt war, die Hebbel selbst aber in Wien sofort wieder aufgab. Bambergs Umgang verwickelte Hebbel tiefer als bis dahin in die Kritik der gesellschaftlichen Verhältnisse, die er nun nicht mehr bloß poetisch schauend, sondern sozialphilosophisch grübelnd aussprach. Alles das wäre vortrefflich gewesen, wenn Hebbel Gelegenheit gehabt hätte, im Verkehr mit anderen Menschen ein Gegengewicht zu finden; sonst aber war er ganz auf sich angewiesen, mußte die reich zuströmenden Eindrücke der Großstadt innerlich verarbeiten und schritt darum immer in der schweren Rüstung seiner Gedankenarbeit einher. Die guten Absichten, die er in Kopenhagen für seine Zukunft gefaßt hatte, wurden nicht erfüllt; statt sich mit allen Kräften seiner äußeren Ausbildung hinzugeben, schloß er sich nur noch stärker ab und lebte in Paris einsamer als in Hamburg, fast so einsam wie einst in München. Mit Heine traf er allerdings manchmal zusammen, auch Arnold Ruge und seine Frau lernte er kennen, damit ist wohl sein ganzer Verkehr genannt, für einen einjährigen Aufenthalt wenig genug.

Dazu kam aber noch anderes, um ihm das Dasein zu verbittern. Am 6. Juli war in Hamburg sein Söhnchen Max so fürchterlich auf den Hinterkopf gefallen, daß es aus der Nase blutete, aber nicht erbrach; nun schrieb Elise in ihrem ersten Brief nach Frankreich, den Hebbel am 27. September erhielt, Max sei krank. Hebbel hoffte, es werde nichts zu bedeuten haben, und erklärte sich die Zufälle durch die vielen Zähne, die Max noch bekommen müsse. Der Brief mit seiner Pariser Adresse ging so

Digitized by Google

ſpät ab, daß Eliſens Antwort erſt am 22. Oktober bei ihm eintraf; ſie enthielt die Nachricht, Max ſei am 2. Oktober nach ſchweren Leiden an einer Gehirnhautentzündung geſtorben, wohl infolge jenes Falles. Hebbel war dem Wahnſinn nahe; ohne den Brief Eliſens auszuleſen, ſtürzte er auf die Straße und irrte umher, bis er zu Bamberg in die Rue d'Argenteuil kam und dort ſeinem leidenſchaftlichen Schmerz den erſten lauten Ausbruch geſtattete. Bamberg ward durch dieſe Scene ſo tief erſchüttert, daß er noch vierzig Jahre ſpäter mit Schauder an ſie zurückdachte; er ſah den Mann, zu dem er bisher immer aufgeblickt hatte, plötzlich in einem Abgrund, das Geheimnis eines Lebens auf einmal entſchleiert und lernte Hebbel von einer ganz neuen Seite kennen: er ſchaute durch deſſen Leidenſchaft in ſein reiches Gemüt. Hingebend und Troſt ſuchend war Hebbel in ſeinem „höchſten Schmerz", und das ſchlang das Band der Freundſchaft zwiſchen ihm und Bamberg. Innigſtes Mitleid erfüllt auch uns, wenn wir das Tagebuch und den erſten Brief an Eliſe leſen und dieſes Schwanken zwiſchen Selbſtanklagen, Troſtgründen, Erinnerungen und Entſchlüſſen belauſchen. Hier liegt einmal Hebbels Herz zuckend und blutend vor uns, und wir ermeſſen mit Grauen, wie tief er in ſein Innerſtes hineingewühlt und was er dabei gelitten haben muß. Seine Hauptſorge galt der Mutter ſeines Kindes, nur auf ſie nahm er Rückſicht, ſich ſelbſt wollte er opfern. Daraus erklärt ſich der Vorſchlag, den er ihr im erſten Augenblick machte: ſie ſollten heiraten. Ihm war der Gedanke, ſich zu binden und Eliſe zu heiraten, immer unerträglich geweſen, wiederholt hatte er ſich gegen die Ehe überhaupt und gegen eine ſolche nun ganz beſonders ausgeſprochen; jetzt aber ſchien er mit dieſem Entſchluß Sühne für das zu leiſten, was er ſeiner Anſicht nach gegen ſein Kind verbrochen hatte. Für ſeine Pflicht hielt

Digitized by Google

er: „Ein Mensch zu sein, nicht ein solcher, der sich durch das, was man Kraft und Talent nennt, über die einfach-ewigen sittlichen Gesetze hinauszuschrauben sucht, sondern ein solcher, der sich dahin stellt, wo ihm alle Messer mitten durch die Brust schneiden." Er war sich auch jetzt vollkommen klar, was dieser Schritt für ihn bedeute: seine innere Vernichtung, aber in dem Bewußtsein, wie schwer es ihm falle, glaubte er seiner Pflicht zu genügen.

Bamberg, nun sein Vertrauter, vor dem er nichts mehr geheim hielt, lockte die uneingestandenen Zweifel an der Richtigkeit seines Vorschlags hervor. Hebbel wollte tun, was seiner eigenen Überzeugung schnurstracks zuwider lief, ohne zu wissen, ob dadurch der erstrebte Zweck überhaupt erreicht werden könne. Bamberg rechnete ihm nüchtern vor, was Reise, Wohnung, Kost und Heizung kosten würden; er wies auf die Absicht des Reisestipendiums hin, um ihn von der Rückkehr nach Hamburg abzuhalten; er machte ihm Mut, über das Mögliche wie über das Notwendige nachzudenken. Damit war dieser aber auch gerettet und schrieb seine Bedenken an Elise, die sofort entschlossen gewesen war, seinen Anerbietungen Folge zu leisten, und nur überlegte, ob sie zu Land oder zu Wasser nach Paris reisen solle. Wir fühlen aus den nächsten Briefen Hebbels heraus, daß Elise kein Verständnis für ihn gehabt haben dürfte, daß sie an seinem Schmerze zweifelte, und das, was er aus zarter Schonung und Rücksicht für sie mühsam an Fassung in seinen Schreiben aufbrachte, ihm als Herzlosigkeit auslegte. Wir begreifen ihre tränenlose Verzweiflung, ihr vollständiges Aufgehen im Schmerz, ihr Sträuben gegen jeden Trost, sie war die Mutter und hatte ihr Liebstes verloren; aber wir verstehen auch, daß Hebbel in dieser Ausschließlichkeit des Schmerzes den egoistischen Untergrund zu wittern begann und sich vergebens gegen dieses neue Gefühl stemmte. Der Bund

LIBRARY OF THE UNIVERSITY
Digitized by Google

mit Eliſe bekam damals den erſten Riß, noch kaum merkbar, aber für die Zukunft entſcheidend, gerade da ſich herausſtellte, daß ein zweites Kind zu erwarten ſei.

Es iſt durchaus tragiſch, daß Eliſe jetzt zum erſten Mal in ihrem Verhältniſſe zu Hebbel ihr eigenes Ich herauskehrte, ohne auf das ſeine mehr Rückſicht zu nehmen, und daß Hebbel ſich in dieſe Tatſache gar nicht hineinzufinden vermochte. Ja, Eliſe war's, die ſich von ihm löſte, das war ihr gutes Recht, denn ſie hatte bisher gegeben und gegeben mit aufopfernder Liebe, nichts ſchien ſie dafür zu verlangen. Hebbel hatte ſchon lange die Liebe der Mutter zu ihrem Kind eiferſüchtig als eine Beeinträchtigung ſeiner Rechte empfunden, nun blieben ihm keine Zweifel mehr über das Zutreffende dieſes Gefühls. „Bin ich Dir denn gar nichts!“ ruft er. Es geriet daher ganz im Sinne ſeiner tragiſchen Theorie Eliſens Individualität mit der ſeinen in Konflikt; dieſer Moment mußte ſchließlich eintreten, und wenn er jetzt noch nicht zu den notwendigen Konſequenzen führte, ſo iſt dies den Rückſichten Hebbels auf Eliſe zuzuſchreiben. Den Höhepunkt hatte das Verhältnis der beiden längſt überſchritten, die Ereigniſſe der letzten Hamburger Zeit waren bereits ein äußeres Zeichen des Abſtiegs, nun begann die Entſcheidung ſich langſam vorzubereiten. Perſönlichkeit ſtand gegenüber Perſönlichkeit, jede berechtigt in ihrem Sinne, jede kämpfend um ihr Sein, ihr Weſen, ihre Exiſtenzmöglichkeit; ein Ausgleich dieſes Gegenſatzes war einfach unmöglich, es konnte nur der eine oder der andere Teil unterliegen. Die Frage war alſo, welcher Teil das höhere Recht vertrat, nicht von ſeinem individuellen Standpunkt, ſondern in abſoluter Hinſicht. Weſſen Exiſtenz war wertvoller, die Eliſens oder die Hebbels? Wer von den beiden bedeutete mehr im Zuſammenhang des Alls? Man könnte ſogar ſagen, wer von den beiden litt mehr? So viel ſteht feſt, daß das

Digitized by Google

Weib nicht das geringste Verständnis für die Qualen des Mannes hatte, sich nur an das Einzelne klammerte und darnach alles beurteilte, daß dagegen der Mann sich alle Mühe gab, das ihm teuere Wesen von der Notwendigkeit alles Geschehenden zu überzeugen, auf das Große, das Erhabene hinzuweisen und so die Unterwerfung unter den Weltwillen zu lehren, natürlich vergebens. Egoistisch waren beide und mußten es sein, denn sie waren Menschen, nur glaubte Hebbel, in Elise das Wesen gefunden zu haben, das allen Egoismus, wie seine Genoveva, überwinde, ja er sah darin einen Vorzug des weiblichen Geschlechts vor dem männlichen; darum schrieb er jetzt: „ich werde über weibliche Natur ganz andere Ansichten fassen, wie bisher."

Hebbel bemühte sich in seinen zu ganzen Abhandlungen anschwellenden Briefen, in denen er seiner Weltanschauung einen großartigen Ausdruck lieh, immer von neuem, Elise zur Höhe seiner Auffassung emporzuheben, er suchte in dem gedankenschweren, tiefsinnigen, wenn auch metaphysischen Weihnachtsgedichte „Das abgeschiedene Kind an seine Mutter" alle Trostgründe zusammenzufassen, die ihm selbst über den Schmerz hinüber geholfen hatten, natürlich war alles umsonst: das schlichte Gefühl der Mutter war durch keine noch so erhabene Philosophie zu betäuben. Aber Hebbel führte mit größerem Erfolg praktische Erwägungen ins Treffen, und für diese hatte das Weib Verständnis. „Wir sind arme Teufel," so lautet das Leitmotiv. Er rechnete genau vor, was sie in Paris brauchen würden und was sie besaßen: „unter 150 ℳ per Monat ist für uns beide keine Möglichkeit auszukommen; das macht in vier Monaten 600 ℳ, also mit den 500 ℳ Reisekosten 1100 ℳ, also alles, was ich für 1844 aus Kopenhagen erhalte. Übrig wären dann die 380 ℳ, die ich jetzt noch habe .... davon sollten wir ein Jahr leben, und das in Berlin, da ich

Digitized by Google

ja in Hamburg nicht sitzen bleiben dürfte. Unter 150 M. monatlich können wir aber in Paris unter keiner Bedingung auskommen; 70 M. habe ich allein gebraucht und drei Tage die Woche nicht gegessen, keinen Heller im Kaffeehause oder im Theater ausgegeben, mir auch nicht den kleinsten Exzeß verstattet und für keinen Sous Holz verbrannt. . . . . Mit 150 M. würden wir immer noch ein sehr schlechtes Leben führen, . . . kaum spärliche Feuerung davon haben, . . . nicht alle Tage essen können und des Abends nie etwas anderes haben, als ein Stück trockenes Brot und etwas Käse, worin meine Abendmahlzeit schon besteht, so lange ich hier bin, da an Thee-Bereitung gar nicht zu denken ist." Auf weitere Einnahmen durfte Hebbel nicht rechnen, denn Cotta hatte die Reisebriefe abgelehnt und auch vom Verlage des neuen Dramas nichts hören wollen; mit Campe sich neu zu stellen, beabsichtigte Hebbel, aber er kannte seinen alten Freund, über den ihm auch Heine so viel vorgejammert hatte, und er mußte die Vorschüsse abbezahlen. Die Aussicht auf eine Professur aber, von der Elise immer wieder sprach, erklärte Hebbel als vollständig ausgeschlossen, er sah an seinen geringen Fortschritten im Französischen, daß er nicht mehr lernen könne, was ein Gelehrter braucht. Darum blieb das Resultat, auf das Zusammenleben zu verzichten und einsam die Straße weiter zu ziehen. „Gewiß ist der Entschluß, den wir nun beide gefaßt haben, vernünftig, das Schreckliche liegt nur eben darin, daß wir auf diese Weise vernünftig sein müssen. Aber das ist der Fluch der Armut, man darf keiner menschlichen Empfindung folgen, man muß resignieren und immer wieder resignieren, bis man zuletzt das erhält, was auch dem Bettler nicht versagt wird, weil die christliche Barmherzigkeit, wenn sie ihn wie Katz und Hund an der Straßen-Ecke unverscharrt liegen ließe, sich die Nase zuhalten müßte: ein Grab!"

Digitized by Google

Hebbel wurde die Entscheidung nicht leicht! Seine Briefe an Elise lehren, daß er immer wieder den Bleistift zur Hand nahm und mit tiefstem Ernst Ausgaben und Einnahmen berechnete, um vielleicht zu einem günstigeren Resultate zu kommen, daß aber immer von neuem „kein Geld und keine Aussichten" das Fazit alles Grübelns bildete; er macht aber Elisen ein wichtiges Zugeständnis im Hinblick auf ihre neuerlich bevorstehende Niederkunft: er erklärt sein Verhältnis zu ihr als „Gewissens-Ehe" und adressiert von da an seine Briefe nach Hamburg mit „Madame Dr. Hebbel", damit Elise vor den Klatschbasen geschützt sei; der Anstoß dazu ist freilich von ihr ausgegangen, und Hebbel stellte darum an sie das Verlangen zu schwören, daß nicht auch sie so überlege, wie die Weiber am Stadtdeich: „er muß jetzt heiraten, oder er heiratet nie!" Er setzt ihr das Wesen der Gewissensehe mit Berufung auf Hamann auseinander, weist auf Lessing, Hegel, Goethe, Thorwaldsen hin, aber Elise begriff ihn nicht. Immer häufiger klagt er in seinen Briefen, daß sie an seinen Ausdrücken herumdeutle, ihnen alles Mögliche unterschiebe, ihn nicht oder falsch verstehe; das geschieht zwar noch in freundlichen Worten, aber man fühlt heraus, wie sich Hebbel zusammennehmen muß, um nicht zornig loszubrechen. Die Rücksicht auf Elisens Schwangerschaft verläßt ihn nicht, doch geht sie nie so weit, daß er ihr eine Unwahrheit schriebe; sogar in der Antwort auf ihren letzten Willen vor der Entbindung schreibt er offen: „Unser Verhältnis ist der Art, wie vielleicht auf Erden kein zweites gefunden wird; aufrichtig und wahr bin ich immer gegen Dich gewesen und will es darum auch heute nicht verhehlen, daß der leidenschaftliche Drang verliebter Jünglinge, der Nichts kennt, als den Weg von und zu einem Mädchen, und der mit den Stunden geizt, mir fremd ist und ewig fremd sein wird; aber ist man denn in

Digitized by Google

die Luſt leidenſchaftlich verliebt, und kann man leben ohne ſie? Du, Dein edles, ſchönes Weſen, Deine Liebe iſt mein Lebens-Element; ich kann eher mich ſelbſt aus der Welt weg denken, als Dich.“ Er betrachtet ſie als ein Stück ſeiner ſelbſt, und darum ſchmerzt es ihn, wenn ſie ſich in ihn nicht hineinfinden kann; er ſorgt ſich um ſie mehr als um ſich, aber von ſeinen Überzeugungen kann er nichts aufgeben. Am 14. Mai 1844 wurde Eliſe leicht von einem Sohn entbunden, der Ernſt genannt wurde; nun aber zeigten ſich bald immer deutlicher die Unterſchiede zwiſchen Hebbel und Eliſe, was die Anſprüche betrifft. Eliſe fühlte ſich ſchon ganz als Frau Doktor Hebbel und wollte ſich nicht mehr ſo beſcheiden wie bisher; zuerſt in zarten Andeutungen, dann offen wies er ſie darauf hin, daß er eine beſondere Haushaltung für ſie nicht zu erſchwingen vermöge, daß ſie zu ihren Eltern ziehen und ſich einſchränken müſſe, ſoweit nicht ihre Geſundheit in Betracht komme. Eliſe verlangte zwar, daß Hebbel über alles Mögliche bis ins Kleinſte herab von Paris entſcheiden ſolle, tat aber dann, was ſie wollte; ſo zum Beiſpiel nahm ſie eine Amme, obwohl ihr Hebbel vorgeſtellt hatte, daß Ernſt auch mit Kuhmilch aufgezogen werden könne. Hebbel knappte ſich alles ab, lebte faſt wie ein Bettler, gönnte ſich keinen neuen Rock, kaum einen neuen Hut, trotzdem häuften ſich die Schulden; Eliſe brachte aber ſeiner Lage nicht mehr das richtige Verſtändnis entgegen, vor allem ſcheint ſie nicht gefühlt zu haben, daß es durch Hebbels Briefe unterirdiſch grolle. Wir kennen freilich ihre Briefe nur aus Hebbels Antworten, merken aber, daß ſie, wie einſt während der Münchner Jahre, nichts ahnte von der Entwickelung ihres Freundes. Viel, ſehr viel Kleinliches muß er ſchreiben, während ihn der Lärm der Großſtadt umbrauſt; in die Muſchel muß er ſich einſchließen, und draußen rollt der Ozean.

Digitized by Google

Auch seine Dichtung scheint ihn nicht aus der Enge des Daseins ins Große, alles Überwältigende hinauszuführen, auch sie scheint im Kontrast zu dem weiten Paris und trägt das Motto: „Wir sind arme Teufel!“ Gebunden an die Formen des Daseins können wir uns nicht entfalten, wie wir möchten, sondern müssen weiter in unser Verderben hinein, weil wir Menschen sind. Keiner kann aus seiner Haut, die ihn wie ein Kerker umschließt, über uns allen „wölbt sich ein Himmel, wie von Backsteinen, den Sonne, Mond und Sterne nicht mit ihren Strahlen durchdringen“. Das ist die Tragik des Menschenlebens, der sich niemand entziehen kann; das ist der einzige, der echte Weltschmerz. Ihn aufzudecken hatte Hebbel schon in Kopenhagen vor, als sich ihm das bürgerliche Trauerspiel „Maria Magdalene“ rundete, jetzt in Paris vollendete er dieses Bild. Nicht lange nach seiner Ankunft in Paris schloß er eine schon in Hamburg begonnene Scene, am 17. Oktober war der zweite Akt fertig und, da die Nachricht vom Tode des kleinen Max eintraf, fehlten dem ganzen Stücke nicht mehr als die letzten zwei Scenen, so daß er nur vorübergehend daran dachte, sein Drama als Totenopfer unvollendet zu lassen. Die Sorgen um die Existenz nötigten ihn, für diese bürgerliche Tragödie, die ihm durchaus theatralisch schien, mit der Bühne wieder anzuknüpfen; Madame Crelinger sah ihr mit Verlangen entgegen, so nahm sich Hebbel mit Gewalt zusammen und schloß am 4. Dezember 1843 sein viertes Drama, das nun wieder „Ein bürgerliches Trauerspiel“ hieß. „Wenn sie das nicht spielen, so weiß ich nicht.“ Sofort schrieb er es ab und schickte das schöne Manuskript, nachdem er an Bamberg die Wirkung erprobt hatte, durch Kisting an die Crelinger. Sie äußerte Bedenken wegen der Heldin; eine Schwangere, das schien ihr auf der Bühne ganz unmöglich! Vergebens berief sich

Digitized by Google

Hebbel auf Gretchen im Faust, auf Klärchen im Egmont, es half nichts, die Bühne blieb dem Werke verschlossen. Darum wollte er an ein weiteres Forum appellieren und sein Drama sofort erscheinen lassen. Campe übernahm den Verlag und bewilligte die verlangten vierzig Louisdors Honorar. Bamberg aber bewog Hebbel, ein „Vorwort" voranzustellen und darin seine Absichten darzulegen, was Hebbel bei der Genoveva abgelehnt hatte. Dieses Vorwort beschäftigte ihn seit Beginn des Jahres 1844 bis zum 5. März, erst Ende August war es gedruckt, und Ende September oder Anfang Oktober wurde die „Maria Magdalene" ausgegeben, dem König Christian VIII. von Dänemark gewidmet.

Wenn Hebbel während der Arbeit den Titel verschieden angab: „Klara", „Ein bürgerliches Trauerspiel" und „Maria Magdalene", so liegt darin ein tieferer Sinn. Drei Stufen lassen sich erkennen, nämlich der einzelne Fall, seine typische Gestalt und seine symbolische Bedeutung; persönlicher, gesellschaftlicher und ewiger Gehalt, Stoff, Form und Idee werden durch die drei Titel abwechselnd betont, sie gehören aber untrennbar zusammen. Reiches, individuelles Leben, typisch und symbolisch erfaßt, mannigfaltig bei aller Einfachheit, durch eine einzige Formel keineswegs zu erschöpfen, das bietet dieses Drama; es wäre verkehrt, wenn die Kritik nur das eine o d e r das andere berücksichtigte. Gerade das verleiht dem Werke seine historische Stellung, die Eloesser hübsch dargelegt hat, gerade das macht es zu einem Angelpunkt in der Entwickelung des Dramas, verhinderte freilich auch das richtige Verständnis zur Zeit seines Erscheinens.

Die Keime der Handlung reichen in Hebbels Heimat zurück, sein enges Vaterhaus, die Wesselburner Kirchspielvogtei sind zu erkennen; aus der Familie des Münchner Tischlermeisters Anton Schwarz stammt die Anekdote,

Digitized by Google

die er miterleben mußte; das Haus des Ehepaars Ziese in Hamburg, die Beziehungen zu Elise, ihre Mutterschaft spiegeln sich in der Verwickelung; litterarische Tradition bietet das bürgerliche Trauerspiel, Lessings „Emilia Galotti", Lenzens „Hofmeister", Schillers „Kabale und Liebe", vielleicht auch H. L. Wagners „Kindesmörderin", Einzelheiten andere Lektüre, so Bulwers Roman „Ernst Maltravers", Oehlenschlägers „Aladdin" usw. Aber der Kern des Werkes hängt auf das engste mit dem äußeren und inneren Leben Hebbels zusammen, man müßte die ganze Werdegeschichte seines Geistes wiederholen, um dies darzulegen. Die verschiedenen Elemente, aus denen sein Wesen besteht, bauen auch dieses Drama auf. Hier ist etwas entstanden, das so nie wiederkehren kann, weil Persönliches, Zeitliches und Bleibendes sich zu einer festgeschlossenen Einheit verbunden haben.

Hebbel beschränkte sich auf den kleinsten Raum, stellte mit schlichter Kunst ein Lebensbild hin, zog die Linien ganz einfach, aber er gab die „Tiefe der Fläche", den Abglanz des Großen und schuf auf dem Boden des deutschen Bürgertums eine der Antike ebenbürtige Tragödie. Was er in Thorwaldsens Atelier angestaunt hatte, das ist ihm in diesem Werke gelungen: eine Schönheit, die mit anderen Mitteln, als jene der Antike waren, aber auf gleiche Weise zustande kam. Alles darin Zufall und alles Notwendigkeit, wie im „König Oedipus", aber modern, deutsch. Woran Schiller nach den vergeblichen Plänen zu den „Kindern des Hauses", an die ein paar Züge der „Maria Magdalene" gemahnen, mit dem Geständnis verzweifelte, daß Sophokles die einzige Spezies einer eigenen Gattung geschaffen habe, das bietet Hebbel dar. Wie vorbereitende Phasen erscheint alles, was er bis dahin dichtete, „Maria Magdalene" ist das erste Werk, an dem er auch in seiner reifsten Zeit fast nichts mehr auszusetzen und zu verbessern fand,

Digitized by Google

das er wohl unverändert in seine Gesamtausgabe hätte aufnehmen können; es bildet die Krönung seines Jugendsehnens, den Höhepunkt seiner Jugenddichtung, den „Eckstein", den er der Zukunft lieferte, wie er gewünscht hatte.

Das Ereignis des Dramas ist ein Vorfall des alltäglichen Lebens, ein Verdacht, aber die Lage, die Umstände bewirken unverhältnismäßige Folgen. Eine Wahnsinnige versteckt einen Schmuck, ohne daß man es weiß. Der Eigentümer wendet sich an den Gerichtsdiener, damit dieser unter der Hand Erhebungen pflege; zufällig hat Karl den Schrank poliert, aus dem jener Schmuck verschwand, er ist leichtsinnig, macht Schulden, sein Vater aber hat den Gerichtsdiener einmal schwer beleidigt, so daß dieser sofort zur Verhaftung Karls schreitet und eine Hausdurchsuchung vornimmt. Karls Mutter ist nach einer schweren Krankheit zum ersten Mal ausgegangen, der Schreck über die Schuld ihres Lieblings tötet sie. Der Vater, immer schon unzufrieden mit Karls Lebensführung, zweifelt nicht an seinem Verbrechen und ist aufs tiefste in seiner Ehre getroffen, darum stellt er die Tochter vor den Schwur, daß sie sei, was sie sein soll. Klara schwört, ihm nie Schande zu machen, ist jedoch bereits durch eine unselige Verquickung der Umstände den Verführungen Leonhards erlegen. Dieser ihr Bräutigam verlangte deshalb so dringend ihre völlige Hingabe als Zeichen ihres Vertrauens zu ihm, weil ihr Jugendgeliebter Friedrich als Sekretär von der Universität zurückgekehrt ist und ihm als gefährlicher Rivale erscheint. Friedrich hatte sich von Klara ferngehalten, da sie Braut war, Leonhards Braut aber war sie geworden, weil Friedrich nichts mehr von sich hatte hören lassen, ihre Mutter den ernsten Freier herausstrich, die Gespielinnen spotteten und sie selbst zweifeln mußte. Alles ist so ineinander geschlungen, daß die kleinste Berührung genügt, um die Spannung von dem

Digitized by Google

einen Faden zum anderen hinüberzuleiten. Leonhard erfährt aus Antons Munde, daß Klaras Mitgift verloren sei, darum benutzt er die Verhaftung des Bruders als Vorwand, um mit dem Mädchen zu brechen. Die Unschuld Karls stellt sich heraus, er wird freigelassen, aber das Geschehene nicht mehr rückgängig. Friedrich verkündet zwar die frohe Botschaft und öffnet dabei der Jugendgeliebten sein Herz, sie verhehlt ihm aber nicht, was ihr zugestoßen, und im ersten Moment der Verblüffung entflieht seinen Lippen das Wort: „Darüber kann kein Mann weg! Vor dem Kerl, dem man ins Gesicht spucken mögte, die Augen niederschlagen müssen?" Klara sieht ihr Urteil darin und macht den schwersten Gang ihres Lebens, um Leonhard anzuflehen: „Heirate mich!" Dieser kann sich hinter scheinbare Wahrheiten verschanzen, und so geht Klara in den Tod, um den Vater vor dem Selbstmord zu bewahren. An einem dünnen Faden hängt Menschenglück und Menschenleben, wenn die Bedingungen vorhanden sind; ein Zufall nur scheint alles zu entscheiden, wer wagt es aber bei einer solchen Verwickelung noch vom Zufall zu sprechen. Nur ein Minimum von Schuld ist vorhanden, aber es genügt, um das Verderben heraufzubeschwören.

Wenn man sich auch nur an dieses Geschehen hält, wird man trotzdem das Tragische des Konfliktes, der mit solcher Notwendigkeit aus dem Zusammentreffen gerade dieser Menschen entsteht, nicht bezweifeln können; schon der einzelne Fall an sich ist nicht bloß traurig, sondern weckt Furcht und Mitleid im Zuschauer und wühlt alle tragischen Gefühle auf. Aber dabei bliebe doch der Gesamteindruck niederschmetternd, wenn nicht weiteres sich zu dem einzelnen Fall gesellte. Vor allem erkennen wir, daß zwar die Umstände, die Kombinationen individuell sind, nicht aber das Wesen dieses Konfliktes, das uns vielmehr auf

Digitized by Google

ein Höheres verweist. Die Personen sind Resultate ihrer Lage, ihrer Gesellschaftsgeschichte, ihres Milieu, wie man heute sagt, also nicht mehr bloß individuell, sondern typisch. Der strenge Vater, der leichtsinnige Sohn, die schwache Mutter, die gedrückte Tochter, der strebersche Bräutigam, der unpraktische Jugendgeliebte, der rohe Gerichtsdiener, wo kommen sie nicht vor? Menschen, wie sie jeder von uns kennt, wie sie sich in jedem Orte finden und finden müssen. Weiter Meinungsverschiedenheiten, die gleichfalls nirgendwo ausbleiben, wo das Alter und die Jugend einander gegenüberstehen; Differenzen über Lebensführung und Lebensgenuß, über Pflicht und Recht, die von jeher und immer so wiederkehren. Welcher Vater würde anders über den Sohn urteilen, als Anton über Karl, welcher Vater anderes von der Tochter verlangen, als der Tischlermeister von Klara, wo fehlt es an Freiern, die zu einer schönen Frau auch gern eine Mitgift erhielten, wo an Zusammenstößen zwischen den praktischen Realisten und den schwer sich entschließenden Idealisten? Nicht mehr das Einzelngeschick allein erregt unsere Teilnahme, wir stehen vor typischen Erscheinungen. Zugleich aber erkennen wir, ohne daß der Dichter es auszusprechen braucht und die Resultate selbst ziehen muß, daß die Lage der Personen aus einem allgemeinen System der Zeit folgt, aus jener Bevormundung, jener patriarchalischen Gängelung, die allenthalben, im Familien- und im Staatsleben zu spüren waren. Dieses System hat zur Folge die schroffe Geschlossenheit, die Unfähigkeit der Individuen, sich in verwickelteren Situationen zurecht zu finden, die Gebundenheit des Lebens und jene Einsamkeit der Einzelnen, die sie nötigt, alles innerlich mit sich selbst abzumachen, ohne sich vom anderen helfen oder auch nur raten lassen zu können. Meister Anton, dem dabei Hebbels Vater vorschwebte, ist in seinem häuslichen Kreise ein Tyrann, wie es keinen

Digitized by Google

ärgeren gibt, nicht aus angeborner Hartherzigkeit, sondern aus der Gewohnheit seiner kleinbürgerlichen Existenz, aus der Tradition seiner Zeit und aus den Folgen seiner Entwickelung. Er tut nur, was ihm recht erscheint, ist aber so einseitig, daß er sich eine andere Form des Rechten gar nicht denken kann; er gibt sich immer genau Rechenschaft darüber, warum er so und nicht anders handelt, es ist ihm aber ganz und gar unmöglich, die tieferen Motive seines Handelns zu erfassen und sich zu einer gewissen Freiheit des Standpunkts aufzuschwingen. Für seinen Kreis hat er aus sich gemacht, was Holofernes aus sich machen wollte, den Gott, dessen Wille allein regiert, dessen Ausspruch Gesetz ist. Mit allen Fasern seines Ich hängt er an dem Bestehenden, das ihm gut erscheint, weil es einmal so da ist und daher gar nicht weiter geprüft werden kann. Mit der besten Absicht ist er der schlimmste Egoist, den es geben kann, er sieht in sich den Mittelpunkt seiner Welt und ist außerstande, über seinen Kreis hinauszublicken, weil es ihm an Bildung dazu fehlt. Sein Verhältnis zum Ganzen bleibt ihm vollständig verschlossen, von ihm gilt das Wort Hebbels: „Was Kern geworden ist, verdichtetes Resultat des Lebensprozesses, das ist so gut, wie das Tote, aus dem lebendigen Kreise ausgeschieden, es muß wieder in Fäulnis zergehen, wenn es des Lebens, der allgemeinen Wechselwirkung der tätigen Kräfte wieder teilhaftig werden soll.“ Abgeschlossen in sich, fertig, entwickelungsunfähig, aber durch die Verhältnisse notwendig so geworden, so bleibt er bis zum Schluß, erst da überkommt ihn ein Zweifel an der Richtigkeit seiner Lebensresultate, aber unklar, beängstigend, so daß er es nur zu dem Worte bringt: „Ich verstehe die Welt nicht mehr!“ und sinnend stehen bleibt. Der Sekretär hat ihm vorgehalten, daß nur die Furcht vor dem Zischeln der Leute sein Vorgehen gegen Klara hervorrief, muß frei-

Digitized by Google

lich eingestehen, daß auch er selbst sich von einem abhängig machte, der schlechter war, als er, daß auch er selbst gebunden, unfrei vorging und das mit dem Leben bezahle. Noch tiefer steckt Leonhard in seinem Kreise, weil er eine von Haus aus gemeine Natur ist und sich in eine höhere darum nicht finden kann; sein Strebertum, das krumme Wege nicht vermeidet, wenn es auf den geraden nicht weitergeht, seine Weltklugheit, sein berechnender Egoismus sind bei aller Gemeinheit so natürlich, hängen so fest mit den Verhältnissen zusammen, daß er streng in seiner Sphäre verbleibt und an seinem Teile die Idee des Dramas mit aussprechen hilft.

Auch Klara wurde durch die Verhältnisse eingemauert in einen kleinen Kreis, aus dem sie nicht herauskann; erzogen von dem strengen Vater, dessen gutes Herz sie erkennt, von Jugend an gewöhnt zu gehorchen, über sich bestimmen zu lassen, tut sie ihre Pflicht in der festwurzelnden Überzeugung, daß es so geschehen müsse. Gedrückt, auf sich gewiesen lebt sie dahin, in dem Vater die höchste Autorität sehend, ohne Stütze bei der Mutter oder gar bei ihrem das Haus meidenden Bruder, einsam, weil niemand in diesem Kreise sich die Mühe nimmt, in die Seele des anderen zu blicken. „Durch Dulden tun: Idee des Weibes", diese Formel hat Hebbel selbst gebraucht. Klara duldet, ohne nur zu fragen, warum sie dulden muß; sie duldet, weil das immer so war; sie duldet, weil sie ihre Mutter dulden sieht und darin das Schicksal des Weibes erkennen muß; sie duldet, weil das von ihr wie eine Schuld gefordert wird. Der Gedanke, daß sie sich aufbäumen, daß sie ein Recht für sich fordern könnte, der Gedanke ihres Menschentums kommt ihr gar nicht; die „Furcht des Herrn", in der sie auferzogen wurde, grenzt nahezu an Fatalismus. Die furchtbare Gebundenheit des Daseins wird an ihr am stärksten sichtbar, weil sie ganz

Digitized by Google

aufgeht in dem, was ihr als Pflicht erscheint. Ein kleiner Zug im ersten Akt zeichnet sie schon klar. Sie reicht der Mutter einen Strauß und nickt nur, da diese meint: „Der kommt gewiß von Karl!“ Der Strauß stammt von ihr, aber weil von Karl kommen muß, was der Mutter eine rechte Freude machen soll, so fügt sie sich duldend. Das ist ihr Los, im Kleinen, aber auch im Großen. Immer haben die anderen recht, sie ahnt gar nicht, daß sie ihnen entgegentreten könnte. Tief versteckt ruht in ihrem Herzen das Einzige, was ihr ganz zu eigen gehört: ihre Liebe zu dem Jugendgespielen Friedrich; aber auch hier die Scheu des Mädchens, das an ein eigenes Glück nicht zu glauben wagt, auch hier „die Gedanken an die anderen“; so wird sie Braut, wird sie später Leonhards Weib schon vor der Trauung, duldend, nicht handelnd. Erst in der Unterredung mit Friedrich, da sie sich schon wie jenseits des Grabes vorkommt, löst sich der Druck von ihrem Herzen, und sie gesteht ihre Liebe, nun freilich zu spät. Das Recht des Vaters steht ihr über allen Zweifeln, sie muß Leonhards Weib werden oder in den Tod gehen als Strafe „für, ich weiß nicht was“, und so wird sie aus der Welt getrieben, auch hier duldend. Wie Genoveva repräsentiert sie das stellvertretende Leiden, anders als Judith verkörpert sie die Idee des Weibes; während Judith durch ihr Tun, das kein Handeln ist, zum Leiden, zum Dulden, so wird sie durch Dulden zum Tun geführt. Ihr individuelles Geschick erscheint als typisch, da es sich aus der Gebundenheit des Bürgertums ergibt, zugleich aber als symbolisch, weil es uns das Schicksal des Menschen überhaupt enthüllt, die furchtbare Lage zwischen zwei Welten, das Leid eines Übergangs. Darin besteht aber auch die Versöhnung, die Hebbel allein für möglich hielt, die Notwendigkeit, die nur auf diesem Wege das Resultat erreichen konnte.

Digitized by Google

Der Stoff seiner Tragödie hat nicht jene „Schwere", die in der heroischen über Mängel hinwegtäuschen kann, dafür mußte die tragische Form entschädigen, und das geschieht. Mit bewundernswerter Sicherheit ist das Drama technisch durchgeführt, die „analytische" Methode des Aufbaus ohne jeden Zwang, jeden Schein der Unfreiheit bewältigt, so daß auch ein strenger Kritiker wie Friedrich Vischer später mit seiner Anerkennung nicht kargte. Selbst der vielbestrittene Fall Klaras, an dem die Kritiker entweder die Unsittlichkeit oder die Unmöglichkeit hervorhoben, läßt sich ohne Mühe aus den Verhältnissen konsequent entwickeln. Klara wird vor eine Entscheidung gestellt, der gegenüber es ihr infolge der Gebundenheit ihres Kreises an der nötigen „Dialektik" gebricht; Leonhard stand vor ihr, wie einer, der eine Schuld einfordert, was aus den Traditionen dieser Gesellschaftsschichte wie aus dem Charakter Leonhards wohl zu erklären ist; Klara hat ihm, warum, das wurde bereits gezeigt, ihr Jawort gegeben und müßte nicht die Tochter ihres Vaters, das duldende Weib sein, wenn sie dies Wort nicht hielte, auch wenn es ihr schwer fällt. Friedrichs, des Jugendgeliebten, Erscheinen verwirrt sie, doch darf sie auf ihn nicht mehr hoffen; sie ist gebunden, Friedrich hat sich ihr nicht mehr genähert, sie muß sich wirklich für vergessen halten, und so halb in unbewußtem Trotz, halb in einer Willenslähmung, aber ohne sinnliche Regung wird sie Leonhards Opfer. Das ist kein Wühlen in sinnlichen Vorstellungen, kein frivoles Spiel, sondern die unerbittlichste Konsequenz der Verhältnisse, wirklich ein Minimum von Schuld im landläufigen Sinne des Wortes. Alle tragische Schuld besteht nach Hebbels Theorie in der individuellen Geschlossenheit. Hebbels bürgerliches Trauerspiel zeigt diese Geschlossenheit als Erstarrung in dem Herkömmlichen, durch die lange Gewöhnung Geheiligten, sich aber mit

Digitized by Google

Notwendigkeit aus den Verhältnissen Ergebenden. Meister Anton ist erstarrt, nicht weil er gefühllos wäre, sondern weil er ein Sklave der „Ehre", der Reputation wurde; man könnte Hebbels Wort über seinen eigenen Vater modifizierend von ihm sagen: er ist ein herzensguter, treuer, wohlmeinender Mann, aber die Ehre, die Reputation hat die Stelle seiner Seele eingenommen. Klara ist erstarrt in der Liebe zum Vater, im weiblichen Dulden, der Sekretär in der Abhängigkeit vom Urteil der anderen, selbst Leonhard in der niedrigen Weltschlauheit. Darin liegt ihre Schuld, deshalb müssen sie zugrunde gehen. Aber diese tragische Schuld darf nicht mit der sittlichen verwechselt werden, darum der symbolische Titel. Wie Christus zur „Sünderin" bei Lucas 7, 50 sagt: „Dein Glaube hat dir geholfen; gehe hin in Frieden" und 7, 47: „Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt", so ruft uns auch dieses Drama zu: Sie ist gerettet, nicht gerichtet, denn sie handelte als liebende Tochter. So löst sich die tragische Spannung in die einzige „Versöhnung", die Hebbel für die Tragödie gelten ließ.

Entspricht so „Maria Magdalene" durchaus seiner Theorie, so gilt dies auch in bezug auf den Charakter; sie zeigt wirklich eine Vereinigung der drei Methoden zu einer neuen, das geht schon aus dem Gesagten hervor. Sie ist sozial, denn sie beleuchtet den gesellschaftlichen Zustand und zerlegt das Bürgertum dialektisch; sie ist historisch, da sie eine besondere Form der gesellschaftlichen Erscheinung, den patriarchalischen Staat beleuchtet; sie ist aber auch metaphysisch, indem sie die Idee aus dem Leben hervorgehen läßt, ohne sie erst ausdrücklich aussprechen zu müssen. Hebbel durfte daher diesem „bürgerlichen Trauerspiel" einen höheren Wert zuerkennen, als ihn Werke dieser Art in Deutschland verdienten.

Das im einzelnen darzulegen und seine Absichten zu

Digitized by Google

kennzeichnen unternahm er in dem „Vorwort betreffend das Verhältnis der dramatischen Kunst zur Zeit und verwandte Punkte", das Campe nach der Lektüre ein „Manifest" nannte. Es war kein glücklicher Gedanke, daß Hebbel diese lange theoretische Darstellung seinem Drama voranstellte, denn dadurch kam ein gewisses Mißverhältnis in das Buch. Vierzehn Seiten ein Widmungsgedicht, das Hebbel selbst nicht lobte, dann siebenundvierzig Seiten „Vorwort" in einer Sprache, an der man zum mindesten Hebbels sonstige Klarheit vermißt, und dann erst auf 126 Seiten das Stück selbst. Der Rahmen zu dem „einfach-schlichtesten" aller Bilder, in denen er bisher das „Weltgeschick" enthüllte, war zu groß ausgefallen und dabei doch wieder nicht groß genug, denn er ließ alle möglichen Zweifel bestehen und bildete lange eine Quelle der Anfeindungen. Man versteht es ganz gut, daß der Dichter gedrängt war, sich Luft zu machen, hatten ihm doch die Verhandlungen mit der ihm wohlgesinnten Schauspielerin Stich-Crelinger gezeigt, wie kleinlich die Auffassung des Publikums sei, wie unmöglich die Wirkung von der damaligen „realen Bühne", wie philisterhaft die Rücksichten, die sie vom Dichter verlangt. Sich zu beugen vermochte er nicht, die Bühne, seine wahre Kanzel, zu erobern, ebensowenig, nur das Wort blieb ihm. Nun hatten sie ihm das Wort im Munde verdreht, das er poetisch gestaltet aussprach, hatten die bisherigen kurzen Andeutungen nicht verstehen wollen, deshalb erhob er neuerlich seine Stimme zur Verteidigung und zur Anklage. Bambergs Witz: „Verantworten Sie sich noch immer über die schreckliche Sünde, daß Sie Gedichte gemacht haben?" trifft das Motiv dieses Vorworts ganz gut. Er will nun dartun, daß der Kunst, speziell der dramatischen, nicht nur noch eine Aufgabe geblieben, sondern daß sie notwendig sei, dabei bedient er sich gewissermaßen der Hegelschen

Digitized by Google

Dialektik. Das Drama erscheint ihm als Ausdruck des sichtbar gewordenen Widerspruches, aber zugleich als dessen Lösung. Wo Welt- und Menschenzustand sich verändern, das heißt, in starken Gegensätzen sich darstellen, da ist, wie uns die Geschichte lehrt, bisher immer das Drama zu einer neuen Stufe gelangt. Nun glaubt er in seiner Zeit wieder eine solche vollständige Veränderung, diesmal in gesellschaftlicher Hinsicht, zu erkennen, und daraus zieht er den Schluß, daß dieses Zusammenbrechen eines Weltzustandes, diese sich vorbereitende neue Form der Menschheit ein neues Drama erzeugen müsse, das in Lebenssymbolen dieses Problem darstellt. Die Alten sahen ein unverständliches Gesetz über sich, das Fatum; Shakespeare sah das Gesetz in den Individuen; Goethe zeigt das Individuum, das aus sich selbst ein neues Gesetz hervorbringt, nachdem es mit dem alten kühn und trotzig gebrochen hat. Das neue Geschlecht prüft die alten Gesetze und spürt ihren Widersprüchen nach; es begnügt sich nicht mehr mit ihnen, aber es strebt keineswegs einem gesetzlosen Zustand zu, will vielmehr ein Gesetz, nur ein wirklich, tief und innerlich begründetes. Nicht die Sittlichkeit greift es an, sondern die starre Gestalt, unter der sie sich verbirgt und zu ihrem eigenen Zerrbild wird. Das neue Drama muß auf diesem Wege weitergehen, und Hebbel weiß sehr wohl, worin seine Aufgabe besteht, das zeigt „Maria Magdalene", das zeigt vor allem der „Moloch". Dort bekämpft er nicht die Sittlichkeit, nicht die Sitte, wohl aber die Unnatürlichkeit, daß ein Gesetz walten soll, von dessen Notwendigkeit wir nicht überzeugt sind; was man Sittlichkeit nennt, das ist oft nur die Anmaßlichkeit einer Majorität, die aus einseitig urteilenden Menschen sich zusammensetzt und nach dem Schein, nicht nach dem Wesen urteilt. Hier im „Moloch" sollte nicht etwa die Religion bekämpft werden, im Gegenteil sehen wir, wie die Menschheit, selbst durch die

Digitized by Google

Täuſchung, zu einer ihrem inneren Sehnen entſprechenden Religion gelangt und das Niedrige umbildend zu einem Höheren macht. Das ſchwebt Hebbel vor, und wenn er auch niemals für ſich den Platz neben einem Shakeſpeare oder einem Goethe in Anſpruch genommen hat, ſo ſtrebte er doch nach dem Höchſten; nicht aus einem Problem heraus dichtet er, vielmehr, das wird im „Vorwort“ klargelegt, durch eine innere Nötigung getrieben; er entwickelte ſeine Theorie nicht aprioriſch, um ſie dann in ſeinen Dramen zu erhärten, ſondern aus ſeinem Schaffen, weil er erſt dadurch volles Verſtändnis für die vorausgegangenen Entwickelungsphaſen erlangte; er ſuchte nicht nach dem Neuen, ſondern fand es und wollte es nun theoretiſch rechtfertigen. Sein Drama muß man gelten laſſen, aber auch ſeine Theorie hat ſich bewährt und wirklich die weitere Entwickelung des modernen Dramas erkannt.

Das „Vorwort“ polemiſiert nach allen Seiten hin. Die politiſchen Dichter ſeiner Zeit wie die ſchmachtenden Lyriker nimmt er vor, die Kritiker, die über dem Detail das Ganze nicht ſehen, das Publikum, das ſich vor der großen Kunſt verſchließt und nur die kleine gelten laſſen will. Zum Schluß greift er die abſolute Philoſophie an, die für ſich allein die Vollendung in Anſpruch nahm und der Kunſt wie der Religion nur die Bedeutung von überwundenen Vorſtufen zuerkennen wollte. Wie Schiller in ſeinen kunſttheoretiſchen Arbeiten, nur konſequenter, ſtellt Hebbel die Kunſt, beſonders das Drama, über die Philoſophie, indem er in ihr die realiſierte Philoſophie, „die Spitze aller Erſcheinung“ erblickt. Daraus folgert er ihre Stellung überhaupt, ihre Stellung im beſonderen, und gewinnt den Hintergrund auch für das bürgerliche Trauerſpiel, das, wenn es richtig geſtaltet iſt, nicht im Traurigen verſinkt, ſondern mit jeder heroiſchen Tragödie wetteifern und zum hiſtoriſchen werden muß. Mit ſtrenger innerer

Digitized by Google

Logik wird das entwickelt, wenn auch alles in raſcher, leidenſchaftlicher, durch Zwiſchenſätze, Parentheſen und Einſchränkungen verwickelter Sprache vorgetragen iſt. Wirklich kam ein „Manifeſt“ zuſtande, nur fehlten die Ohren, die fein genug konſtruiert waren, um alles genau zu vernehmen, nur fehlte der gute Wille, ſich in die Gedankengänge mit Aufmerkſamkeit zu verſenken, und ſo wurde eine der wichtigſten Schriften zur neueren Äſthetik lange verkannt und verleumdet. Doch verhalf ſie ihm zu einem äußeren Abſchluß ſeiner Studien. Durch Rouſſeaus Vermittelung überſandte er eine Abhandlung, die „Mein Wort über das Drama“ zugrunde legte und aus dem „Vorwort“ erläuterte und ergänzte, an die Univerſität Erlangen, um den philoſophiſchen Doktorhut zu erwerben. Leider beſitzen wir von dieſer Faſſung nur eine kurze Probe. Die Diſſertation wurde Ende Juli approbiert, Hebbel erhielt zwei „kinderleichte“ Fragen zur ſchriftlichen Beantwortung, von der auch nur ein Stück im Tagebuch ſteht. Am 17. Auguſt ſchickte Hebbel die Niederſchrift ein, konnte jedoch wegen der Taxen das Diplom nicht auslöſen. Doktor war er trotzdem, und darin lag der einzige augenblickliche Erfolg ſeines „Vorworts“. Unmittelbar nach dem Erſcheinen verſchwand er für längere Zeit gänzlich vom litterariſchen Schauplatz.

„Maria Magdalene“ war der Höhepunkt ſeines Jugendſchaffens, keineswegs ſeines Schaffens überhaupt, das ſich noch weiter klären ſollte. Es ſchwebten ihm ſchon damals höhere Pläne vor, die wir leider nur aus einem Brieffragmente kennen. Ein Zyklus von Dramen war ſein Ziel, in dem nicht einzelne Individuen, ſondern die Menſchheit ſelbſt der Held, nicht einzelne Vorfälle und Anekdoten, ſondern die ganze Geſchichte der Rahmen ſein ſollten. „Moloch“ und „Chriſtus“ ſollten die Vergangenheit, drei Stücke die Gegenwart abſpiegeln und dann die Tragödie „Zu

Digitized by Google

irgend einer Zeit" die Zukunft. Das Werden einer Religion im „Moloch", das Wesen des Judentums in der „Judith", der Kern des Christentums im „Christus", seine Weiterbildung in der „Genoveva" hätten uns das Werden der Menschheit bis zur Gegenwart dargestellt; „Maria Magdalene", „Julia" und vielleicht „Der Diamant" oder „Der Dichter" das Werden in der Gegenwart, während die Resultate der ganzen Entwickelung in der Tragödie der Zukunft gezogen werden sollten. So weitausschauende Pläne spann Hebbel in seiner Pariser Einsamkeit, und man sieht auch hier, wie stark sein inneres Ringen war. Nichts von allem sah Paris reifen, wo auch der „Achill" nicht vorwärts rückte und die Sammlung der „Novellen" ganz äußerlich zu einem Bändchen vereinigt wurde, um Campe für den aufgegebenen Roman „Die Dithmarschen" zu entschädigen. Auch lyrische Gedichte entstanden nur in geringer Zahl, darunter der originelle Nachruf auf Thorwaldsen, dessen am 24. März 1844 plötzlich während eines Theaterbesuches an der Seite Oehlenschlägers eingetretener Tod Hebbel aufs tiefste bewegte; dann die Balladen „Liebeszauber" und „Der Haideknabe", die ganz dramatisch gehalten sind, endlich ein paar Naturbilder voll satter Stimmung.

Äußerlich verging das Pariser Jahr für Hebbel recht ruhig, da seine Unkenntnis der Sprache jeden Verkehr mit den litterarischen und künstlerischen Kreisen der Hauptstadt unmöglich machte, so gern er besonders Horace Vernet kennen gelernt hätte, dessen „Judith" ihn ebenso anzog, wie andere seiner Bilder. Die Politik verfolgte er nur im allgemeinen, hauptsächlich wegen der historischen Probleme; wichtiger waren ihm die Stätten, deren Erinnerungen ihn ansprachen, besonders alles, was mit Napoleon und der großen Revolution zusammenhängt. Am wichtigsten aber die Kunst. Das Theater freilich

Digitized by Google

bot ihm nicht das, was es ihm hätte werden können, denn verstand er auch genug, um den aufgeführten Werken zu folgen, so langte doch seine Kasse nicht für einen häufigen Besuch; so mußte er sich mit einigen Kostproben begnügen. Besser ging es mit der bildenden Kunst, da sich ihre Schätze für den Fremden jederzeit unentgeltlich erschlossen; nun hatte Hebbel mehr von der Betrachtung als in München, weil sein Urteil gereifter, sein Geschmack verfeinerter geworden war. Die Musik berührte ihn nur wenig, doch trat sie ihm auch ein paarmal nahe. Dafür boten die Bibliotheken Gelegenheit zur Lektüre und, was Hebbel nicht gering anschlug, zu einem warmen Aufenthalt während des Winters. Seine eigene Bibliothek bereicherte er übrigens durch einige glückliche Erwerbungen; mit Stolz konnte er nun in „seinem" Goethe lesen, den er sich zu Weihnacht (1843) bescherte. Die Natur zog ihn gleichfalls an, weil er sie in ihrer Gestaltung erblickte, die Aussicht vom Mont martre auf das große Paris, die Friedhöfe, zumal Père la Chaise, die Gärten, am meisten aber die Straßen und Passagen mit ihrem flutenden Leben, ihren wechselnden Erscheinungen, unter denen er als Beobachter umherging. „Nirgends auf der Welt wird man schneller heimisch als in Paris," sagte Arnold Ruge; das hat auch Hebbel an sich erfahren, wenigstens was die Stadt betrifft. Da er viel und gerne spazieren ging, lernte er Paris nach allen Richtungen hin kennen und vermochte bald andere zu führen. Einzelne Fremde suchten ihn auch wirklich auf, so ein dänischer Verehrer Meyer Aaron Goldschmidt, der später als Erzähler bekannt wurde, damals aber durch die „Judith" zu einem Drama „Judas Maccabäus" begeistert und nach Paris gekommen war, um Hebbel zu sehen; ein Norweger, Dr. Lammborg oder Langberg, den Hebbel zu Heine geleitete, kam gleichfalls zum Beweis, daß Hebbel

Digitized by Google

im Norden Anhänger hatte. Solche Anzeichen aber erklären uns, warum gerade der Norden nachher im Sinne Hebbels das moderne Drama entwickelte.

Da der „Hallesche Löwe" sich in Paris aufhielt, suchte Hebbel mit ihm bekannt zu werden, was Bamberg vermittelte; am 4. März 1844 verbrachten der als händelsüchtiger, herzloser Spötter und schwarzsichtiger Malcontenter verschrieene Pommer und der gerade auch nicht allzu friedfertige Dithmarscher zum ersten Mal gleich mehrere Stunden miteinander. Arnold Ruges Erscheinung bildete den vollkommensten Gegensatz zu seinem litterarischen Charakter. „Ein gutmütiges, joviales Gesicht mit blonden pommerschen Haaren, graublauen Augen, ein unerschöpfliches, vergnügtes Gelächter, ein bequemes Sichgehenlassen, welches eine gewisse Trägheit und wieder die Empfänglichkeit für jeden beliebigen Eindruck andeutete. . . . Im ganzen herrschte bei ihm auch über die bekanntesten Dinge eine Unwissenheit, wie sie bei einem litterarisch Gebildeten vielleicht nicht wieder anzutreffen sein würde." Mit halber Ehrfurcht, mit halbem Lächeln staunte er jeden an, der ihm durch positive Fakta imponierte, solange ihm diese Empfindung der Überlegenheit nicht unbequem wurde; am angenehmsten war ihm ein Umgang, wo man peripatetisch über allerlei interessante Gegenstände sprach und stritt, namentlich wenn man schlagfertig war, rasch die Pointen fand und Spaß verstand und ausübte. Sein sehr gesunder Menschenverstand, die schnelle Beweglichkeit des Geistes waren ganz nach Hebbels Geschmack, zudem schloß sich Ruge leicht an, kam jedem mit herzlicher Zuneigung entgegen, so daß bald eine Vertraulichkeit eintrat. Das hat auch Hebbel erfahren; er wurde noch schneller als mit Oehlenschläger gut Freund mit Ruge, obwohl ihre Wege weit genug auseinander gingen. Sie stritten wacker, verfochten mit echt norddeutscher Beharrlichkeit ihre Mei-

Digitized by Google

nungen und verkehrten darum nicht ungern miteinander. Hebbel wollte von den sozialistischen Utopien des Hegelianers nichts wissen und hatte keinen Respekt vor seiner Philosophie, besonders vor seinen Begriffen von der Kunst; auch waren ihre Kreise zu sehr verschieden. Ruge wollte in Paris alle möglichen Menschen und die bewegenden Geisteskräfte kennen lernen, um seinen neuen journalistischen Plan zu fördern; darin konnte Hebbel ihm natürlich nicht folgen. Zudem war Ruges ganze Lebensführung — er hatte Frau und Kinder mit sich — anders als die Hebbels, der jede nicht unumgängliche Ausgabe scheute und sich Vorwürfe machte, wenn ein Ausflug etwas kostete. Ruge war um elf Jahre älter als Hebbel, trotzdem nannten sie sich bald Freunde, aber zu den „Deutsch-französischen Jahrbüchern", die so rasch eingehen sollten, wurde Hebbel nicht als Mitarbeiter herangezogen, stand er doch der ganzen Tendenz fern und aller politischen Poesie feindlich gegenüber, was gleich beim ersten Zusammentreffen gründlich zur Sprache kam. Aber mit Interesse las Hebbel das erste Heft, das ihn durch Hinweis auf die Malthussche Theorie über die Richtigkeit seiner sozialen Schlußfolgerungen aufklärte; ohne etwas wie Malthus zu wissen, hatte er sich dessen Theorie für die Tragödie „Zu irgend einer Zeit" als Motiv notiert. Man mißversteht Hebbel aber vollständig, wenn man glaubt, daß er die Belohnung für Kindermord als Mittel gegen die Übervölkerung, die Beschränkung der Geburten durch die Strafe, Kindermord oder Selbstmord, dadurch guthieß; er folgerte nur ein solches Gesetz aus den Utopien der Kommunisten und sah darin eine Form der Tragik für die Zukunft, ebenso wie in der Aufhebung jedes geistigen Eigentums oder in der zu erwartenden „Gehirnsteuer". Gerade gegen Ruge entwickelte er das Unmögliche des kommunistischen Staates und trennte sich

Digitized by Google

scharf von seiner Partei, wie er zu keiner paßte; seine Selbständigkeit verbot ihm, etwas gutzuheißen, was er nicht für gut hielt, das aber muß ein Parteimann mitunter im Interesse der gemeinsamen „Sache" tun können. Als Campe sich mit Gutzkow über den Telegraphen zerwarf und Schirges provisorisch die Leitung des Blattes übertrug, aber an Hebbel als Redakteur dachte, da redete Heine lebhaft zu; Hebbel überlegte jedoch so: wenn er das Blatt übernehme, dann würden die Freunde von ihm bona fide Eintreten für sie verlangen, „Niemand bilde sich ein, auch auf dem Schlachtfelde im Hoheprieſter-Kleide wandeln zu können!" Als Beispiel nannte er Heine, der ihm über die Angriffe des „Telegraphen" geklagt hatte, dann aber Oehlenschläger. Dieser warf in einem seiner Briefe an Hebbel den Gedanken hin, seine Werke würden sich in Deutschland schon einbürgern, „wenn einmal ein genialer Kunstrichter eine Abhandlung" über sie schriebe. Der Wink war deutlich und Hebbel verstand ihn auch, aber bei aller Hochschätzung, ja Liebe für den edlen Freund wäre es ihm unmöglich gewesen, den Wunsch zu erfüllen. Wir erkennen darin den hohen sittlichen Ernst und den tiefen Respekt Hebbels vor allem, was mit der Kunst zusammenhängt. Oehlenschläger wurde verstimmt durch Hebbels Stillschweigen über den schüchtern vorgebrachten Wunsch, eine gewisse Erkältung fühlte Hebbel aus den späteren Briefen, aber trotzdem er wußte, wie wichtig ihm Oehlenschlägers Wohlmeinung jetzt und in der Zukunft sei, zu einem sacrificium intellectus war er unfähig. Gerade damals machte Oehlenschläger wieder eine Reise nach Deutschland, die ihm Ehren in Fülle brachte, der Zeitpunkt wäre daher sehr günstig gewesen und hätte selbst einige stärkere Worte des Lobs entschuldigt, aber in wichtigen Dingen gab es für Hebbel keine praktischen Rücksichten, sondern nur den streng ethischen

Digitized by Google

Standpunkt. Oehlenschläger kam auch nach Paris, so daß Hebbel seine Abreise deshalb etwas aufschob; ihr Verkehr war der alte, doch etwas frappierte Hebbel, die immer wiederkehrende Frage, wann er abreise. Hebbel führte Ruge zu ihm, und Ruge schildert den ersten Besuch ausführlich. Sie trafen einen Mitarbeiter an den Hallischen Jahrbüchern, Dr. Ehrenbaum aus Stuttgart, bei ihm, und bald befanden sich der deutsch-nordische Romantiker und der große Gegner der Romantik in einem so lebhaften Streit über Goethe, daß beide dachten, sie hätten „eine gesellschaftliche Ungeschicklichkeit" begangen, und sich deshalb bei Hebbel entschuldigten.

Das Scheiden von der ihm liebgewordenen Stadt fiel diesem nicht leicht, aber er mußte fort, wenn er nicht den Zweck seines Reisestipendiums verfehlen sollte. Die Fülle der Eindrücke, die ihm Paris bot, schien ihm nicht nur die Tiefe der Welt, sondern sein eigenes Wesen zu besserer Erkenntnis gebracht zu haben. Er hatte Kopenhagen, die Hauptstadt eines kleinen Landes, gesehen, nun war ihm Paris, die Hauptstadt eines großen, vertraut geworden, und mit Trauer gedachte er des zerrissenen Deutschlands, dem ein solches Zentrum fehlte. Wie weit hätten wir's gebracht, wenn wir, unsere Privathändel vertagend, zu gemeinsamer Arbeit uns zusammengetan und einen Ausdruck unserer Geschichte, unseres Entwickelungsprozesses in einer Metropole gefunden hätten! Er war nicht blind für die Fehler Frankreichs und die Vorzüge der Heimat, aber im Geiste verglich er: Neid und Kummer waren das Resultat. Den eigenen Kreis im größeren Kreise und diesen in einem noch größeren zu sehen, das lernte er in Paris, das galt ihm aber als Weg zur wahren Bildung. Manches Traurige mußte er hier erleben, doch auch viel Gutes; an kleinen Abenteuern hatte es nicht gefehlt, die einem Leser von Eugène Sues „Mystères

Digitized by Google

de Paris“ wohl geheime Schauer einjagen konnten, wenigstens einen aufopfernden Freund hatte er gefunden, ein großes Werk vollendet, seine Studien zum Abschluß gebracht, die Klärung seiner Verhältnisse vorbereitet, so konnte er als Summa Summarum aussprechen: „In Paris ist es mir wohl ergangen; die Hiobsposten aus Deutschland ausgenommen.“ Aber Rom, Italien stand ihm in Aussicht, es bedünkte ihn wie ein Traum: „Zweiundzwanzig Jahre auf einem Fleck in Dithmarschen und jetzt doch im Begriff, nach Rom zu gehen!“ Bamberg geleitete ihn auf die Messagerie, da er seinen Plan einer Fußwanderung durch Frankreich aufgegeben hatte, und um fünf Uhr Nachmittag, Donnerstag den 26. September 1844 entführte ihn der Postwagen der Stadt, die ihm als immerwährender Mittelpunkt aller seiner Wünsche erschien.

Auf dem Wege über Chalons, Lyon und Avignon bemerkte Hebbel die Anzeichen einer sich ändernden Vegetation, und das steigerte sich, je weiter der Weg nach Süden ging; er sah Bäume und Gesträuche, die er nicht kannte, mit dem Gefühl, in einer anderen Welt zu sein. In Marseille bestieg er das Schiff „Elba“, um nach Italien zu gelangen. Wie er auf Deck so auf und nieder wandelte, hatte er das Gefühl, den höchsten Augenblick seines Lebens zu genießen; das war Dienstag den 1. Oktober. An Korsika und Elba vorbei kam er nach Civitavecchia, und Donnerstag den 3. Oktober 1844, abends zwischen acht und neun Uhr, brachte ihn die Diligence nach Rom, den Scherbenberg der Welt.

Digitized by Google

7

Italien

Lange mache ich's nicht mehr, wenn's so fort geht.

Fast hätte sich die Situation von Heidelberg und Paris wiederholt, doch war Hebbel gewitzigt und ließ sich durch den ersten Eindruck nicht verstimmen; dem regenreichen Sommer war nämlich ein gleicher Herbst gefolgt und entzog ihm das Himmelsblau, das ihn so entzückte. „Der Regen, der regnete jeglichen Tag", aber auch sonst war alles grau für den nordischen Fremdling. Wieder befand er sich in einem fremden Lande, dessen Sprache ihm fast gar nicht geläufig war, wieder galt es, mit möglichst wenig Geld auszukommen, wieder fühlte er sich verlassen, und nun umbrauste ihn nicht wie in Paris das Fluten der Weltstadt, schwieg ihm noch vollständig der Zauber Roms, nicht einmal an das Historische vermochte er anzuknüpfen, denn er sah Trümmer, wo seine Phantasie die frühere Herrlichkeit erwartet hatte, sah Stätten und Plätze, die er nicht beleben konnte, sah Fremdartiges, zu dem er kein Verhältnis gewann. Zudem traf Arnold Ruges Warnung besser als die Elisens ein, er solle sich nicht vor der Eifersucht der römischen Männer, aber vor der Tücke des römischen Klimas hüten. Auch ihn befiel sehr bald das Fieber, ein gastrisches, das ihm, wie bei Rousseau, als Vorbote des Typhus erschien und an die letzte Behausung an

Digitized by Google

der Pyramide des Ceſtius gemahnte. In ſein geräumiges, gut möbliertes Zimmer ſchien kein Sonnenſtrahl, ſie lag in der ſchmalen Viale Vicolo della Frezza, am Corſo bei der Porta del Popolo allerdings, aber auf der Schattenſeite, und bald mußte ſich Hebbel ſagen laſſen: „Sie wohnen beim Tode zur Miete“, oder das italieniſche Sprichwort anhören: „Wohin die Sonne nicht kommt, dahin kommt der Arzt!“ Er dachte nur an die zwei bis drei Scudi Erſparnis, ſchüttelte den Kopf und blieb, wenn er auch mitunter im Zorn und Fieberſchauer nach der einfältigen Magd den Dolch warf. Sich im Himmel zu fühlen hatte er wirklich keine Urſache.

Empfehlungsbriefe für Rom brachte er mit, an den Maler Widmer, der aber zufällig nach Genua gereiſt war, mit ſeiner Frau, einer Stockwälſchen, konnte ſich Hebbel nur durch das Wörterbuch unterhalten. Campes Freund, Maler Wigand, nahm ihn gut auf, er wie ſeine Frau gefielen Hebbel. Zufällig kam er bei ihnen mit dem Landsmann Louis Gurlitt zuſammen, der, am 8. März 1812 zu Altona geboren, bereits weite Reiſen gemacht, in Kopenhagen und München gelebt hatte und als Landſchaftsmaler einen geſunden Realismus im Gegenſatz zur Romantik vertrat; er ward ſehr raſch Hebbels Freund. Andere Deutſche traf Hebbel im altberühmten Cafe del Greco; im Geſpräch mit einem öſterreichiſchen Maler trat er einmal bald nach ſeiner Ankunft ins Cafe delle belli Arti und zog durch eine lebendige Schilderung der Peterskirche die Aufmerkſamkeit eines Tiſchnachbars auf ſich; dieſer, ein wohlhabender Mühlenbeſitzer aus Bielitz-Biala, miſchte ſich allmählich in die Unterhaltung, die ihn ſehr intereſſierte, machte Bemerkungen, durch die Hebbel ſich angeregt fühlte, ſo daß er dem Unbekannten, obwohl er nur ſeinen Vornamen Roberto verſtanden hatte, einen hohen Grad von Achtung ſchenkte, indem er ihm die „Maria

Digitized by Google

Magdalene" zu lesen gab. Robert Kolbenheyer, so hieß der Österreicher, ward aufs tiefste gepackt und schloß sich dem Dichter nun innig an, begleitete ihn, wie Bamberg in Paris, bei Geschäftsgängen und Atelierbesuchen und wurde sein Freund. Bei einem solchen Atelierbesuch lernte Hebbel den Wiener Maler Karl Rahl kennen, dessen Wesen so viel Verwandtschaft mit dem seinen hatte, daß ihre Verbindung sich fast mit Notwendigkeit ergab. Rahl, nicht viel älter als Hebbel, geboren am 13. August 1812, ihm ähnlich im Charakter, in der ernsten Auffassung der Kunst, im Haß des Schlendrians, originell und etwas rauh als Persönlichkeit, voll Ideen, lebhaft im Gespräch, angefeindet, zurückgesetzt, aber unerschütterlich sein Ziel im Auge behaltend, „durch Niedrigkeit, Unbehagen und Kummer nicht gebändigt, nicht aus dem Wege gerückt, nicht abgestumpft", war so recht der Mann für Hebbel und blieb mit ihm dann auch in Wien befreundet.

An geistreichem Umgang litt Hebbel auch sonst nicht Mangel, und darin unterschied sich Rom von Paris, daß die Bekannten dem Fremden zu Gesellschaft verhalfen. Gurlitt führte ihn bei dem dänischen Stiftsamtmann Tychsen ein, wo er dann manchen Abend verbrachte, lud ihn zum Weihnachtsfest der Dänen und Holsteiner als seinen Gast und verschaffte ihm so eines der angenehmsten, künstlerisch verschönten Feste, wahrscheinlich in jener Trattoria auf Ripa grande, die F. Catels Bild verewigt hat. Durch Gurlitt kam er zu August Riedel, in dessen Atelier er nicht nur die berühmte „Sakontala", sondern auch eines der schönsten Mädchen von Rom, die vielumschwärmte, sprachengewandte Gagiati sah; sie scheint Gefallen an dem nordischen Barbarossa mit dem langen Bart und den wallenden Haaren gefunden zu haben und erwies sich ihm freundlich, so daß Elise eifersüchtig stichelte; aber seine Toilette hielt ihn davon ab,

Digitized by Google

sich im gastfreundlichen Hause ihrer Mutter einführen zu lassen. Sonntag abends war er zuweilen bei dem Hannoveraner Heinrich Kümmel, dem Schüler Thorwaldsens, auch der Oldenburger Ernst Willers, der stille, nach der großen Kunst strebende Landschaftsmaler, scheint ihm vertrauter geworden zu sein, als der wortkarge, sich schwer erschließende Mann sonst mit Fremden wurde. Der Maler Hauser, der freilich bald nach Paris abreiste, ein kleines schwächliches Männchen, geleitete Hebbel bei einigen Kirchenbesuchen, malte auch sein Porträt. Der Dichter war so rings von Kunst umgeben, stärker als jemals in seinem Leben, er sah Werke der bildenden Künste, vergangener wie gegenwärtiger Zeit, konnte bei seinem hochgradigen Mitteilungsbedürfnisse die verschiedensten Themen durchsprechen, sogar mit Cornelius, zu dem er sich in München vergebens Zutritt gewünscht hatte. Nur fehlte ihm, wie er sich selbst gestehen mußte, das kunsthistorische Interesse vollständig; die großen Schöpfungen besonders der Plastik vermochte er sich anzueignen, die Vorstufen aber stießen ihn ab; selbst Michel Angelos Jüngstes Gericht verschloß sich ihm durch den Gegenstand, war ja schon in seiner Jugend der Gedanke an die ineinandergewachsenen Körper ein Anlaß des Grauens und Schreckens gewesen. Im Vatikan stand ihm der Apollo von Belvedere zuhöchst, beim Laokoon überwand er diesmal sogar die Scheu vor den Schlangen; aber als Gipfelpunkt erschien ihm die Juno in der Villa Ludovisi, zu der er, vom Geschick besonders begünstigt, zweimal Zutritt erhielt. In der Architektur blieb ihm alles Antiquarische verschlossen, weil er die Anschauung durch seine Phantasie nicht zu ersetzen vermochte, dafür überwältigte ihn die Peterskirche, die er auch bestieg. Mehr aber als von der Kunst war er von den Aussichten auf Rom und Umgebung entzückt und schlürfte die Luft wie neuen Odem ein; überall

Digitized by Google

Veilchen und Rosen, sogar am Lorbeer Blüten, Gärten ringsum mit Citronen- und Orangenbäumen, im Hintergrund die feinen Linien der Albanerberge und darüber ein Himmel mit einem Blau, wie es ihm niemals möglich geschienen hatte, so daß er unwillkürlich in ein Jubellied ausbrach und zu einer selbsterfundenen Melodie sang: „Sah ich je ein Blau, wie droben! . ."

Um ihn herum Schönheit, wohin er blickte: Schönheit in Kunst und Natur, Schönheit in Gestalten und Formen, Schönheit vereint mit dem Charakteristischen, Schönheit, hervorgebracht von Männern, die ihm ähnlich waren in Prinzipien, Anschauungen und Bestrebungen; er selbst aber konnte vorerst gar nichts schaffen, denn er war ernstlich krank, das Fieber verließ ihn immer nur auf kurze Zeit, der Magen litt infolge der fortwährenden Entbehrungen und wurde für Jahre hinaus geschwächt, schließlich stellte sich noch eine Drüsengeschwulst ein; Hebbel kam so herunter, daß er sich kaum schleppen konnte. Seine Garderobe zu ergänzen, erlaubte die schmale Kasse nicht, so daß ihm Gurlitt sogar mit einem Rock aushalf; auch der Besuch der Galerien mußte wegen der Trinkgelder aufs äußerste eingeschränkt werden, genossen hat Hebbel hauptsächlich, was sich umsonst bot. Dabei keine Hoffnung auf eine bessere Zukunft; in Kopenhagen war man verstimmt, weil Campe die „Maria Magdalene" vor dem Eintreffen der Widmungsannahme durch den König ausgegeben hatte, so daß sich Hebbel rechtfertigen und entschuldigen mußte; Oehlenschläger war fern und trat nicht wie früher für den Schützling ein, trotzdem mußte dieser um eine neue Verleihung des Stipendiums einkommen, weil er sonst nichts zu leben hatte; lange blieb der Entscheid aus, Ende April 1845 traf er ein: statt des Stipendiums war ihm nur eine Unterstützung von 200 Rth. (100 Speziestalern) zur Heimreise bewilligt

Digitized by Google

worden, die er als Almosen zurückweisen wollte, wie einst in München die Sendung der Gräfin Rhedern, schließlich aber notgedrungen annahm. Gurlitt hatte ihm schon in der allerfeinsten Form 100 Scudi vorgestreckt, da Elise von Hamburg um Geld schrieb.

Elises Benehmen veränderte sich mehr und mehr und reizte Hebbel zu immer heftigeren Anklagen. „Seit ich auf der Reise bin, hast Du mir Nichts als Unannehmlichkeiten zu melden gehabt," schreibt er ihr einmal unwillig; ihr Verständnis für den fernen Freund reichte nicht mehr hin, ihr Takt verließ sie, ihre Sorge um den Verlust des Geliebten äußerte sich allzu deutlich, stets wiederholte sie dasselbe Verlangen: Anstreben einer Professur oder eines Redakteurpostens und Heirat, obwohl sich Hebbel oft genug über die Unmöglichkeit ausgesprochen hatte; sie fand den Ton nicht mehr, wenn sie an ihn schrieb, so daß ihm nun ihre Briefe nur Ärger, keine Freude bereiteten. Überall gab sie sich als Frau Doktor Hebbel aus, sogar an Konferenzrat Dankwart in Kopenhagen schrieb sie ohne Wissen Hebbels als seine Braut; während er in Rom darbte, nicht zu Mittag aß und sich dabei körperlich ruinierte, führte sie ihre besondere Haushaltung auf seine Kosten, hielt sich eine Magd und beneidete dann Hebbel noch um alle seine Genüsse, stichelte über seine Damenbekanntschaft, war, um Hebbels Wort zu brauchen, nicht mehr wieder zu erkennen. Darin täuschte sich Hebbel allerdings, es waren ihm nämlich seit seiner Abreise die Augen aufgegangen, er begann, Elise zu sehen, wie sie eigentlich war, nicht wie er sie zu einem Bilde gestaltet hatte. Hebbel ward sich auch nur allmählich klar, daß er nicht mehr der alte sei; unvermerkt waren seine Bedürfnisse, Ansprüche, Forderungen gestiegen, nicht so sehr die physischen, aber die höheren. Ihn graute vor der Rückkehr nach Deutschland, weil an der Schwelle des Vaterlandes die

Digitized by Google

Entſcheidung über die ganze Zukunft zu ſtehen ſchien; er erkannte plötzlich mit Schrecken, daß er aus einem Tragödien-Dichter ein Tragödien-Held geworden ſei, was uns heutigen Beobachtern ſchon viel früher klar vor Augen lag. Die zwei Menſchen wurden durch einen Zufall zuſammengeführt, durch die Verhältniſſe näher gerückt, durch die Leidenſchaft miteinander verknüpft, ohne daß ſie es recht wußten, in Schuld verwickelt, die nun, aus der Vergangenheit in die Zukunft drohend, ihr Opfer forderte. Die Verbindung war von allem Anfang an unſittlich, weil unwahr, wenn auch menſchlich vollſtändig zu begreifen. Das Weib hatte ſich hingegeben mit ihrem ganzen Sein, ihrer ganzen Perſönlichkeit, trotzdem ſie nicht einen Augenblick im Zweifel gelaſſen wurde, daß ihr der Mann den vollen Erſatz ſchuldig bleiben *mußte*, weil er zwar ihre Seele zu lieben glaubte, ihren Körper aber nur mit in den Kauf nahm. Der Mann war einer ſchweren Täuſchung erlegen, denn er hatte von München aus am 23. Dezember 1836 geſchrieben: „Das zwiſchen uns beſtehende Verhältnis iſt auf einen ſittlichen Felſen, auf gegenſeitige Achtung gegründet; trat ein Sinnenrauſch dazwiſchen, ſo wollen wir das nicht bedauern, denn es war natürlich, ja bei der Lage der Dinge unvermeidlich, aber nicht weniger wollen wir's bedauern, daß er vorüber iſt"; er hatte Liebe hingenommen mit allen ihren Folgen und Rechten, ohne ſie zu erwidern, hatte ſich nicht mit der Freundſchaft begnügt, ſondern war der Gatte des Weſens geworden, das ihn keineswegs vollſtändig feſſelte; ein bürgerlicher Ehebund hätte freilich nach außen den Schleier über dieſe Unſittlichkeit gebreitet, aber nichts von dem Unrecht, der Schuld zu tilgen vermocht. Der Gegenſatz beſtand von jeher, nun trat er immer ſchneidender hervor, weil zur äußeren Entfernung die innere Entfremdung ſich deutlich geſellte und in den notwendigen Folgen vernichtend

Digitized by Google

auftrat. Die Phantasie hatte bei Hebbel in diesem Verhältnis eine große Rolle gespielt und die Seele des Mädchens verschönt; die Phantasie zerstörte nun dieses Verhältnis. Hebbel hatte in Italien schauen gelernt, sein bereits durch den Kopenhagner und den Pariser Aufenthalt geweckte Gefühl für die Schönheit war gesteigert worden, so daß er nicht von der Kunst allein außer dem Bedeutenden das Schöne verlangte, sondern auch den Satz aussprach: „Sterbe, was nicht schön ist! sagt Victor Hugo, und auch Shakespeare meint: Schönheit ist Tugend!" Elise war nicht schön, nahezu vierzig Jahre alt, ihr Bild stach darum gewiß in der Erinnerung von dem ab, was der Schönheit suchende Hebbel verlangte; ihre Seele jedoch zeigte sich in ihren Briefen so, daß sie Hebbels Phantasie nicht mehr verklären konnte. Das Resultat war ein Wirrsal, aus dem eine Rettung nicht möglich schien; das Nervenfieber, ein Gehirnschlag war seine Hoffnung, nur von dem Letzten sprach er noch nicht wieder, wie einst in München, vom Selbstmord, denn jetzt sah er allenthalben die Wirkung dessen, was er als Dichter geleistet hatte, und das hielt ihn noch aufrecht. Auch stieg ihm die Idee auf, Elisens und seine Qualen in einer Tragödie „Giulietta" zu bewältigen, da der „Moloch" sich verkrochen hatte. Zum Arbeiten kam er aber nicht. Nur lyrische Gedichte lösten sich von seiner Seele, ihr erstes und ihr letztes Wort heißt: Schönheit! Nichts von der „Hypochondrie", die Elise bei ihm zu entdecken glaubte, nichts von den Leiden, die ihm das Dasein verbitterten, nichts von den Sorgen um Gegenwart und Zukunft steht darin, nur die Freude, die Ergriffenheit, die guten Vorsätze finden einen Ausdruck in Sonetten, Distichen und einigen Liedern als Dankesopfer für die römische Herrlichkeit, als Versuch, ihr mit den Mitteln der Sprache nachzueifern. Ihn beschäftigte damals das

Digitized by Google

Problem der Sprache, er sucht, nun der Wohlklang des Italienischen in sein Ohr fällt, die Aufgaben des deutschen Dichters zu erforschen und zeigt dabei denselben Prozeß, der für seinen italienischen Aufenthalt überhaupt bezeichnend ist: Schönheit, aber in den einzig möglichen Grenzen; die deutsche Sprache kann niemals zu einer klingenden gemacht werden, weil die Mehrzahl ihrer Wörter unmusikalisch ist, trotzdem läßt sich vermeiden, was direkt häßlich wäre, um so die Schönheit mit dem Charakteristischen zu vereinen. „Wirf weg, damit Du nicht verlierst!" Das wollte Hebbel damals mit seinem Gedicht „Das Opfer des Frühlings" erreichen und war nicht wenig stolz über das Gelingen, später hob Mörike ganz besonders den tadellosen Fluß der Verse hervor; doch auch die Idee ist von rührender Wirkung: die Schönheit, die plötzlich an das Ende denkt und erschauernd einen Teil ihrer Pracht als Opfer darbringt. Ein Naturmoment, zart beobachtet und klar charakterisiert, wird in nahezu untadeliger Form, wohllautend und doch nicht spielerisch, dargestellt, ein Zustand in Handlung verwandelt, ein Bild zu tiefinnerlichem Leben erweckt. Ähnlich sind ein paar kleinere Gedichte. Die elegischen Epigramme halten Motive aus Rom fest, die Sonette bildende Kunst und Kunstauffassung, doch findet sich auch eines, das uns wie eine Verklärung Elisens anmutet: „Die Verschmähte".

Merkwürdig muß der Kontrast zwischen diesem inneren und dem äußeren Leben Hebbels den Freunden erschienen sein. Sie wußten, was an ihm war, auch die ankommenden Deutschen, darunter Theodor Mommsen, bezeugten, daß er in der Heimat zu wirken begonnen habe, die eintreffenden Zeitschriften sprachen mit steigender Anerkennung von ihm. Dabei litt er Not; mühsam lockte Gurlitt ihn aus seinem mörderischen Zimmer in ein besseres Quartier. Am

Digitized by Google

Karneval beteiligte sich Hebbel, soweit das nichts kostete, ebenso betrachtete er die verschiedenen kirchlichen Festlichkeiten mit wechselndem Eindruck. Gurlitt und Kolbenheyer nahmen ihn zu einem mehrtägigen Ausflug nach Frascati mit, beim Künstlerfest Cervaro beteiligte er sich mit einem scherzhaften Gedicht, das Rosenheft in Genzano entzückte ihn durch die Fülle der Blumen und die Volkstypen. Der Sommer freilich wurde nachgerade so heiß, daß alles Rom verließ, auch Gurlitt wollte nicht bleiben und redete Hebbel so lange zu, bis dieser sich entschloß, am 16. Juni 1845 nach Neapel zu reisen.

Die Fahrt mit dem Vetturin in Gesellschaft Kolbenheyers und einer römischen Familie hat Hebbel eingehend beschrieben, auch in ein paar Epigrammen gezeichnet. Die Natur interessierte ihn mehr, als die archäologisch wichtigen Trümmerstätten; am 19. abends fuhren sie in Neapel ein und nahmen in der Strada Lucia Quartier, von dem sie einen wunderbaren Blick auf den Golf und den gerade sehr tätigen Vesuv genossen. Kolbenheyer kehrte bald zurück nach Rom, weil er in die Heimat wollte, Hebbel war wieder vom Fieber befallen und suchte nun eine billigere Wohnung in der Locanda la bella Venezia. Von Gurlitt an den Maler Götzloff, Platens Freund, empfohlen, dessen Frau sehr schön sang, verbrachte er mit dem Ehepaar und ihren Kindern manchen angenehmen Abend, besonders in der Villa Reale bei den Militärmusikern. Er besuchte Pompeji, das ihn vollständig enttäuschte, da er nicht eine unterirdische, bei Fackellicht zu besehende, sondern im Sonnenschein liegende Stadt fand. Hermann Hettner, den er in Rom nur gesehen hatte, schloß sich ihm an und war ihm eine sehr willkommene Gesellschaft, da er sogar die erste Aufführung der „Judith" in Berlin gesehen und seine Schriften mit Entzücken gelesen hatte. Durch Adolf Stahr, der in Neapel eintraf, wurde das

Digitized by Google

Verhältnis leider gestört. Auch ein junger Däne, Dr. Ussing, verkehrte mit ihm und Hettner; am 19. Juli bestiegen sie gemeinsam den Vesuv. Mit Theodor Mommsen machte Hebbel zu Boot einen Ausflug nach Bajae. Hebbel war so elend, daß er trotz der hohen Kosten Seebäder nahm, sonst kargte er wieder aufs äußerste, blieb in seiner schwülen Stadtwohnung, als Hettner nach Sorrent zog, wo Hebbel an seiner „Giulietta" hatte dichten wollen. Neapel aber erwies sich teurer, als er erwartet hatte, darum mußten solche Pläne fallen gelassen werden. Mit seiner Wohnung versöhnten ihn nur schöne Mädchen, von denen besonders zwei, Angiolina und Emilia von Messina, die Töchter des dortigen Gouverneurs, durch ihre Schönheit und ihr Geplauder ein Labsal für ihn waren; an dieses Schwesternpaar sind seine „Stanzen" gerichtet. Wieder umgab ihn Schönheit, und wieder kam von Hamburg die Forderung der Ehe, da rief er wohl: „Heiraten sollen ohne zu lieben: Dummheiten auf vernünftige Weise begehen sollen!" da schrieb er Elise: „Ohne Geld, ohne Sicherheit für die Zukunft geht das nun und nimmermehr", und später, er dürfe sich nicht in eine Lebensform hineinzwängen, für die er nicht passe. Hettner wunderte sich, daß Hebbel gerade in dem sonnigen Neapel den düsteren „Moloch" auszugestalten begann, aber er ahnte nicht, wieviel Düsteres in Hebbel lag und wie er von seinem Inneren angetrieben wurde. Der erste Akt dieses großartigen Werkes entstand in Neapel; finster, lichtlos und ernst stand ja Deutschland vor Hebbels Seele, während Italien ihm als das Land der erfüllten Sehnsucht erschien. Wie sein Körper nun unter den vielen Übeln sich zusammenbog, die sich in ihm angesammelt hatten und nach einem Ausweg strebten, so mußte alle Qual, alles Düstere zuerst aus seiner Psyche heraus, ehe sein neues Ideal, die Schönheit, auch seine größeren Werke zu

Digitized by Google

erfüllen vermochte. Die lyrischen Ausstrahlungen waren schon ganz von dem Ideal erfüllt, dem „Gipfel der Gestaltung" strebte Hebbel zu, während rings alles um ihn zu brechen schien. Was sollte werden in der Zukunft? Die Schulden waren ins Ungeheuerliche gewachsen, Honorar oder Tantième, wenn auch in Gotha eine Aufführung der „Maria Magdalene" gewagt wurde, Unterstützung oder Hilfe ließ sich nicht erwarten, auf eine feste Lebensstellung konnte nicht gerechnet werden, die Entscheidung wegen Elises drohte, sogar äußerlich sah man ihm schon seinen Mangel an: seine Kleidung entsprach nicht mehr den bescheidensten Anforderungen, sein Frack war für Adolf Stahr noch lang ein Gegenstand des Spottes, einen Oberrock nannte er nicht mehr sein eigen, wie ein Bettler erschien er sich. Kein neues Werk wollte sich gestalten, der „Diamant" erregte sogar bei Hettner Kopfschütteln, Campe schwieg, ein anderer Verleger, Kies in Hannover, wollte von seinen „Novellen" nichts wissen, um Kindheit, Jugend und Jünglingszeit fühlte er sich betrogen, sollte nun der Mann feierlichst den Vertrag mit dem Elend abschließen und besiegeln? Am liebsten wäre er ganz in Italien geblieben, aber wovon leben? Er mußte zurück!

Wie ein Gruß aus der Jugendzeit berührte ihn das Zusammentreffen mit Mittermaier aus Heidelberg und Thiersch aus München, die ein Gelehrtenkongreß nach Neapel gebracht hatte; soweit seine Kleider dies gestatteten, nahm er teil an den Festlichkeiten, auf die Reise nach Sizilien mußte er verzichten, denn für den Preis, zehn Speziestaler, bekam man in Deutschland einen Rock! Schwer wurde von Neapel, von den süßen Kindern aus Messina der Abschied, als er am 8. Oktober 1845 früh um fünf Uhr bei heftigem Regen nordwärts fuhr, um noch einmal für kurze Zeit in Rom Station zu machen. Wieder

Digitized by Google

half Gurlitt mit einer Summe von hundert Scudi aus, und so verließ Hebbel am 29. Oktober, krank und elend, mit dem Vetturino Rom, um auf dem billigsten Weg über Ancona, Triest, Graz nach Wien zu gehen und sich dort kurz aufzuhalten. Die Kälte, an die er nicht gedacht hatte, verursachte ihm einen neuen Fieberanfall, doch nahmen sich seiner die Reisegefährten, Professor Foitzik und Graf J., beides Polen, freundlichst an, selbst noch in Wien, wo er am 4. November um 6 Uhr früh ankam und bei einer Witwe Prokop Wohnung fand. Ein flüchtiger Aufenthalt war sein Plan, fürs Leben ist er in Wien geblieben.

Digitized by Google

Digitized by Google

Viertes Buch

Mannesjahre

Fromm verlangt ihr mich, Götter?
So macht mich glücklich!

Digitized by Google

Digitized by Google

8

Übergänge

Eine Situation, die, ein Resultat aller vorher gegangenen, das Dasein selbst mit seinem ganzen Gehalt ins Gedränge bringt.

Anfangs nahm in Wien die Öffentlichkeit keine Notiz von Hebbels Anwesenheit; er war nicht der Mann, für sich selbst die Trommel zu rühren, doch kannte man ihn schon in der Kaiserstadt. Johann Ludwig Deinhardstein hatte selbst in den von ihm geleiteten hochangesehenen „Wiener Jahrbüchern" auf Hebbels Dramen hingewiesen und darin von ihrer Brauchbarkeit für die Bühne gehandelt, was um so mehr ins Gewicht fiel, da er einige Zeit das Burgtheater als Vizedirektor geleitet hatte. Den ersten Besuch machte Hebbel daher bei dem „Regierungsrat", der auch als Zensor eine wichtige Persönlichkeit war. Hebbel fand die denkbar freundlichste Aufnahme, sogar die Hoffnung, daß seine Werke vielleicht in Wien aufs Theater kommen könnten. Deinhardsteins Aufforderung folgend besuchte er darum am nächsten Tage, 9. November 1845, den Intendanten Grafen Moritz Dietrichstein, der ihn freilich nicht einmal dem Namen nach kannte und durch den „roten Dichter" in der unmodischen Kleidung so erschreckt wurde, daß er den Befehl gab, ihn nicht mehr vorzulassen. Es schien also mit dem

Digitized by Google

Burgtheater nichts zu sein, was Hebbel umso mehr leid tun mußte, als er erstaunt war über die Kunstbildung der Schauspieler.

Noch besuchte er Grillparzer, dessen „Sappho" ihn jetzt trotz der „Ahnfrau" zu seinem Verehrer gemacht hatte. Wieder konnte er sich über den Empfang freuen und hörte, daß Halm und Zedlitz seine Bekanntschaft wünschten. So ging denn Hebbel zu Halm auf die Hofbibliothek und fand ihn wirklich vertraut mit seinem Schaffen, sogar mit seinen theoretischen Arbeiten, lernte durch ihn auch Ferdinand Wolf kennen, der ihm ganz besonders gefiel; die Aussichten, aufs Burgtheater zu kommen, verringerten sich freilich noch mehr. Dafür begann sich die produktive Stimmung des Winters zu regen und kam seiner „Julia" zugute, von der er sich wieder in Form und Gehalt etwas ganz Neues versprach, während der „Moloch" ruhte. Am 23. November erschien in Frankls „Sonntagsblättern" die erste Hebbel betreffende Notiz, und von da an steigerte sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Dichter „aus dem Reich" zusehends, bald lief ein Wort in Wien um, Hebbel habe die Zensur gerühmt! Er tat es wirklich, aber in dem Sinne, daß die Dichter behaupten könnten, sie habe ihnen alles Shakespearische und Schillerische an ihren Gedanken abgeschnitten und sei daher das größte Glück für sie. Die originelle Persönlichkeit Hebbels imponierte trotz seiner fremdartigen holsteinischen Aussprache, die er nie ganz ablegte, man war geschmeichelt durch sein Erscheinen, denn Wien wurde damals nicht häufig von litterarischen Gästen aus Deutschland aufgesucht. Im „Leseverein", im Schriftstellerverein „Concordia" wurde Hebbel eingeführt und lernte rasch das künstlerische Wien kennen, Dichter und Schauspieler. Am Burgtheater besaßen Ludwig Löwe und Christine Enghaus schon lange die „Judith", die sie durch Töpfer

Digitized by Google

aus Hamburg erlangten, und brannten auf die Hauptrollen, Anschütz wieder sah im Meister Anton eine lockende Aufgabe; die Schritte, die sie schon vor Hebbels Ankunft unternahmen, um die Aufführung zu ermöglichen, waren wegen der religiösen Titel Schwierigkeiten beim Intendanten begegnet, sie ließen sich jedoch nicht abschrecken und baten Otto Prechtler, die „Judith" fürs Theater einzurichten. Prechtler wagte dies aber nicht; den Vertreter eines schwächlichen Epigonentums, einer wohltemperierten Durchschnittsdramatik mochte Scheu vor dem Riesen packen. Nun stellte er sich ihm in der „Concordia" vor und brachte ihn zu Demoiselle Enghaus.

„Eine hohe, kräftige Mannesgestalt mit einem Albrecht-Dürer-Kopf und echt germanischem blonden Haar," hager, mit bleicher Leidensmiene, und ein schönes, vollerblühtes Mädchen, mit „stolzer Figur, italienischem Feuerauge, mit dem ganzen Adel seelenvoller Plastik" standen sich der Dichter und die Hofburgschauspielerin gegenüber, ähnlich in ernster Auffassung der Kunst, in leidenschaftlichem Temperament, im Schicksal, beide verkannt und in der Entfaltung ihrer inneren Kraft durch die Umstände gehemmt, beide Naturen aus dem Vollen. Christine Enghausen war am 9. Februar 1817 in Braunschweig geboren und hatte eine harte Jugend durchgemacht. Ihre Mutter war allein mit den Kindern zurückgeblieben und mußte sich mühsam durchbringen, Christine trug etwas zum Unterhalt bei, da sie seit ihrem siebenten Jahr für eineinhalb Taler monatlich im Kinderballet und später in kleinen Rollen auftrat. Der damalige Braunschweiger Theaterdichter und Sekretär Dr. K. Köchy nahm sich ihrer an und studierte mit ihr ein paar Rollen, da sie Talent und künstlerische Mittel vereinigte; ihm dankte sie die Möglichkeit, am 31. Oktober 1833 in Bremen als Jungfrau von Orleans auftreten zu können und ein Engage-

Digitized by Google

ment zu erhalten. Amalia Haizinger sah sie und empfahl sie dem Hamburger Direktor Schmidt, der an ihr einen Liebling des Publikums gewann und sie ungern ziehen ließ, als sie im Jahre 1840 ans Burgtheater engagiert wurde. Jung, schön, feurig, mit einem vollen, mächtig dröhnenden Organ ausgestattet, von vollendetem Ebenmaß und klassischer Plastik in ihren Stellungen und Bewegungen, dazu die dichterischen Gestalten mit eigenem Herzblut tränkend, war sie die echte Heroine, mußte jedoch am Burgtheater hinter Julie Rettich zurückstehen und sich mit den Rollen der tragischen Alten begnügen oder an unbedeutende Stücke ihre Kraft verschwenden. Der Eindruck von Hebbels Dichtung war mächtig gewesen, seine Persönlichkeit erfüllte sie mit grenzenlosem Mitleid, denn sie durchschaute seine Lage; er kam übrigens, um zugleich Abschied zu nehmen, denn er stand unmittelbar vor der Abreise. Alles zog die beiden Künstlernaturen zueinander, nur zu einem flüchtigen Händedruck schienen sie zusammengeführt zu sein.

Hebbel war schon im Begriffe, nach Berlin zu reisen, da erfuhr er durch einen Bekannten, daß zwei polnische Edelleute nach ihm suchten, weil sie durch Hebbels Reisegefährten, den Grafen J., zu seinen glühenden Verehrern geworden waren. Ein Rendezvous, ein rauschender Abend war die Folge. Wilhelm und Julius Zerboni di Sposetti nahmen sich seiner nun mit einer fast wilden Leidenschaft an, wie denn überhaupt die Jugend als Parteigängerin Hebbels hervortrat. Ihr Wortführer in der Öffentlichkeit war Sigmund Engländer, der in Vogls „Österreichischem Morgenblatt" eine durchaus selbständige, keineswegs verhimmelnde Charakteristik entwarf und trotz berechtigter Einwendungen zu dem Schluß kam, Hebbel sei „das bedeutendste dramatische Talent der Gegenwart". Was er an ihm, wie an Grabbe oder Büchner vermißte,

Digitized by Google

war neben der strotzenden Kraft die Schönheit, so daß Hebbel einem solchen Verehrer die Kompetenz zusprechen und Verkehr mit ihm suchen mußte. Schon die Fortsetzung von Engländers Aufsatz ist eine Spiegelung tiefsinniger Gespräche mit Hebbel und der Anfang einer Freundschaft, die bis in die Wirren des Jahres 1848 reichte und sich dann nach Jahren noch einmal herzlich wieder auftat. Ohne daß es Hebbel merkte, schlug er immer fester Wurzel in der Phäakenstadt.

Der Weihnachtsabend 1845 brachte die vorläufige Entscheidung, denn er bewirkte eine märchenhafte Metamorphose: das Bettlergewand legte der Dichter ab, einen Modeanzug legte er am nächsten Morgen an und damit war er ein anderer Mensch. Vergebens mahnte, quälte und lockte die Hamburger Freundin: er blieb in Wien, erschien wieder bei Christine, über die Elise vieles Abfällige geschrieben hatte, sprach sich mit dem hartgeprüften Mädchen aus, legte ihr offen seine Verhältnisse dar und erfuhr gleiches Vertrauen; beide konnten verzeihen, denn sie verstanden einander; schwarze Augen schauten in blaue hinein, wie blitzende Sterne in einen blauen See, und der reine Grund der Seelen ließ sich erblicken. Bald waren beide mit sich einig, den Bund fürs Leben zu schließen. Mochten die Fernstehenden spotten, wie es noch 1878 Karl Gutzkow tat, mochten sie das Vorgehen nicht enträtseln können, Hebbel und Christine fühlten, daß sie zusammengehörten, und folgten dem Grundsatz: „Wirf weg, damit Du nicht verlierst!" Die Brautzeit harmonierte nur zu gut mit Hebbels bisherigem Leben: nicht ein Wonnerausch, aus glänzendem Becher geschlürft, ward ihm geboten, sondern ein herber Trank, der bis auf die Hefe ging, denn er stand nun zwischen zwei Frauen, wie eine Figur der Tragödie, nur war er kein Weislingen, kein Ferdinand, sondern ein Mann, der sich genau Rechen-

Digitized by Google

schaft zu geben suchte über das Mögliche und das Notwendige. Zu Christine zog ihn eine tiefe Liebe; Schönheit, Geist, hohe Künstlerschaft streckten ihm die Arme entgegen, und es fehlte nicht an der unerläßlichen Grundlage einer Ehe, an einem gesicherten Einkommen. Schon aus Rom hatte Hebbel an Elise geschrieben: „eine Ehe, die kein reelles Fundament in einem Vermögen hat, das die Existenz sichert, ist ein Sprung in den Abgrund"; nicht aus gemeiner Berechnung, sondern aus klarer Einsicht war das Wort gesprochen, er kannte seinen eigenen Wert, das ansehnliche dichterische Kapital, das in ihm noch lag, er kannte jedoch ebenso genau seine Grenzen: seine Unfähigkeit zur Lohnschriftstellerei, zu einer lukrativen Tätigkeit; er durfte hoffen, ja nach den sich häufenden Anzeichen mit Sicherheit darauf rechnen, durch seine poetischen Arbeiten künftig auch etwas erwerben zu können, aber vorher durfte er nicht verhungern. Liebe und Überlegung sprachen für den Bund mit Christine, dagegen allerdings die Verpflichtung, die ihm das Verhältnis mit Elise auferlegte. Hebbel stand also vor der Entscheidung, wie weit er durch den jahrelangen Bund mit Elise gefesselt sei? Wir wissen, daß er sie niemals im Zweifel über seine wahren Gefühle ließ, ihr niemals eine Liebe vorspiegelte, die er nicht hegte, von einer Heirat nur im ersten Schmerz über den Tod seines Söhnchens sprach, aber sofort die Bedenken vorbrachte und dann immer energischer seiner Ehescheu Ausdruck lieh. Elise stand damals im 43., Hebbel im 34. und Christine im 29. Lebensjahre. Stets hatte Elise betont, daß Hebbel frei sei, daß sie ihm nicht in den Weg treten würde, wenn er einmal sein Glück machen könne, und er hatte sich über diesen Beweis hoher Sittlichkeit Gurlitt wie Bamberg gegenüber immer bewundernd ausgesprochen und an die Wahrheit dieser Versicherungen geglaubt. Nun sie freilich vor die

Digitized by Google

Probe gestellt war, änderte sich ihr Verhalten, was uns gar nicht in Erstaunen versetzt; sie liebte Hebbel wirklich; sie fühlte sich zu ihm gehörig, sein Kind, das er gar nicht kannte, wuchs neben ihr heran, ihre Lage war traurig, durch Schulden gequält; deshalb klammerte sie sich an den Freund. Hebbel aber mußte sich sagen, daß auch für sie die Ehe mit ihm keine Rettung bedeute, sie hätten höchstens miteinander verhungern oder sterben können, wenn sie sogar das Geld für die Hochzeit leihen sollten. Wohl konnte Hebbel jedoch hoffen, für Elise und seinen Sohn zu sorgen, wenn er Christine heiratete. Für ihn selbst stand mehr auf dem Spiel. Schon am 6. Dezember 1845 schrieb er an Elise: „das mußt Du doch fühlen, daß die Verhältnisse von ehemals jetzt unmöglich sind, und daß mein Leben entweder einen höheren Schwung oder — ein Ende nehmen muß," und Christine sagte er offen, wenn er nach Hamburg zurückkehre, bleibe ihm nur die Pistole! So lagen die Verhältnisse, die Entscheidung erheischte Opfer von Elise wie von Hebbel und nicht minder von Christine, brachte jedoch für alle drei eine Lösung. Durfte, ja mußte nicht Hebbel in dieser Situation das tun, was mit seiner Liebe stimmte, was er allein als richtig erkannte und was mit einem Schlag alle Verworrenheit klärte? Die Briefe, in denen Hebbel Elise die Notwendigkeit des Schrittes auseinandersetzte, hat Bamberg vernichtet, wir können daher nur aus dem Jahresrückblick von 1846 auf ihren Inhalt schließen und aus einem Brief an Bamberg, während ein paar Worte Elises uns den Ton ihrer Briefe erraten lassen: „er entwürdigt das tiefste, heiligste Gefühl in mir und wirft mir mein Herz mit Hohn und Spott zu Füßen einer Schauspielerin". Hebbel meinte: „eine spätere Zeit, wenn sie sich überhaupt mit mir beschäftigt, wird meine endliche Entscheidung zu würdigen wissen", und sagt, er habe Elise verehrt, ja angebetet, ohne

Digitized by Google

sie zu lieben, Christine verehre er, wie er Elise verehrte, und liebe sie, wie er noch niemals liebte. Jedes Opfer dürfe man bringen, nur nicht das eines ganzen Lebens, wenn dies Leben einen Zweck hat außer dem, zu Ende geführt zu werden. Man hat Hebbel wegen dieser Entscheidung mit Steinen beworfen und seinen sittlichen Charakter verunglimpft, aber dabei nicht bedacht, daß seine Schuld mehr ein Verhängnis war, weil er mit Elise zusammengeführt wurde ohne die wahrhaft menschlichen Voraussetzungen, und daß er sich den Folgen entzog, um wenigstens äußerlich seine Schuld sühnen zu können. Wäre vielleicht ein Selbstmord sittlicher gewesen? Sein Leben liegt offen vor uns, wie ein aufgeschlagenes Buch, in alle Ritzen können wir blicken, wie selten bei einem Menschen; haben wir das Recht, ein damnatus esto auszusprechen? Wir dürften es nicht einmal dann, wenn die zunächst Beteiligten unter der Lösung zusammengebrochen wären, viel weniger jetzt, da wir sehen, wie versöhnend und sühnend der Ausgang war, wie selbst Elise durch Christinens himmlische Güte zur Ruhe geführt wurde und an Karl Hebbel, dem Sohne der „Schauspielerin", später Mutterstelle vertrat. Ist es nicht die Pflicht jedes Menschen, die in ihm ruhenden Kräfte zu entfalten auf die Gefahr hin, dadurch in tragische Konflikte zu geraten? Steht nicht über dem Einzelnen das höhere Ganze, an dem mitzuwirken er berufen ward? Danken wir nicht dem Negativen, das man als Böses ansehen muß, ein Positives, die Entwicklung eines Dichters zu jenem Punkte, der uns die reine Schönheit als bleibenden Gewinn eintrug? Wer darf da nörgeln und rechten, wer muß sich nicht beugen vor einer Macht, die wir ahnen, auch wenn wir sie nicht durchschauen? Am 26. Mai 1846 wurde Christine Enghaus Hebbels Frau, Wilhelm Zerboni, Otto Prechtler mit Frau und Franz X. Fritsch (Franz

Digitized by Google

von Braunau) waren anwesend, in Baron Hügels Penzinger Garten vereinigten sich die Hochzeitsgäste. Hebbel blieb in Wien.

Nur langsam konnten die Wellen verebben, die als Springflut über sein Leben gegangen waren, wie er noch Jahre hindurch an den physischen Folgen seiner harten Leidenszeit zu tragen hatte. Es fehlte auch nicht an Reibungen, denn Hebbels Leidenschaft, sein aufbrausendes Naturell, seine Furcht vor der Armut — „wer Knecht des Geldes gewesen ist, wird selten Herr desselben" — brachten vorübergehend Verstimmung, Zwist mit Christinens Familie, Aufregungen, die aber bald durch die echte Weiblichkeit der Frau verschwanden. Sie erkannte, daß Hebbel selbst sofort sein Unrecht einsah, wenn man ihn zur Besinnung kommen ließ, und fand, liebend, wie geliebt, den richtigen Takt; so daß der Ehefeind, der Hebbel so lange gewesen war, rasch ein Verteidiger der Ehe wurde und an der Seite seiner schönen, angebeteten Frau das reinste menschliche Glück erlebte, wie schuf, nicht ein Traumglück, vielmehr eines, das die Dissonanz in sich aufnahm und alles Widerspenstige zu bewältigen wußte. Die nächsten Jahre ergaben für Hebbel Gesundung, dann aber auch die Blütezeit. Sein Weg war so lange durch Nebel und Wolken hindurchgegangen und hatte ihn so sehr in ein Wirrsal verstrickt, daß der Übergang nicht plötzlich eintreten konnte.

Auch nicht auf dem Gebiete der Poesie; zwar erwachte während des italienischen Aufenthaltes die Sehnsucht nach Schönheit in ihm, diese mußte aber erst errungen werden. Zuerst galt es, mit den Resten der Vergangenheit aufzuräumen, seine Werke brachen ja mit eruptiver Gewalt aus seinem Innern, er befreite sich von ihnen. Das geschah nun zunächst auch mit zwei Stoffen, die beide nach Italien verweisen, aber nicht den blauen Himmel, sondern die

Digitized by Google

traurigen sozialen Verhältnisse widerspiegeln und ihre Kritik enthalten. Noch tiefer als vordem kam in ihnen „Bedenkliches und Bedenklichstes" zur Darstellung und verzerrte das Bild des Dichters nach ihrem Erscheinen von neuem. Erst im September 1846 begann er einen Stoff zu bewältigen, den ihm und Hettner ein aus Sizilien zurückgekehrter deutscher Kaufmann im „Café di Europa" zu Neapel erzählt hatte; die Grippe verhinderte die Vollendung des tollen Stückes „Ein Trauerspiel in Sizilien", so daß er es für verloren hielt. Dafür rückte die „Julia" rasch ihrem Abschluß nahe, und zahlreiche Pläne zeugten für das mächtig sprudelnde und drängende geistige Leben in ihm. Die Kur, der er sich im Juli bei einem Badeaufenthalt in Ofen unterzogen hatte, begann ihre Früchte zu tragen, es ist ein Quellen und Schwellen wie im Frühling: die Selbstbiographie wird angefangen, Kleineres wie die Kritik des Meyerschen Buches über Friedrich Ludwig Schröder, die Betrachtung über Gleichnisse, über den Dialog im Tagebuch konzipiert, die Novellen Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd, Pauls merkwürdigste Nacht druckfertig gemacht, und dramatische Stoffe wenigstens innerlich erwogen, so Sophonisbe, Die Langeweile, Swedenborg, eine Posse „Die verkehrte Welt", Herodes, endlich eine neue Novelle, die später zum Epos „Mutter und Kind" ausreifte. Alles das gehört in das letzte Drittel des Jahres 1846, das auch noch Studien und ausgedehnter Lektüre gewidmet war. „Kraft ist alles!" Hebbel merkte selbst, daß sich ein Neues in ihm zu regen anhob, wenn es auch noch nicht durchbrach.

Das innere Glück, die geordneten Verhältnisse, das Aufatmen nach jahrelanger Pein erfüllten sein Gemüt mit einer Ruhe, die auch seiner Poesie zugute kommen mußte. Nicht wie einst in Hamburg blickte er in die Zukunft, die einen weiteren Ring seines Daseins ansetzen

Digitized by Google

sollte, da Christine der Entbindung entgegensah; das zu erwartende Kind brauchte sich nicht heimlich in die Welt zu stehlen und vor ihren Lästerern zu zittern, es versetzte die Eltern nicht in Schande und Sorge, sondern konnte reine Freude bereiten. Am 27. Dezember 1846 gebar Christine einen Sohn, ein Sonntagskind Ariel. Mit Erstaunen merkte Hebbel, daß er für dieses Kind ganz anders empfinde, als für Max und Ernst, weil er die Mutter liebte.

Kurze Zeit nach diesem glücklichen Ereignisse, am 9. Januar 1847, schloß er das „Trauerspiel in Sizilien", das er, einer Anregung Bambergs folgend, später als Tragikomödie bezeichnete. Das ist nun ganz ein Übergangsprodukt, wie schon der Name besagt. Nicht mehr Tragödie und noch nicht Komödie, bleibt es in der Mitte von beiden stecken, um die Wirkung beider zu vereinen und zu — verfehlen: „man mögte vor Grausen erstarren, doch die Lachmuskeln zucken zugleich; man mögte sich durch ein Gelächter von dem ganzen unheimlichen Eindruck befreien, doch ein Frösteln beschleicht uns wieder, ehe uns das gelingt." Der Einfall ist genial und brillant, nur kam er nicht voll zur Entfaltung. „Fiat justitia et pereat mundus", so sollte ein in Kopenhagen geplantes Stück heißen und die menschliche mit der ewigen Gerechtigkeit im Kontrast darstellen. Für diesen Plan bot das sizilianische Ereignis nun den Stoff. Die Idee war also das Wesen der Gerechtigkeit, aber die Dialektik wurde in die Idee selbst verlegt; die Gerechtigkeit muß durch Menschen ausgeübt werden, die nicht frei von Irrtum sind, so daß die Idee in ihrer Erscheinung ihren Grundcharakter nicht immer zu bewahren vermag. Dadurch ergibt sich ein Gegensatz, unter dem wir Menschen leiden können. Eine zeitlich begrenzte Form der Gerechtigkeit ist der Polizeistaat, den Hebbel in Italien am extremsten aus-

Digitized by Google

gebildet sah; dieser bedarf seiner Werkzeuge; wie nun, wenn sie sich „umbiegen" und, statt die Gerechtigkeit zu schützen, aus egoistischen Gründen sie unterdrücken? Im Kopenhagner Plan ein Irrtum, jetzt ein notwendiger Ausfluß der menschlichen Schwäche, der Egoismus. Schon daraus folgt ein wichtiger und tragischer Gegensatz, der vollauf zur Darstellung berechtigt. Dabei blieb Hebbel leider nicht stehen, sondern zog noch einen weiteren Gegensatz mit herein, den zwischen Armut und Reichtum; es tritt demnach ein doppelter Dualismus auf, den wir uns aus den süditalienischen Eindrücken ganz gut erklären können, aber in dem kurzen Drama störend empfinden. Der Vertreter der irdischen Gerechtigkeit ist zugleich der erbarmungslose Besitzende, dem gegenüber die Enterbten wieder in zwei Gruppen zerfallen, in die Armen, deren sich die „Gerechtigkeit" als ihrer Werkzeuge bedient, und in die Unterdrückten, die ihr hilflos ausgesetzt sind. Den Besitz schlechthin als Genuß stellt Gregorio dar; er hat sich so lange gemüht, daß ihm schließlich nichts mehr übrig blieb vom Leben, als das Bewußtsein dessen, was er verlor, und die Macht, durch die er es hätte erlangen können. Das ist die Ironie des menschlichen Daseins, daß man sich aufs Leben vorbereitet, ohne es zu genießen; darum die Schlußworte Gregorios: „Wie gählings kommt der Tod!" Anselmo dagegen genießt das Leben auf seine Weise, indem er die Mittel nicht beachtet und dadurch in die Sklaverei des Besitzenden gerät, der ihm nun seine Bedingungen grausam vorschreibt. Die beiden Landsoldaten, der zynische, aufschneiderische Schurke Ambrosio und der beschränkte Bartolino, werden durch ihr Streben nach Genuß zu Verbrechern, obwohl sie berufen sind, die Gerechtigkeit zu schützen, während der Obstdieb die Entdeckung der Verbrecher herbeiführt. Dieser Witz der Wirklichkeit führt die irdische Gerechtigkeit glänzend

Digitized by Google

ad absurdum, und seine Darstellung müßte die köstlichste komische Wirkung hervorrufen, wenn es sich nur nicht um den Mord einer Unschuldigen handelte, die zugrunde geht, weil ein paar Lumpe von Landsoldaten Geld für einen Abendtrunk brauchen. Das Schicksal der Unglücklichen gestaltet sich andrerseits wieder so, daß eine tragische Rührung nicht aufkommt; sie fällt, weil ihr Bräutigam wenige Minuten zu spät am Kreuz eintrifft, wo sie sich ein Rendezvous gaben. Sebastiano fühlt sich deshalb schuldig; statt, wie es Menschenpflicht ist, das zu tun, was er für das Richtige hält, läßt er sich durch Rücksichten auf die Grillen seines gichtischen Herrn aufhalten und kommt zu spät. Darum gerät er in jenen Zustand, den Hebbel den fürchterlichsten nannte, daß ihm der Tod natürlich und das Leben ein Wunder erscheint. Angiolina, der Hebbel den Namen der angeschwärmten Sizilianerin aus Messina gab, steht „wie der Mensch im Paradiese zwischen den wilden Tieren" da, als Preis des Kampfes unter den widerstreitenden Kräften, als beklagenswertes Opfer des Polizeistaates, der an allem Schuld trägt, weil er seine Werkzeuge nicht gewissenhaft auswählt. Der Ton des Ganzen entspricht der Komödie und erfreut uns im ersten Teil des Stückes wirklich, der Stoff grenzt an die Tragödie, doch geraten nicht gleichberechtigte Faktoren in Konflikt, sondern zufällige Interessen. Der Dualismus erscheint stärker als sonst bei Hebbel, in der Form der Zeitlichkeit, wodurch das Stück das Bezwingende, das selbst Schreckliches Verklärende verlor. Das Individuelle wird durch das Typische erdrückt, ohne daß uns dafür die symbolische Bedeutung entschädigte. Das Werk verwirrt und bleibt trotz guter Einzelheiten ein Mißgriff Hebbels, so sehr es Kühne verteidigte.

Nicht viel anders steht es mit dem Trauerspiel „Julia", das am 23. Oktober 1847 vollendet wurde. In

Digitized by Google

anderem Sinn als die Tragikomödie ist es ein Übergangsprodukt, das erkannte der Dichter selbst; er lebte bereits in einer neuen geistigen Sphäre, als er es abschloß, das macht sich im Ausgang fühlbar. Als einen zweiten Teil der „Maria Magdalene" dachte Hebbel dieses Stück, und die Ähnlichkeiten sind nicht zu verkennen; wieder ein Mädchen, das sich Mutter fühlt, wieder zwischen zwei Männern stehend, wieder ein starrer Vater, dessen Liebe sich zur Härte wandelt, wieder die Frage, ob ein Mann über den Fall eines Mädchens hinwegkommen kann, wieder eine Folge der Verhältnisse im Leben der Menschen. Trotzdem vieles verschieden. Dort die Gebundenheit des norddeutschen Bürgerhauses, die eine freie Entwicklung der Individuen hindert, hier die Ungebundenheit der italienischen Gesellschaft, die zur Selbsthilfe greifen muß, weil der Staat versagt, damit aber wieder eine neue Gebundenheit der Individuen verknüpft. Dort die engste Welt, in der ein rachgieriger Gerichtsdiener schon zum Verhängnis werden kann, hier die maßlose Entfaltung des Individuums und als Hintergrund das mächtige Brigantentum. Dort das Zusammenbrechen eines Zustandes, hier der Versuch, einen neuen zu schaffen.

Das Stück ist in vielfacher Hinsicht eine der genialsten Erfindungen Hebbels und enthält Szenen voll des packendsten dramatischen Lebens, hinreißend und überwältigend, und doch versagt es als Ganzes. Die analytische Technik, die wieder gewählt ist, ließ sich darin nicht durchführen ohne stets erneute lange Beichten, die zu kleinen Novellen anwachsen und den Gang aufhalten, so geschickt sie gegeben werden und so notwendig sie für die Charakteristik sind. Die Personen vereinigen Individualität und Typus, nur gehören sie einer historisch eng begrenzten, für uns heute vielleicht noch nicht genügend durchschaubaren Zeit an und erschließen sich uns darum nicht vollständig in

Digitized by Google

ihrer symbolischen Bedeutung; das Kulturhistorische wiegt vor, wie Otto Ludwig richtig erkannte. Wir erhalten mehr die Konsequenzen ihres Wesens, die Auseinanderfaltung ihres Innern beim Zusammentreffen, als ihr Werden oder eine dramatisch starke Entwickelung. Das Problem zeigt eine Feinheit, wie sie nur in einer Novelle zur vollen Geltung gekommen wäre, unter dem abgekürzten Verfahren des Dramas aber leidet. Das Stück wird auch durch die Überfülle des Stoffes geschädigt, dadurch, daß Hebbel wie in der Tragikomödie, zu viel auf einmal leisten wollte; die Idee der Reue, wie Karl Werner schon 1851 betonte, spielt allerdings eine große Rolle, aber nicht die ausschließliche. Hebbel rühmte seinem Drama nach, es bringe nicht nur Akt auf Akt, wie in seinen früheren Werken, sondern Szene nach Szene eine Katastrophe; das ist richtig, nur zerklittert es den Zusammenhang. Jede Figur führt ihr besonderes Leben und vertritt ein besonderes Problem, wenn auch die Absicht besteht, aus den Gestalten wie aus einem erleuchteten Alphabet den Gesamtspruch herausfackeln zu lassen: das Gesellschaftsgebäude ist morsch, es wankt, es muß stürzen, wenn nichts geschieht. Wenn wir uns der unmittelbar folgenden Revolution erinnern, dann müssen wir Hebbel in dieser Kritik, in diesem Aufzeigen einer drohenden Gefahr recht geben; und wenn wir die weitere Geschichte des Dramas besonders im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts überblicken, dann erkennen wir auch, wie „modern" die „Julia" ist. Alles das aber verleiht ihr nur historische Wichtigkeit und ändert nichts an dem ästhetischen Eindruck.

Eine Zeitkrankheit deckt Hebbel auf und weist in dem umbiegenden Schluß auf die mögliche Gesundung hin. Das mildert gewiß den Gesamteindruck, bringt aber nicht jene unerbittliche Konsequenz, die wir etwa in

Digitized by Google

„Maria Magdalene“ bewundern. Und darin erkennen wir den Übergang, von dem Hebbel selbst sprach, können sogar erraten, wie das Drama sich ursprünglich hätte gestalten sollen. Es findet sich nämlich folgende Notiz: „Manche Arten der Toleranz kann man nur auf die Gefahr hin ausüben, daß diejenigen, denen sie erwiesen werden, uns für ihresgleichen halten. Jene Idee, die ich schon in München hatte und die in der Julia nur halb verbraucht wurde: Einer heiratet ein Mädchen, das er beim Selbstmord überrascht, der treulos Geglaubte kehrt zurück, und nun redet sie sich nach und nach ein, die edle Tat ihres Mannes sei eine gemeine.“ Ich glaube, daß Hebbel zuerst den Selbstmord Bertrams wirklich als Abschluß bringen wollte, nicht die Zartheit, wie wir sie jetzt haben. Jetzt kommt eine vollständige Versöhnung zustande, weil sich alle, Bertram, Julia, Antonio, Tobaldi unter die Idee beugen, Tobaldi, der wieder erwachte Barbier Zitterlein, freilich nur so weit, wie Meister Anton. Hebbel war ein anderer geworden, da er das Stück zu Ende führte, das ersehen wir heute deutlich, während man zu jener Zeit nur das Tiefersinken bemerkte. Die bedeutsamste Figur des Dramas, der Graf Bertram, physisch zerrüttet, eine Ruine, aber der Rest einer glänzenden Erscheinung, ist ein Typus der vorachtundvierziger Periode, den in seinem Werden das Romanfragment „Ein Leiden unserer Zeit“ darstellt; Hebbel selbst hatte Stimmungen erlebt, in denen er sich beurteilte, wie Bertram, einen Weltschmerz empfand, nicht als Modesache, sondern aus einem von Grund auf verpfuschten Dasein heraus, darum schilderte er diesen Mann so klar, fand er den Weg zur Lösung seines Existenzproblems, das ihm auch in Engländer entgegentrat. In Julia flossen Elise, wie sie Hebbel sich konstruiert hatte, mit Christine zusammen, Eugenia in der „Schauspielerin“ wäre dann

Digitized by Google

die Krönung dieses Charakters geworden. Antonio, bei dem wir an den Viktorin der „Räuberbraut" und an Mirandola denken, soll den Typus des Menschen darstellen, der außerhalb der Gesellschaft als Sohn eines Räubers geboren und so schon von Anfang an einem anderen Gesetz unterworfen ist; in diesem Sinne plant er eine teuflische Rache an dem vermeintlichen Feinde seines Vaters, wird aber durch die Liebe gewandelt. Tobaldi, der alte Revolutionär, ein Idealist mit allen schmerzlichen Folgen dieser Weltanschauung für sich selbst, der in seiner Tochter das Ideal eines Lebens einsargt, und Alberto, der sich für Tobaldi opfert, bilden den Gegensatz zu Anselmo und Bartolino in der Tragikomödie. Die Charakterzeichnung wird mehr durch Selbstschilderung, als durch Handlung gegeben, weil die Situation als die Hauptsache behandelt werden sollte. So deutet die „Julia" zurück und voraus, schließt ab und beginnt, steht auf dem Wendepunkt in Hebbels Entwicklung und vermag daher nicht ganz zu befriedigen. Ein Zug weist besonders stark auf die Zukunft: Bertram behandelt sich selbst als Sache und opfert das Persönenrecht schon vor dem Tode; das kann man tun, um sich als Mensch zu vollenden, wie Judith, nicht aber erleiden, und diese Frage beschäftigte Hebbel in seinem nächsten Drama, das schon mit der „Julia" zugleich entstand. Darin steckt übrigens ein persönliches Moment; wollte nicht Elise mit ihrem Verlangen nach der Ehe von Hebbel, daß er sein individuelles Recht aufgebe und sich zur Sache herabsetze? Nach Hebbels Ansicht durfte das ein Mann nur leisten, wenn er „fertig" war, fertig in jeder Bedeutung des Wortes; er selbst fühlte sich aber weder vollendet, auf dem Höhepunkt angelangt, wie später sein Bramine, noch verbraucht, zum „Mist" für neues Leben herabgedrückt, wie Bertram, darum durfte er weigern, was Elise begehrte.

Digitized by Google

Wohl aber mußte er, wie Tobaldi, das Bild einsargen, das er ein volles Jahrzehnt von Elise im Herzen getragen hatte, weil es durch sie zerstört wurde. So steht auch dieses Drama in tiefer Beziehung zu seiner individuellen Lebensentwicklung, und nach dem Abschluß fühlte er sich von einer Last befreit, die er aus der Vergangenheit mitschleppte.

Auch in anderer Hinsicht bildete für ihn dieses Jahr einen gewissen Abschluß: der „Diamant", ein Stück seiner Werdezeit, erschien; sein väterlicher Freund Rousseau starb, sogar das Leben, das seit wenigen Wochen den jungen Haushalt verschönte, der kleine Emil, starb am 14. Februar 1847. Nicht mehr wahnsinnig leidenschaftlich, wie einst in Paris, sondern tief war diesmal Hebbels Schmerz, und ihm wie Christine half die Arbeit über das Schreckliche. Christine mußte bald wieder die Bühne betreten, Hebbel vollendete für Rötschers „Jahrbücher" manches und begann am 23. Februar die „Mariamne". Aus Hamburg kamen schlimme Nachrichten über Ernst, so daß Christine vorschlug, den Knaben nach Wien zu nehmen, ja als es immer schlechter ging, für den Fall eines traurigen Ausgangs Elise als Gast einzuladen. Mit dem ersten Exemplar des „Diamant" kam die Todeskunde, Ernst war am 12. Mai gestorben, und am 29. traf Elise in Wien ein. „Ruhe den Toten, Friede den Lebendigen!" hatte ihr Hebbel im letzten Briefe zugerufen, und so fand während der nächsten fünfviertel Jahre die lange Leidensperiode durch Christinens Engelsgüte versöhnenden Abschluß.

Noch mit anderen Resten der Vergangenheit räumte Hebbel auf: die Novellen, von denen einige bis in die erste Hamburger Zeit zurückreichten, und den „Schnock" veröffentlichte er in Zeitschriften und Almanachen, besonders in Engländers „Salon"; Kühnes „Europa" brachte den Anfang des „Moloch" und allerlei Prosa; Webers „No-

Digitized by Google

vellenzeitung" das „Trauerspiel in Sizilien", Rötschers „Jahrbücher" einige Tagebuchaufzeichnungen, und schließlich wurde im November mit dem Verlagsjahr 1848 das Bändchen „Neue Gedichte" ausgegeben. Darin faßte Hebbel zusammen, was sich bei ihm von 1843 bis 1847 lyrisch gestaltet hatte, und ergänzte so das Bild im ersten Gedichtband. Selbständig war seit der „Maria Magdalene" bis jetzt nichts erschienen als kurz vorher „Der Diamant".

Wenn man die Lyrik der neuen Sammlung mit den übrigen Produkten verglich, die Hebbel gleichzeitig dem Publikum vorlegte, dann konnte man an ihm irre werden, denn sie verriet ein neues Ideal. An der Spitze stehen „Liebeszauber" und „Das Opfer des Frühlings", dann folgen italienische Motive, Landschaftsstimmungen, so zart und lieblich, daß sie den Kultus der Schönheit, das Streben nach Harmonie als neues Glaubensbekenntnis verkündigen; selbst die düsteren Gedichte werden in diesem Zusammenhange verklärt, denn die Dissonanzen lösen sich auf, und durch die Disharmonie ergibt sich eine neue Schönheit. Hebbel hatte nichts an Kraft verloren, das bewies zum Beispiel die „Ballade", später „Der Haideknabe" betitelt, aber sie war gebändigt, fügte sich und erlangte dadurch edles Maß. Sonette und Epigramme hielten italienische Eindrücke fest, gaben Fragmente der Hebbelschen Weltanschauung und ließen gleichfalls ahnen, daß in den Worten: „Schönheit, wo ich dich erblicke, Huldige ich deinem Licht" eine Überzeugung ausgesprochen sei. Die Verse waren wohlklingend, frisch und etwas herb, wie perlender alter Wein, so daß man jetzt erst Hebbel als Lyriker wirklich zu schätzen begann.

Wie immer war in der Lyrik der Umschwung zuerst sichtbar geworden, der sich langsam vorbereitet hatte; die anderen Gattungen folgten allmählich nach und das Leben

Digitized by Google

bildete den Abschluß. Während seine damals vollendeten Dramen, ohne politisch zu sein, doch auf die sich vorbereitende Revolution hinwiesen, eröffnete seine Lyrik den Blick auf einen neuen besseren Zustand, auf die Gesundheit nach langer Krankheit. Bisher stand Hebbel unter einem starren Gesetz, dem er sich beugte, jetzt beginnt er dieses Gesetz statt in zackigen Gebilden hinzustellen, mit blühendem Leben zu umkleiden, ohne ihm etwas von seinem Ernste zu rauben; bisher stellte er einen „Totenkopf" auf den Tisch der Zecher, erschien er vor ihnen als der „Henker", jetzt suchte er mit zarterer Überredung das Notwendige nahezurücken. Unbewußt das Gesetz zu erfüllen erschien ihm nun als Ideal, und so steigt er dann aus den Tiefen der Tragikomödie und der „Julia" Schritt vor Schritt bis zu der Höhe des „Gyges" auf.

Der Kampf gegen das eigene leidenschaftliche Naturell, der ihm nicht leicht wurde, die Überwindung der widerstreitenden Kräfte gelang ihm in der Poesie allmählich, da sein Leben an der Seite Christinens alles Milde, Schöne und Gute seines Wesens hervorblühen ließ und die Ruhe des Daseins den Druck seiner Vergangenheit sanft von ihm nahm. Die Kindlichkeit des Genies, die unter einer Lavaschicht geschlummert hatte, brach durch, trieb anfangs nur lyrische Blüten, bekleidete dann aber seine ganze Dichtung mit einem Blumenzauber, der uns erfreut, indem er uns erhebt. Die Fesseln der Vergangenheit, einer freudlosen Kindheit, einer harten Jugend, einer qualvollen Reifezeit fielen ab, die Freiheit war gewonnen.

Im Sommer 1847 weilte er mit seiner Frau, die ein mehrtägiges Gastspiel absolvierte, in Graz, dann zum ersten Mal in Berlin, vollendete nach der Rückkehr die „Julia", schrieb die Novelle „Herr Haidvogel und seine Familie", ferner ein paar Besprechungen und wandte sich

Digitized by Google

dann wieder der „Mariamne“ zu. Erfreuliches boten einzelne Würdigungen seiner Werke, darunter ein anerkennendes Urteil Friedrich Vischers, das ihm besonders wohltat, auch die „reale Bühne“ begann sich um ihn zu kümmern, nachdem Heinrich Marr schon 1846 in Leipzig mit großem Erfolg die „Maria Magdalene“ dargestellt hatte. Am ersten Weihnachtstag, einem Sonnabend, schenkte Christine einem Mädchen das Leben, das am 12. Januar 1848 auf den Namen der Mutter getauft wurde, Adolf Kolatschek und Elise waren die Paten. Hoffnungsvoller schloß der Jahresrückblick am Silvesterabend 1847. Kurz darauf las er den Tod Christians VIII. von Dänemark in der Zeitung, auch dieser Faktor seiner Bildungsperiode war also geschieden und damit der letzte Rest eines inneren Zusammenhangs zwischen dem dänischen Untertan und seinem politischen Vaterland zertrennt. Nicht viel später brach in Frankreich die Februarrevolution aus und bewegte Hebbel aufs tiefste. „Man muß abmachen, was man kann,“ meinte er und tilgte sofort die Schuld bei Gurlitt, denn er sah folgenschwere Ereignisse für ganz Europa voraus. Schon erfüllten ihn die Anzeichen des Kommunismus in Frankreich mit Sorge, denn er hatte sie lange mit Ernst beobachtet; sogleich erkannte er die Aufgaben für Deutschland, das sich zusammennehmen müsse, um die ihm gebührende Stellung zu erringen.

Was vorauszusehen war, das trat wirklich ein: auch in Deutschland und Österreich brachen die unhaltbaren Zustände, morsch wie sie gewesen waren, unter dem Ansturm der Revolution zusammen. In Österreich hatte das Metternichsche System alle Keime der theresianischen und josephinischen Zeit zu zerstören gesucht und eine Bevormundung durchgeführt, die sich vernichtend auf alles geistige Leben legen wollte. Die Verlogenheit war allenthalben fühlbar, Schein herrschte, die Unzufriedenheit der

Digitized by Google

Geister gärte schon lange, nun erfaßte sie mit gewaltigem Sturm alle Gebildeten und riß die Menge mit sich fort. Die Ereignisse gehören der Geschichte an, nur der Anteil Hebbels bedarf einer kurzen Schilderung, alles Wichtige hat er selbst in den Berichten an die „Allgemeine Zeitung", im Tagebuch und in seinen Briefen festgehalten. Er war jung genug, um die Gefühle der Zeit teilen zu können, aber zu reif, um sich verwirren zu lassen. Auch verlieh ihm sein dramatisches Streben, überall die Gesetzmäßigkeit zu erfassen, einen Standpunkt, von dem aus er das Geschehende mit historischem Sinn überblicken konnte, ohne darin zu versinken. Unmöglich wäre es ihm gewesen, im Winkel sitzen zu bleiben, ebenso unmöglich aber, sich von den Extremen mitreißen zu lassen; jenes weil er, wie sein Tobaldi, nun er das Glück gefunden hatte, sich seiner durch den Kampf für die Allgemeinheit würdig erweisen mußte, dieses, weil er nicht im Zerstören, sondern im Aufbauen das Ziel der ganzen Bewegung sah. Charakteristisch erscheint der Titel, den eine von ihm damals geplante, oppositionelle Zeitung führen sollte, nämlich „Die Reform". Solang es sich um das Positive des Kampfes handelte, war Hebbel mit dabei, als sich die Negation regte, da stand er als Gegner auf. Darin zeigte sich nur das, was in seinem dramatischen Schaffen bisher den Augen der meisten Beurteiler entgangen war, darin offenbarte sich die „Idee", die ihn immer bewegt hatte: die Krankheit muß man erkennen, aber nur wegen der Gesundung, die man herbeiführen will.

Schon am 13. März war Hebbel mit dabei, an seiner Seite fiel das erste Opfer der Soldateska, ja das Gerücht nannte sogar ihn als dieses Opfer und verbreitete sich ins Ausland. Sein Name dürfte damals überhaupt erst in die große Menge gedrungen sein; überall, wo es sich um fruchtbare Arbeit unter Beteiligung der Schrift-

Digitized by Google

steller handelte, stand er an erster Stelle. Von der Nationalgarde war er als Nichtösterreicher ausgeschlossen, übrigens erschienen ihm die Sonder- und Standesgelüste bedenklich, die sich auch hier einstellten. Er drängte sich nicht vor, lehnte äußere Ehren, wie die Wahl zum Vizepräsidenten des Preßausschusses ab, wo es aber galt, nahm er auch die unangenehmen Aufgaben an, trat mit Energie für die deutsche Sache ein und Lästerern entgegen, unterzog sich den Unannehmlichkeiten einer Kandidatur für das Frankfurter Parlament, wobei er durch seinen Dialekt um den Erfolg kam, war bei der Neukonstituierung des Schriftstellervereins beteiligt, so daß er in den Ausschuß kam, und ließ sich dann in die Deputation zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung delegieren. Nach der Flucht des Kaisers und der daraus folgenden Verwirrung stimmte er den Versuchen zu, die unternommen wurden, um die Rückkehr des Hofes nach Wien zu betreiben: der Abfassung und Überreichung einer Petition, die ihn mit Saphir, Prechtler und Wildner von Maithstein nach Innsbruck führte. Hier ließ es Hebbel besonders beim Erzherzog Johann, aber auch beim Erzherzog Franz Karl nicht an Offenherzigkeit fehlen und sagte geradeaus, daß die Kamarilla nicht den Kaiser, sondern sich selbst schützen wolle, indem sie sich um ihn dränge. Nach oben wahrte er sich hier seine Unabhängigkeit, nach unten nicht minder, da er einen der demokratischen Wühler in Wien, Dr. Schütte, exemplarisch abkanzelte.

Hebbel sammelte während dieser ganzen Zeit Erfahrungen, denn er erlebte nun Probleme, die er bisher nur mit der Phantasie geschaut hatte, er war Zeuge eines bedeutsamen geschichtlichen Umschwungs, wie er ihn sonst nur in der Vergangenheit durch Vermittlung historischer Quellen zu erkennen Gelegenheit hatte. Er blieb nicht unbeteiligter ästhetischer Zuschauer, wahrte sich aber so viel

Digitized by Google

Freiheit, daß er hinter den Tatsachen das waltende Gesetz erfassen konnte. Es war ein Zustand sondergleichen: „Wer tritt denn hinein in ein Bild," hatte er einst gesungen, und nun gelang es ihm, das Erlebnis zugleich als Bild zu genießen. Das förderte seine Entwicklung nicht wenig und vollendete den Übergang. Vor allem sah er einen Mangel an Pietät; mit dem Bekämpfen des Falschen, Unechten schien ihm auch ein Wegwerfen jener Dinge verbunden, deren realer Wert allerdings nicht so groß ist wie ihr idealer. Seine Überzeugung war aber, daß damit ein wesentlicher Faktor, eine Grundbedingung der Existenz verloren gehe, wenn es nicht durch etwas anderes ersetzt werde. Man hatte ihn wegen seiner Dramen vielfach einen Revolutionär genannt, nun zeigte er sich als ein Konservativer im besten, edelsten Sinne des Wortes, der wohl ein Umbilden und Neuschaffen, nicht aber ein bloßes Abschaffen für wünschenswert hielt. Der Dichter der „Maria Magdalene" hatte freilich die furchtbaren Folgen einer übermäßigen Gebundenheit dargestellt, damit aber keineswegs der Ungebundenheit das Wort reden wollen; der Dichter der „Julia" kritisierte mit ungemeiner Schärfe die Schäden des Polizeistaates, ohne damit die Notwendigkeit eines festen staatlichen Bandes zu verwerfen. Die Mängel, nicht das Wesentliche der Institutionen bekämpfte er. Schon während des Frühjahrs ahnte er, was dann in den Oktobertagen so furchtbar zur Wirklichkeit werden sollte.

Die poetischen Ideen drängten sich damals bei ihm; nicht revolutionäre Lieder dichtete Hebbel, nur ein einziges politisches Gedicht „An Deutschland", dann ein sozialpolitisches „Die Erde und der Mensch", aber zu Dramen faßte er Pläne, so unmittelbar nach dem Sturze Metternichs zu einer Tragödie „Das erste Todesurteil", dann rückte „Zu irgend einer Zeit", die Tragödie der Zu-

Digitized by Google

kunft, wieder in den Vordergrund, er dachte an ein Luſtſpiel, das den ganzen modernen Staat umfaſſen und in einer weitverſchlungenen Fabel mit einem ſeiner Aufgabe nicht gewachſenen König und einem von der Welt vernichteten Dichter als Mittelpunkt das Unglück der Zeit darſtellen ſollte, endlich an ein Luſtſpiel: das Entſetzen aller Völker über das Erwachen Deutſchlands. „Wenn nur ein Andrer die Ideen für mich aufſchriebe!“ Die „Mariamne“ war das Werk, das als einzige Blüte ſich aus dem Chaos des Jahres 1848 erhob; während der Schreckenszeit im Oktober befreite ſie ihn von den Widerwärtigkeiten des Tages, am 14. November 1848 war ſie vollendet.

Die Revolution hatte für Hebbels engere Welt auch einen Umſchwung bedeutet: ſie eröffnete ihm das Burgtheater. Am 8. Mai wurde „Maria Magdalene“, unverkürzt und unverändert, mit Anſchütz als Meiſter Anton, Chriſtine als Klara, Fichtner als Karl und Löwe als Sekretär aufgeführt, und der Erfolg war glänzend, Hebbel mußte ſogar gegen ſeine Abſicht und Überzeugung vor dem Publikum erſcheinen. Von dem, was ſeinerzeit die Berliner Schauſpielerin Stich-Crelinger befürchtet hatte, traf nichts ein, die Prüderie nahm keinen Anſtoß an der Situation der Heldin, ſchien ſich ſogar in die Tragik der Notwendigkeit erſchüttert hineinzufinden. Selbſt die Preſſe, die ſich über die Zuläſſigkeit der Vorausſetzung erregt hatte, betonte, „daß es eine Reinheit und Keuſchheit der Seele gibt, welche weit über die Verirrungen des Augenblicks erhaben iſt“, und hob hervor, man könne umſoweniger Anſtoß nehmen, als im tragiſchen Ausgang alle Schuld reichlich geſühnt werde. Nicht Hebbel, ſondern die Kritik habe die Verwirrung angerichtet. Der Erfolg beſtimmte Holbein, auch die „Julia“ für das Burgtheater anzunehmen, worin ihm Küſtner für Berlin folgte. Am

Digitized by Google

1. Februar 1849 kam die „Judith" aufs Burgtheater und bot Löwe und Christine Gelegenheit zu wahren Glanzleistungen, die ihre Anziehungskraft lange behielten. Hieronymus Lorm vermißte bei Löwe nur den verachtenden Hohn, „den die unbeschränkte Macht und die Erbärmlichkeit der ihn umgebenden Menschen seinem Wesen aufgedrückt hat", für Frau Hebbel dagegen hatte er ausschließlich Bewunderung: „Der stolze Gang, die edlen Züge, die wunderbare Macht der Stimme, alles vereinigt sich, um ein schönes Bild zu geben . . . von der ersten glühenden Erzählung der Brautnacht bis zum letzten Schrei des Herzens ist alles vollendet." Das fanden auch andere, die Maler Amerling, Schilcher, Herle, wie Hammer-Purgstall, Bauernfeld und das ganze Publikum. Übelwollende Kritiker sagten dann hämisch, nur Löwes Leistung habe das Stück gehalten, während sogar die „Allgemeine Zeitung" gerade die Gattin des Dichters als die vorzüglichste Gestalt bezeichnet und H. Lorm ausdrücklich bemerkt hatte: „Das ist der Einfluß eines bedeutenden Werkes auf die Schauspieler, daß sie sich gewöhnen, die Wahrheit zu begreifen." Hebbel war den meisten unbequem.

Manches hatte sich auch in seiner nächsten Umgebung geändert. Am 27. August 1848 war Elise nach Hamburg zurückgekehrt und hatte Christinens Sohn Karl mitgenommen; die Versöhnte blickte nun auf das Paar mit neidloser Freundschaft und fühlte sich besonders der einst so sehr gehaßten Rivalin auf das innigste verbunden. Das Verhältnis zu Engländer hatten die Stürme der Revolution zerstört, denn der begabte junge Mann war durch ein offenes Urteil Hebbels über seinen Roman „Der Egoist" um allen Halt gekommen, fühlte sich zur Produktion nicht mehr berechtigt und stürzte sich deshalb als wildester Radikaler in die aufrührerische Bewegung.

Digitized by Google

„Was wollen Sie," sagte er bei zufälligem Begegnen zu Hebbel, „Ihr Element ist die Luft mit Sonne, Mond und Sternen; das meinige der Sumpf mit Kröten, Fröschen, Schlangen und Molchen!" Er mußte dann von Wien flüchten, als die Reaktion eintrat; Hebbel besuchte den Verfehmten noch einmal und betrauerte seinen Verlust lobhaft, fand auch vorerst niemanden, der sich ihm so treu angeschlossen hätte. Näher traten ihm u. a. der künstlerisch feinfühlige Physiologe Ernst Brücke, der geistvolle Mediziner Romeo Seligmann, der begabte Journalist Hieronymus Lorm, Rudolf Eitelberger, der energisch schaffende Kunsthistoriker, der originelle Arbeitsminister Ernst von Schwarzer, Ottilie von Goethe, Maler Dittenberger, Redakteur Dr. Schmidl. Die Sicherheit in seinem Wesen hatte Hebbel erreicht, nichts vermochte ihn darin zu erschüttern; der Erfolge freute er sich natürlich, wie jeder Dichter, ertrug aber ebenso ruhig abfällige Rezensionen, an die man ihn längst gewöhnt hatte, wie er sich ruhig die Theaterbearbeitung der „Judith" oder die ebenso witzige als boshafte Parodie durch den genialen Zyniker Johann Nestroy gefallen ließ, war diese Verzerrung doch nur ein Beweis, wie tief das Stück selbst gewirkt hatte, und wußte Hebbel, daß der Scherz die Probe für die Stichhaltigkeit des Ernstes sei: „was den Scherz nicht vertragen kann, steht auf schwachen Füßen". Er war in sich gefestigt, und das sollte bald auch in seinem Schaffen sichtbar werden.

Bei einer Besprechung von Massingers „Ludovico", den Deinhardstein nach der Bearbeitung des Grafen Baudissin auf die Bühne brachte, kennzeichnete Hebbel mit souveräner Sicherheit die Aufgabe, die zu lösen gewesen wäre, denn er kannte den zugrunde liegenden Stoff. Es war nicht die Genovevasage, wie der Kritiker in der „Ostdeutschen Post" vermutete, so daß es ihn zur For-

Digitized by Google

derung veranlaßte, man möge doch lieber das Stück von Hebbel, als dieses Machwerk aufführen, sondern die Anekdote des Josephus Flavius über Herodes und Mariamne, aber losgelöst von ihrem historischen Hintergrund und deshalb um ihre Bedeutung gebracht. Schon im Dezember 1846 war diese Anekdote, die zwei Jahre vorher Friedrich Rückert in zwei Stücken breit, aber rein historisch, nicht dramatisch behandelt hatte, Hebbel als Tragödienstoff aufgegangen, doch fügte er sofort hinzu: „natürlich das ganze Leben des Herodes umfassend". Sie erschien ihm geeigneter, als der Kopenhagner Plan zum Struensee, das Problem des absoluten Königtums mit seinem Konflikt zwischen menschlicher Macht und menschlicher Schwäche darzustellen. Anfangs glaubte er wohl, hier habe die Geschichte selbst schon ein geschlossenes Kunstwerk geschaffen, bald aber überzeugte er sich, wie viel dem Dramatiker noch zu leisten übrig geblieben sei, und verwertete einen Teil der Erfahrungen, die ihm das Jahr 1848 zutrug, studierte auch gründlich die Quellen.

Wieder bedeutet sein Drama ein Opfer der Zeit, steht aber auch mit seinem eigenen Leben im Zusammenhang. Das Historische wird mit dem Persönlichen, das Weltereignis mit der Familienbegebenheit verschmolzen, so daß dem Intimen das Große sich gesellt und ein tiefer symbolischer Gehalt aus dem Ganzen leuchtet. Das Thema der „Judith" ist wieder aufgenommen, der Konflikt aber nicht mehr durch physische, sondern nur durch innere Motive herbeigeführt, wie bald darauf in der „Schauspielerin" das Thema der „Maria Magdalene" und der „Julia" ganz ähnlich umgewandelt werden sollte; und von der „Julia" leitet zu unserem Stück die Frage der „Persönlichkeit" hinüber. Klarer als in den früheren Dramen zeigt sich das Zusammenbrechen eines Weltzustandes, und es taucht der neue Zustand in scharfen Umrissen auf, um so auch

Digitized by Google

die Versöhnung augenfällig zu machen. Wollte Hebbel die Lage der Welt zur Zeit von Christi Geburt darstellen, wie sie dem Dramatiker als dem wahren Historiker erschien, dann mußte sich Persönliches mit Allgemeinem vereinen, denn darin besteht eben die folgenreiche Neuerung dieser Epoche. Es dürfen uns aber nicht Personifikationen vorgeführt werden, wir sollen Menschen schauen, denn sie, nicht der Kampf von Prinzipien miteinander, interessieren uns im Drama. Die Ideen suchen ihre Körper oder, was bei Hebbel auch hier wieder zu beobachten ist, die Körper enthüllen Ideen. Er nahm die Anekdote hin, wie sie ihm vom Historiker geboten ward, aber er konnte sie nur brauchen, indem er sie sinngemäß auslegte; nicht eher gab er sich zufrieden, als bis alles, selbst das ihm anfangs absurd Erscheinende, restlos im notwendigen Zusammenhang aufging, denn darin lag die Probe für sein richtiges Erfassen der Zeitverhältnisse. Ein Zweikampf um die Weltherrschaft, ausgefochten von zwei Individuen ohne Rücksicht auf die anderen, vollzieht sich im Hintergrund, wo die Duumviren Antonius und Oktavian agieren. Willkür herrscht, ein weibischer Lüstling und ein Mann ohne Leidenschaft ringen miteinander, aber nicht als Vertreter besonderer Weltanschauungen, sondern verschiedener Regierungsmethoden, kleinlich der eine, zielbewußt der andere. Dieser Kreis umfaßt die ganze damalige Welt, sein Abbild ist der Kreis, der im Vordergrund lebendig vor uns sich entfaltet, er enthält alles, was damals die Welt bewegte.

Herodes ist in Judäa der absolute Herrscher, dessen Wille allein maßgebend sein soll, dadurch aber die Opposition herausfordert; er besitzt alles, was ein solcher Herrscher braucht: Energie, Vorsicht und Einsicht, klare Erkenntnis seiner Ziele, Selbstgefühl, scharfen Verstand, und bezwingt darum das Glück, nur eines fehlt ihm: die

Digitized by Google

ruhige Sicherheit der angeborenen Majestät, die wirkliche Größe. Mit Kühnheit tut er das Außerordentliche, das er für notwendig hält, aber so fest ist er nicht, daß nicht ein geheimer Zweifel in ihm zurückbliebe und ihn bedrängte, so daß die Folgen seines Tuns ihn verändern, wenigstens dort, wo sein Gefühl mitspricht. In leidenschaftlicher Liebe hängt er an Mariamne der Makkabäerin. Da er aber durch die Verhältnisse gezwungen ist, ihren Bruder Aristobolus, das eitle Werkzeug in der Hand seiner intriganten Schwiegermutter Alexandra, töten zu lassen, schiebt sich der Schatten des Gemordeten zwischen die Gatten, freilich nur in der Einbildung des Königs. Er glaubt, daß die Schwester Rache für den Tod des Bruders nehmen müsse, dadurch verliert er das Zutrauen und gerät ihr gegenüber in eine schiefe Stellung. Mariamne ist groß genug, die Umstände richtig zu beurteilen und ihrer Mutter den größten Teil der Schuld beizumessen, aber Herodes kann sich nicht zurechtfinden, so sehr er sonst allem gewachsen bleibt. Es schwindet seine Ruhe, seine Klarheit, dabei enthüllt sich aber der Urgrund seiner Menschenwertung: die Menschen sind ihm Sache! Wie er selbst von Antonius an seinen Platz gestellt wurde, so weist er den von ihm Abhängigen wieder als Herrscher ihre Stellen an, er „wuchert" mit Menschenleben, und das wird sein Fluch, denn es greift in das Menschenrecht willkürlich ein und eine neue Zeit steigt auf, die Individualismus, Persönlichkeit charakterisiert. Er richtet alles so ein, wie es ihm richtig erscheint, und hat den Erfolg für sich; nun er von Antonius zur Rechtfertigung zitiert wird, will er noch über seinen Tod hinaus das Wichtigste anordnen und stellt Mariamne unters Schwert. Diesen verhängnisvollen Auftrag erhält sein Schwager Josef, der nun auch um alle Sicherheit kommt und sich so benimmt, daß Mariamne bald alles errät. Tief ist

Digitized by Google

ihre Liebe zu Herodes, aber sie stammt nicht umsonst vom großen Judas Makkabäus ab: nur in Freiheit kann sie gedeihen! Töten wird sie sich, wenn der Gatte stirbt, freiwillig, infolge innerer Notwendigkeit, das weiß sie und schwört es sich zu; aber sie muß ihm den Schwur verweigern, da er ihn fordert. „Das kann man tun, erleiden kann man's nicht!" Der Blutbefehl, den er Josef hinterläßt, macht sie erstarren; Herodes hat sie erniedrigt, wie Holofernes die Judith, aber nicht durch rohe Gewalt und brutale Sinnlichkeit, sondern tiefer, innerlicher und deshalb um so verletzender. Die Zeiten haben sich geändert, seit Paganismus und Monotheismus um die Vorherrschaft rangen; im monotheistischen Judäa ist die große Idee von einst entartet, Fanatismus steht neben Gleichgültigkeit, starrer Formalismus, Zelotentum und pharisäischer Eigensinn neben Reformbestrebungen nicht religiöser, sondern gesellschaftlicher Natur; die Zustände lösen sich auf, der Messianismus taucht empor, und bald wird das Kind geboren, das die Weltherrschaft einer neuen reineren Idee begründet. In diesem Zusammenbrechen eines Weltzustandes spielt sich die Tragödie ab zwischen Egoismus und Altruismus, zwischen Willkür und Freiheit, zwischen Macht und Recht. Ein Gegensatz freilich fehlt, denn noch ist der Staat nicht eine Gemeinschaft, sondern der Besitz einzelner, erst in „Agnes Bernauer" wird dieser Idee die Tragik abgewonnen.

Herodes und Mariamne stehen einander gegenüber, wie Siegfried und Genoveva; wieder fehlt dem Manne die Feinheit des Gefühls: er hat doch einen tiefen Blick in das Innere seiner Gattin tun dürfen, die sich ihm zeigt, wie keinem anderen Menschen, trotzdem ist er blind für ihre hingebende Liebe, die aus allen ihren Taten hervorschimmert, taub für die zarten Andeutungen ihrer geheimen Entschlüsse. Aber es bedarf keines fremden Ein-

Digitized by Google

greifens, es muß kein Golo sein Gefühl verwirren, denn aus seinem eigenen Herzen steigen die Nebel auf, die ihn verblenden und zu verhängnisvollen Schritten verleiten. Alles ist innerlicher geworden, alles sublimierter, als in den früheren Dramen. Darin zeigt sich der Fortschritt des Dichters. Situation und Charakterentwicklung gehen Hand in Hand, der Schicksalsfaden wird nicht mehr so stark wie in der „Genoveva" mit Gemütsdarstellungen umsponnen, aber stärker als in der „Judith". Durchaus gelungen ist die Parallele zwischen der Weltlage, die auf einem Vulkan ruht, und der Lage des Herodes, und den Höhepunkt bildet jene glänzende Ballszene, die uns Mariamne wirklich auf einem Vulkan tanzend vorführt. Einsam stehen aber die Menschen noch nebeneinander, auch wenn sie scheinbar zueinander sprechen. Darin erblicken wir einen Rest der früheren Gebundenheit, die Hebbel noch überwinden mußte, und erkennen, daß seine Reife keineswegs vollendet ist.

Der Aufbau des Dramas könnte kaum vortrefflicher sein, selbst, was im Anfang zweifelhaft erscheint, das von der Geschichte gegebene Wiederholen des Blutbefehls entfaltet sich dem genauer Schauenden in seiner tiefsinnigen Notwendigkeit. Es bedeutet den entscheidenden Schritt für Herodes. Wenn er einmal sich so weit vergaß, an Mariamne zu zweifeln, so war es eine Tat der Leidenschaft, die sie begreifen und verzeihen kann; tut er es nochmals, dann handelt er bewußt und vernichtet sie, dann zerreißt er das Band zwischen sich und ihr für immer. Besteht er diese Probe, dann wird ihn Mariamnes Liebe belohnen, wie nur sie es vermag; aber die Versuchung übersteigt seine Kräfte, das Vorhergegangene muß ihn stärker verblenden, und so unterliegt er von neuem, indem er zugleich seinen einzigen Freund, der sich ihm willig untergeordnet hat, ebenso wie die Gattin zur Sache herabwürdigt. Da-

Digitized by Google

durch ruft er das Verhängnis doppelt, es muß ihn um so härter treffen. Das vollzieht sich in den letzten beiden Akten, die zum Bilde der Hauptpersonen die Schlußstriche fügen und zugleich den Ausblick aus den engen Verhältnissen auf den weiten Horizont eröffnen durch die Szene mit den Heiligen Drei Königen.

Sobald Mariamne von Soemus erfährt — und die Gelegenheit wird mit Genialität herbeigeführt —, daß Herodes den unseligen Befehl wiederholt hat, stirbt sie innerlich; sie spielt die Rolle, die ihr Gatte von ihr befürchtet hatte, vor ihm und hält sie mit unerbittlicher Konsequenz bis zum Schlusse fest. Ihre Persönlichkeit hat er vernichtet, nun muß er auch ihre Person töten und zu spät den Zusammenhang erkennen. Dann wird er weiter töten aus den gleichen egoistischen Beweggründen und mit dem gleichen Mißerfolg; dann wird er zum wirklichen Tyrannen, weil ihm nichts mehr bleibt, als die Krone, die er mit aller Macht, und wenn alle Neugeborenen sterben müssen, verteidigt. Übergroße Liebe trieb ihn zum Haß, so daß er nicht nur Siegfried, sondern auch Golo ist. Ein Übermaß der Liebe auch bei Mariamne, selbst bei Alexandra und Salome, freilich einer Liebe, die noch nicht die Erhabenheit des christlichen Gefühls kennt, sondern schwer, nahe dem Boden bleibt.

Wie Hebbel die Personen aus den Verhältnissen erstehen läßt, wie er die geringe Menschenwertung durch immer neue Züge bis in die Nebenfigur des Uhrmenschen Artaxerxes hinab lebendig macht, wie er aus begreiflichem Irrtum ungeheures Weh entwickelt, wie er knapp und doch vollständig den Weltzustand charakterisiert und wie er aus allem Gräuel die Schönheit emportauchen läßt, das beweist den Umschwung in seinem Innern. Zu Mariamne ist ihm Christine Modell gesessen, wie zu Salome wahrscheinlich Elise. Manches Motiv entstammt seinem eigenen

Digitized by Google

Eheleben, vieles hat ihm die Zeit geboten. Nun aber übt er nicht mehr wie in der Tragikomödie und der „Julia" die Kritik mit schneidender Schärfe, sie steckt tiefer und wirkt darum intimer. Herodes will reformieren, aber selbstherrlich, ohne Rücksicht auf den naturgemäßen Fortschritt; wir dürfen vermuten, daß Hebbel dabei an Kaiser Joseph dachte, mit dem er sich vielfach beschäftigte, dabei aber reuig an die eigene Brust schlug, denn in sich selbst erkannte er ähnliche Neigungen.

Reiches Detail bei sorgfältigstem Ausnutzen des Rahmens, tiefe Innerlichkeit bei glänzendem äußeren Geschehen, strengste Notwendigkeit trotz schöner Linienführung, Fülle der ungezwungenen, beiläufigen Charakteristik mit blühendem Leben vereint, das darf man dem Werke nachrühmen. Verwirrend bleibt nur eins, was wir im modernen Drama freilich nun längst gewöhnt sind, daß der Dichter das Publikum nicht zum Vertrauten macht, daß seine Personen und ihr wahres Wesen erraten sein wollen, und das in einer Zeit der drastischen Deutlichkeit, des äußerlichen Effekts.

Als daher am 19. April 1849 zum Besten des Regiekollegiums die Tragödie mit Christine und Löwe in den Hauptrollen gegeben wurde, ehe sie im Druck erschienen war, fiel sie dem glänzenden Spiele zum Trotz durch. Sofort aber erhoben einsichtsvolle Kritiker ihre Stimmen auf das wärmste für das mißverstandene Werk; Robert Zimmermann prophezeite, daß es auch auf dem Theater noch ein größeres Publikum von Freunden finden werde, und er hat recht behalten, denn die neuen Versuche in Berlin, Hamburg und Dresden bewiesen, wie sehr die Zuschauer „mit lebhafter, warmer Teilnahme dem zarten Gewebe eines inneren Seelengemäldes zu folgen" gelernt haben. Zimmermann, wie J. M. in der „Presse" waren einig darin, daß Hebbel eine unberechenbare Kluft von

Digitized by Google

der Dichtweise der meisten seiner Zeitgenossen trenne, weil er eben dramatische Kunstwerke, sie nur Bühneneffektstücke anstreben. Auch erkannten sie den großen Schritt, den Hebbel vorwärts getan. Fortschreitendes Ringen nach innerer Einheit und Vollendung nahm Zimmermann von der ersten bis zu der neuesten Tragödie wahr, der Anonymus möchte behaupten, mit der Mariamne habe sich die innere Gärung, die in den früheren Dramen nicht ganz bewilligt werden konnte, geklärt; während der Dichter früher eine Richtung einschlug, „die an die äußerste scharfe Grenzlinie zwischen Genialität und Bizarrerie streifte", hier liege der Wendepunkt für seine fernere Entwicklung. Nicht ihm, sondern dem Publikum wurde die Schuld für die kühle Aufnahme zugeschrieben, zum Teil auch der zu wenig gerundeten Darstellung, ja es wurde sogar nicht von einer Ablehnung, sondern nur von einem weniger starken Erfolg als bei der „Judith" gesprochen. Das Burgtheater tat nichts, um dem Stücke zum Siege zu verhelfen, es unterließ sogar die zweite Aufführung, die sonst jeder Première gewährt wird; vielleicht hätte sich die Korrektur schon damals eingestellt.

Für Hebbel kam zu der Enttäuschung noch die Sorge, denn sein kleines Mädchen Titi lag an den echten Blattern krank, bald darauf befiel seine Frau, zuletzt ihn selbst ein katarrhalisches Fieber; er wurde daran gemahnt, daß noch nicht alle Wirren vorüber seien, und auch der Weg, den er mit „Herodes und Mariamne" betreten hatte, ging nicht geradeaus, sondern machte noch Krümmungen.

Zunächst dachte Hebbel daran, ein Schauspiel zu verfassen, in dem wohl allzu deutlich seine und Christinens Situation verwertet worden wäre, es heißt „Die Schauspielerin" und ist im Jahre 1848 auf zwei Akte gediehen. Eugenie hat einem verheirateten Mann innerlich, wenn auch nicht äußerlich angehört und ist von ihm getäuscht worden;

Digitized by Google

sie beschließt, sich durch ihr Beleben dichterischer Gestalten am männlichen Geschlechte zu rächen, indem sie als Maske Scheingefühle darstellt und die Liebe der Männer im Spiel erregt. Aber die Wahrheit ihres Wesens durchbricht die Lüge; an Horst findet sie einen echten Verehrer, gerade, da ihr „Verführer" wieder auftaucht und sie, weil er abgewiesen wird, bloßstellt. Ein Duell droht, vorher gesteht sie Horst die Wahrheit, und das Ganze sollte glücklich enden. Hebbel plante mehr als ein gewöhnliches Schauspiel, um die Wirkung der Tragödie auf diese Weise zu erzielen; das Vollendete gibt ein treffliches Bild, nur scheint uns, als habe Hebbel diesmal seine Seele gar zu nackt gezeigt und sich im Stoffe vergriffen. Wäre das Stück abgeschlossen und aufgeführt worden, dann hätten sich gewiß die Lästerzungen an allen Ecken und Enden gerührt und den Schein des Rechtes für sich gehabt.

Am 1. April 1849 begann er dann ein phantastisches Stück „Der Rubin", in dem er sein Münchner Märchen, an dessen Dramatisierung er schon in Kopenhagen dachte, die Grundlage für ein sinnvolles Spiel bilden ließ; am 19. Mai ward es in Penzing, einem Vororte von Wien, abgeschlossen und Märchenlustspiel genannt.

Solche waren zur Zeit der Romantik beliebt gewesen, die Gattung gedieh auf den Wiener Vorstadttheatern weiter. Fäden zum „Rubin" führen von Adam Oehlenschlägers „Aladdin" und „Die Fischerstochter". Man begnügte sich nicht mit den bunten Gestalten des Märchens, sondern lieh ihnen tieferen Sinn, machte sie zu Trägern von Ideen, von Weltanschauungen oder ethischen Grundsätzen, meist mehr allegorisierend als symbolisierend. Die Frage drängt sich aber unwillkürlich auf: was trieb Hebbel gerade jetzt zu einer solchen Produktion? Wir wissen nur zu gut, daß sie nicht ein Ergebnis freier Wahl, sondern eines inneren Zwanges zu sein pflegte. Es muß

Digitized by Google

Digitized by Google

'S ist Mitternacht!

Ballade

—

'S ist Mitternacht!
Der Eine schläft, der Andre wacht.
Er schaut beim blauen Mondenlicht
Dem Schläfer still ins Angesicht,
Drin thut ein böser Traum sich kund,
Gar seltsam zuckt er mit dem Mund.
'S ist Mitternacht,
Der Eine schläft, der Andre wacht.

'S ist Mitternacht,
Der Eine schläft, der Andre wacht.
So sah der Freund noch nimmer aus,
Er greift zum Dolch, es macht mir Grauß,
Er stößt, er lacht – du triffst ja mich!
Erwache doch! Ich rüttle dich!
'S ist Mitternacht,
Der Andre ist nur halb erwacht.

Digitized by Google

Es ist Mitternacht,
Der Andre ist nur halb erwacht
Er stiert, er ruft: so lebst du noch,
Verruchter, und ich treff dich doch?
So nimm noch den! Hei, der war gut!
Warm spritzt mir ins Gesicht dein Blut!
Es ist Mitternacht,
Nun schlafen Beide, keiner wacht.

Es ist Mitternacht,
Sie schlafen Beide, keiner wacht.
Du wüßte fut' im Fibenbaum,
Du krächztest ihn in diesen Traum,
Nun fängt die hämische Dohle an,
Ob sie ihn nicht erwecken kann.
Es ist Mitternacht,
Gott gebe, daß er nie erwacht!

Friedrich Libbel.

Digitized by Google

Digitized by Google

etwas in ihm gelegen haben, das sich nur auf diese Weise Luft machen konnte; aber was war es? Darüber erfahren wir nichts Näheres, sind also aufs Raten angewiesen. Dem Münchner Märchen lag die Lebensregel zugrunde: „Wirf weg, damit Du nicht verlierst", oder wie er es später ausdrückt, das Mittel, Glück zu erlangen, besteht darin, alles Unwesentliche von selbst wegzuwerfen, bevor das Schicksal es noch fordern kann, das Wesentliche aber zu verteidigen, wie das Leben selbst. Das tut Assad, da er in den Besitz des geheimnisvollen Rubins gekommen ist und erfährt, daß er das Grab eines schönen Mädchens ist bis zur möglichen Erlösung; er wirft ihn weg, da sein Leben bedroht ist, und gewinnt dadurch das Glück. Dabei blieb Hebbel aber im Drama nicht stehen, sondern schuf einen umschließenden Rahmen, die sinnlose „verkehrte Welt" einer orientalischen Despotie. Einmal ist der Kaliph dem Gesetze des Propheten untreu geworden und hat Wein getrunken, daraus folgte für ihn lebenslanges Leid, aus der Schuld hervorgegangen, zugleich aber der Grundsatz, ohne zu deuteln an dem Althergebrachten festzuhalten und es zu verteidigen, so sinnlos es an sich auch ist. Die Folge dieses Prinzips ergibt ein völliges Erstarren, die Unmöglichkeit eines Fortschreitens. Alles haftet an der Schale, hat von ihrem Kern höchstens ein ahnendes Gefühl, nur Assad weiß, was im Rubin steckt, den er nicht liebt, weil er ein kostbarer Edelstein ist, sondern weil er die Prinzessin birgt. Darin muß die Antwort auf unsere Frage liegen.

Die Herrschaft der Phrase konnte Hebbel während der Revolution genugsam beobachten, die Reaktion war in dieser Hinsicht um nichts besser, im Gegenteil. Aber was hier so auffallend hervortrat, das begegnet überall im Menschenleben: der Schein gilt mehr als das Sein! Die Menschen klammern sich an das einmal Gegebene, ohne zu

Digitized by Google

fragen, ob das richtig sei, und suchen sie sich davon zu befreien, so ändern sie nur den Irrtum, machen sich nicht los von ihm. In „Herodes und Mariamne" war als Nebenmotiv die Reform behandelt worden, indem der Tetrarch von Judäa seine verknöcherten Untertanen durch Einführung römischer Sitten und Unsitten aus ihrer gesellschaftlichen Einsamkeit herausreißen will; im „Rubin" nun das Gegenstück: Harun, der unverrückt an allem Alten hängt. Noch anderes zeigt uns den Zusammenhang mit der Tragödie. Der Kaliph tötet im Rausch seine Frau, die er nur als Sklavin und Sache zu behandeln braucht, aber geliebt hat; er ist gerade so sehr Despot wie Herodes und muß es wie dieser dadurch bezahlen, daß er keinem trauen darf. Das Nichtige tritt in der komischen Darstellung noch stärker hervor als in der tragischen, und das Staatswesen erscheint in einer ganz verzerrten Gestalt, man kann aber nicht leugnen, daß in der Karikatur des Absolutismus viel Wahrheit steckt. Nicht das Politische dürfte Hebbel gelockt haben, sondern der Dualismus in jener zeitlichen Form, die er anläßlich der letzten Jahre deutlich wahrzunehmen vermochte, der Dualismus zwischen Beharren und Vorwärtsstreben. Er hat ihn dargestellt durch die beiden Gegner, den edlen Geist Irad und den namenlosen bösen Zauberer; sie walten niemals zu gleicher Zeit, wenn der eine wirkt, muß der andere schlafen gehen; jener sorgt für das Wohl, dieser für das Wehe, beide freilich gehorchen einer höheren Macht, dem Allah, der sie zu seinen Zwecken benutzt. Ihr Gegensatz läßt sich noch durch andere Schlagworte charakterisieren, weil eben ein tiefsinniges Symbol, nicht die verstandesmäßige Allegorie in ihnen hervortritt: Gut und Böse, Altruismus und Egoismus, Freiheit und Knechtsinn, Idealismus und nüchterner Realismus, positives und negatives Lebensprinzip, demütige Selbstlosigkeit und persönliche Herrsch-

Digitized by Google

sucht werden durch sie nahegelegt. Die Mannigfaltigkeit ist also gewahrt, aber alles huscht mit der Schnelligkeit eines Traums an uns vorüber, nur Einzelheiten grell beleuchtend, während das Ganze im Dunkel bleibt. Was Hebbel an Aristophanes mit Recht gerühmt hatte, daß er sich mit einem Sprung in eine phantastische Welt versetzt, dann aber zu springen aufhört, das schwebte auch ihm vor: er macht einen Sprung in ein Märchen-Bagdad, wo noch geheime Kräfte wirken, dann aber bleibt er auf dem Boden einer wirklichen Stadt. Auf den Glauben für seinen Stoff rechnet er nicht, vielmehr mit Bestimmtheit darauf, keinen zu finden; der phantastische Mittelpunkt ist in seiner Komödie, „was die fixe Idee in einem bis auf diese gesunden Kopf ist, die die Welt nicht aufhebt, sondern sich mit ihr in Einklang zu setzen sucht". Aber Hebbel tat nichts, um dem Zuschauer diesen Vorgang faßbar zu machen; der Leser findet sich zurecht, wenn er sich in das Werk versenkt, das Publikum im Theater kann durch die untrennbare Verquickung des Realistischen und Phantastischen verwirrt werden, die es sich höchstens in der Oper gefallen läßt. Hebbel selbst dachte zuerst, der Rubin sei ein Operntheme, und d'Albert hat später diesen Wink mit Erfolg benutzt. Dem Stücke Hebbels fehlt vor allem die Leichtigkeit; es ist zu schwer und gaukelt zu wenig graziös dahin; es hebt sich nicht selbst auf, wie es nach Hebbels Theorie sollte, um eine Komödie zu sein; das tiefernste Naturell Hebbels war nicht leichtblütig genug; auch wenn er tanzte, blieb er in Wehr und Waffen, wenn er scherzte, währte es nur einen flüchtigen Moment und blickte sein Auge durchdringend unter ernst gefurchter Stirne. „Wirf weg, damit Du nicht verlierst", diese beste Lebensregel versinnbildlicht das Stück, Hebbel selbst vermag ihr aber nicht immer zu folgen und wirft seinen tragischen Sinn niemals ganz weg. Hieronymus Lorm, dem er sein Manu-

Digitized by Google

skript mitteilte, ließ es an Bedenken nicht fehlen, aber Hebbel sah in dem Werke seine tiefen und schönen Absichten und hielt sie für realisiert, darum hörte er nicht auf die wohlgemeinten Einwürfe, sondern bot das Stück dem Burgtheater an, und Holbein akzeptierte es trotz dem Unfall von „Herodes und Mariamne". Hebbels Ansehen scheint in Wien damals nicht unbedeutend gewesen zu sein.

So setzte er es durch, daß die hundertste Wiederkehr von Goethes Geburtstag auch hier festlich begangen wurde, wegen der Kriegsereignisse erst am 11. September 1849. Im Kärnthnertortheater, dem Opernhause Wiens, wurde der Festabend mit dem „sinn- und gedankenreichen" Prologe Hebbels eröffnet. Er vermeidet bei aller Wärme die beliebten Posaunenstöße, weil er die Harmonie, das Maß im Wesen Goethes als Muster hinstellt; es fehlte nicht an Beziehungen zur Zeit, „die links und rechts gesündigt", ihr wird das Beugen unter die Notwendigkeit, die Einheit der Kräfte, das Vermeiden des Maß- und Grenzenlosen als Ideal verkündigt; Goethes Vorläufer erhalten den ihnen gebührenden Teil am Lob, Karl August aber wird gepriesen, weil er den Genius sofort erkannte — in der Hofloge saßen die Brüder des Kaisers und zum ersten Mal nach den Märztagen sogar Erzherzog Albrecht.

Das Wiener Publikum zu erziehen, schwebte Hebbel vor; schon im Jahre 1848 dachte man zweimal vorübergehend daran, ihn zum Redakteur zu machen, bei der „Reform" und der „Ostdeutschen Post"; jetzt begründete Dr. Leopold Landsteiner als Organ des Fürsten Felix Schwarzenberg eine neue Zeitung und gewann Hebbel für die Redaktion des Feuilletons. Am 15. November 1849 erschien die erste Nummer der „Österreichischen Reichszeitung" und brachte unter dem Strich Hebbels Programm, worin deutlich die erzieherischen Tendenzen

Digitized by Google

ausgesprochen waren, aber zwischen den Zeilen auch ein versteckter Tadel gegen die anderen Zeitungen stand. Das neue Organ war den Journalisten ein Dorn im Auge, sie ließen es nicht an boshaften Ausfällen fehlen, besonders der giftige Saphir stand obenan, trotzdem Hebbel sich einer schönen Objektivität gegenüber den Wiener Schriftstellern befleißigte. Durch das Übernehmen der Redaktion verdarb er es sich mit den anderen Zeitungen; die „Presse" zum Beispiel, die ihm bisher entschieden freundlich zur Seite stand und auch einzelne Beiträge von ihm brachte, so die vortreffliche, aber unheimlich konsequente Novelle „Die Kuh", machte nun sofort Front gegen ihn und spöttelte über das Märchenlustspiel, noch ehe es auf die Bühne kam.

Die Aufführung selbst mußte Hebbel dem neuernannten Oberstkämmerer Grafen Landoronski, dem Nachfolger des Grafen Dietrichstein in der Intendanz, geradezu abringen. Am 21. November fand sie statt; Hebbel war mit Robert Zimmermann und Eduard Hanslick in einer Loge und sah, wie das Publikum sich in dem Stück nicht zurechtfinden konnte, sondern es schließlich auslachte. Manches hatte zusammengewirkt, um diesen Ausfall herbeizuführen: ein Teil der Schuld lag an dem Stücke selbst, ein Teil an den Zeitungen, die schon vorher Stimmung dagegen machten, ein Teil endlich an der bedenklichen Gewohnheit des Wiener Publikums aus der Zeit einer unsinnigen Zensur: jedes brauchbare Wort als politische Anspielung zu beklatschen oder zu verdammen; das geschah auch hier, und besonders die Verse, in denen vom Gnadenrecht des Herrschers die Rede ist, erregten im Parterre Jubel, in den Logen Entrüstung; unter diesem Eindruck verließen die Zuschauer das Haus. Nun aber ging die Hetze gegen Hebbel in den Zeitungen los, obwohl er selbst in der „Reichszeitung" offen das Bühnenschicksal des

Digitized by Google

Stücks bezeichnete und nur mit bescheidenen Worten im Hinblick auf Kleist und Grillparzer etwas zur Verteidigung vorbrachte. Die meisten Kritiker waren mitleidlos, als wollten sie für das Lob Rache nehmen, das sie zwei früheren Werken hatten spenden müssen; verrückt, impotent, hochmütig, eitel, verblendet, unfehlbar, bizarr wurde Hebbel genannt und nicht nur über das Stück, sondern über den Dichter der Stab gebrochen; nur wenige plädierten auf mildernde Umstände, während nach Hebbels Behauptung, „Alles, was selbst Etwas ist, von Grillparzer an" das Stück in Schutz genommen haben soll. Die Aufführung scheint auch keineswegs so gut gewesen zu sein, wie man nach Hebbels Feuilleton vermuten könnte, denn in den Kritiken der Buchausgabe wurde später der Mißerfolg geradezu auf die mangelhafte Darstellung zurückgeführt. Aber alles war jetzt darnach angetan, Hebbel zu verstimmen. Die „Reichszeitung" verfolgte keineswegs jene Prinzipien, die er zu vertreten gedachte, sein Feuilleton wurde nicht gefördert, sondern eingeschränkt, es kamen Unannehmlichkeiten in der Redaktion wie in der Öffentlichkeit, so daß sich Hebbel bald genötigt sah, zurückzutreten, nachdem er Zeit und Kraft verloren hatte. Das Burgtheater erhielt einen neuen Direktor in der harten, bärbeißigen Person Heinrich Laubes, der sein anfängliches Entgegenkommen bald änderte, die von Holbein erbetene Bearbeitung des Shakespeareschen „Julius Cäsar" durch Hebbel einfach ignorierte und durch eine eigene ersetzte, die gleichfalls akzeptierte „Julia" zurücklegte und Christine zum mindesten unfreundlich behandelte; so riß das Band zwischen Hebbel und dem Burgtheater ab, das für den schaffenden Dramatiker so wichtig hätte sein können. Aus der Öffentlichkeit zog sich Hebbel immer mehr zurück, fand aber in seinem häuslichen Kreise und in der Dichtung Trost für alles Schmerz-

Digitized by Google

liche, so daß er die verbitterte Stimmung rasch überwand und bald sogar die Dissonanzen harmonisch löste, womit die Epoche des Übergangs in seiner Entwicklung schloß.

Im Frühjahre 1849 wurde durch Deinhardstein in Hebbels Haus ein junger Mann eingeführt, der bald zu den getreuesten Anhängern des Dichters zählte und für Engländer Ersatz bot, Emil Kuh. Er stammte aus einer angesehenen jüdischen Familie, hatte eine gute Erziehung genossen, schwankte jedoch in seiner Berufswahl zwischen geschäftlicher und schriftstellerischer Tätigkeit, war überhaupt jung (geb. am 13. Dezember 1828) und noch nicht gereift, etwas unstät und vom Gesellschaftsleben stark angezogen; mehr journalistisch als dichterisch begabt, bedurfte er einer strengen Schule, die er bei Hebbel fand. Im November 1849 gesellte sich Karl Werner hinzu, der durch einen Aufsatz über den Erzherzog Johann für die „Reichszeitung" Hebbels Aufmerksamkeit erregte und zu einem Besuch eingeladen wurde. Der am 5. Mai 1828 geborene Wiener trieb ohne inneren Beruf die Juristerei; aus der Geschichte wie der Germanistik machte er sein Hauptstudium, dem er sich bald vollständig widmete, doch versuchte er sich auch schon auf den verschiedenen Gebieten der Schriftstellerei, machte auch Verse, ohne sich aber für einen Dichter zu halten. Durch ihn kam sein Freund und Altersgenosse, der zu Brünn am 13. März 1828 geborene Karl Debrois van Bruyck zu Hebbel, ein talentierter Musiker, aber eine nicht glückliche Natur; ohne die nötige Kraft und Ausdauer, vor allem ohne die unerläßliche solide Grundlage griff er nach allem Möglichen, war ein gewandter Klavierspieler, der es aber niemals zur Virtuosität brachte, ein Komponist mit wirklicher Begabung, nur fehlten ihm die theoretischen Kenntnisse, besonders des Kontrapunkts, ein Schriftsteller mit guten Einfällen, nur ohne Stil, eine Persönlichkeit, fahrig,

Digitized by Google

unstet, wohl auch von Hause verzogen und darum später gequält. Kuh brachte seinen witzigen Bruder Angelo und den genialen Juristen Julius Glaser zu Hebbel; jener blieb mehr ein außerordentliches Mitglied der Runde, die er ab und zu durch seine köstlichen Humoresken, z. B. den vieldeklamierten „Einlaß vorm Burgtheater" erfreute, dieser wahrte sich seine Selbständigkeit, war auch durch die wissenschaftlichen Arbeiten und durch die Vorbereitung zur Universitätsprofessur so in Anspruch genommen, daß er sich mehr zurückhalten mußte. Dazu gesellte sich noch Josef Unger, der glänzende Redner, und F. Jachimowicz, der ein trefflicher, wohlgeschulter Dilettant im Gesang war. Diese jungen Freunde, die sich in der „Glaserei", wie sie ihre Zusammenkünfte bei Glaser nannten, jeden Donnerstag einfanden, um in Ernst und Scherz Tages- und künstlerische Fragen zu besprechen, bildeten eine Art Hofstaat bei Hebbel; er bot ihnen das Beste, was er hatte, seine Persönlichkeit mit allen Vorzügen und Fehlern, sie boten ihm jugendlichen Eifer und treueste Anhänglichkeit. Es war eine harte, aber gute Schule, die sie hier durchmachten, die meisten dankten es ihm Zeit ihres Lebens, daß er sie aus dem Wiener Schlendrian herausriß und zu strenger Zucht anhielt; die meisten haben es denn auch zu angesehener Wirksamkeit gebracht: Glaser und Unger wurden Minister, Emil Kuh Professor an der Handelsakademie und ein wichtiger Feuilletonist, Karl Werner vom Gymnasiallehrer zum Landesschulinspektor, Angelo Ritter von Kuh zum Hofrat und Eisenbahndirektor, nur Debrois fand keinen festen Platz in der Gesellschaft und starb verbittert.

Kahl Rahl, der ausgezeichnete, wie Hebbel verkannte Künstler, dann Fritsch kamen gleichfalls oft zu dem Dichter, dem überdies Christine zur Seite stand, um seine Stirne zu glätten, wenn Falten auf ihr ein heranziehendes Gewitter

Digitized by Google

verkündigten, und heiter hüpfte das heranwachsende Titerl unter den Gästen herum, seine drolligen Aussprüche in die lebhaften Gespräche einstreuend und politische Debatten wohl für ein hübsches Märchen haltend. Hebbel nahm den Ereignissen gegenüber dieselbe Stellung ein, wie im Jahre 1848, er beobachtete, nannte die Krankheit beim rechten Namen, hütete sich und seine jungen Freunde jedoch vor jeder Unvorsichtigkeit, die in jener Zeit des blühenden „Naderertums", der Spionage, verderblich werden konnte, ohne das geringste zu nützen. Er selbst wie sein Kreis war gewöhnt, die Zustände historisch zu erfassen und das Ewige, nicht das Zeitliche zu bevorzugen; Kunst, Litteratur und Wissenschaft waren die Gebiete, auf denen sie sich heimisch wußten. Die Jugend fühlte das Zukunftverheißende der Hebbelschen Dichtung und trat daher mit leidenschaftlicher Beharrlichkeit für sie ein, bewies aber dabei zum Teil reifes Urteil und geschulten künstlerischen Geschmack. In diesem Wiener Kreise wurde auch zuerst Schumanns Musik gepflegt, Debrois machte für den verkannten Meister öffentlich durch Wort und Tat Propaganda. Hebbel selbst wies seine Freunde auf alles Tüchtige der Litteratur hin, besonders Kleist und dann Grillparzer lehrte er sie unter den Epigonen zuhöchst verehren; er bekämpfte jede Unwahrheit und ließ sich durch Erfolg und Mißerfolg nicht blenden. Wie in seinen Gesprächen vertrat er solche Ansichten auch in den Aufsätzen, die er von Zeit zu Zeit veröffentlichte, freilich immer seltener.

Nach dem „Rubin" stieg nochmals der düstere „Moloch" auf und wurde bis zum Schluß des zweiten Akts gefördert, um dort für immer stecken zu bleiben. Dieses Drama wäre wohl Hebbels groß- und eigenartigste Komposition geworden. Die Idee der Religion als des Kulturfaktors sollte darin dargestellt werden; nicht die Form, sondern das Wesen des religiösen Gefühls be-

Digitized by Google

wirkt die segensreichen Folgen und bildet sich selbst allmählich um. Vielleicht dürfen wir den ersten Anstoß zu dem Werk im Münchner Kolleg bei Joseph von Görres suchen, denn schon am 17. Januar 1837 notierte er sich als Sujet für ein Trauerspiel: „Der Stifter einer Religion". Klopstocks „Salomo", Grabbes „Hannibal", Werners „Kreuz an der Ostsee", kaum Gutzkows Roman eines Gottes „Maha Guru" boten ein paar Farbenkörner, alles andere stammt aus Hebbels eigenster Überzeugung und gestaltete sich in seinem Innern schon während der Arbeit an der „Judith", um dann ab und zu aufzutauchen und wieder zu versinken, bis sich der Anfang in Neapel und die Fortsetzung jetzt festhalten ließ, schon 1854 ward der Plan endgültig aufgegeben.

Hieram, der furchtbare, mitleidlose Karthager, will Rache für den Untergang seiner Vaterstadt an Rom nehmen und dazu die kulturlosen, noch keinen Gott verehrenden Bewohner Thules erziehen; hart sollen sie werden, wie er selbst, um dann als Vernichter in Italien einzubrechen. Er benutzt die ahnende Sehnsucht nach dem Höheren, die auch im primitivsten Volke schlummert und in seinen edelsten Vertretern zu erwachen beginnt, er imponiert durch geistige Übermacht auch der großen Masse und treibt sie durch die Aussicht auf ein irdisches Paradies, seinen Befehlen zu gehorchen. Nur Einer trotzt, der bisherige König, der durch Kraft und List die anderen bezwungen hat und sich nun der neuen Macht nicht beugen kann, wenn sie ihn nicht vollständig bezwingt; ihm schließt sich eine Jungfrau an, die durch seinen Sohn in ihrer schüchtern sich verratenden Liebe tief verletzt wird und nun scheinbarem Haß durch die Pflege des Vaters genug zu tun wähnt. Hieram aber täuscht sich in der Kraft des Glaubens und muß allmählich erkennen, wie der Moloch, den er als seinen Knecht betrachtete, als Symbol der

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Religion und der Kultur über ihn selbst hinaus wächst und ein höheres Ideal wird, als er jemals ahnte. In Teut verinnerlicht sich die Religion, so daß er die blutigen Kindesopfer verwirft und durch Zweifel zu dem Segen des Glaubens geführt wird, während der alte Teut, nach dem freiwilligen Tode Hierams in die neue Welt zurückgeholt, staunend den Umschwung erkennt und dadurch gezwungen ist, den Göttern sich zu beugen. Aus grausigem Düster, aus Starrheit und Wildheit hätte so die Tragödie zur Wahrheit, zur Klarheit und zur Schönheit hinübergeleitet und einen bedeutsamen Entwicklungsprozeß entfaltet. Dabei dachte Hebbel an eine begleitende Musik, um den Stimmungsgehalt zu heben und dem stammelnden Volk etwas von seiner Rauheit zu nehmen; freilich wäre weder ein Rücken noch ein Lachner der Komponist gewesen, der zum „Moloch" den richtigen Ton gefunden hätte, wohl selbst Schumann nicht, dem das Wuchtige fehlte, einzig Richard Wagner, den Hebbel aber nicht ganz zu erfassen in der Lage war, wenn er auch einsah, wie hoch er Meyerbeer überrage. Hebbel fehlte ja tiefere musikalische Bildung, und persönlich kam er nur einmal mit Wagner zusammen.

Der Originalität einer Persönlichkeit verschloß er sich niemals, das geht z. B. daraus hervor, wie gut er mit dem Ostpreußen Bogumil Goltz auskam, wie sehr er den berühmten Reisenden Moriz Wagner zu schätzen wußte, wie er der Witwe Feuchterslebens nahe kam, wie er sich des Fürsten Friedrich Schwarzenberg, des „Landsknechts", freute. Die Kraft zwang ihm stets Interesse ab, auf welchem Gebiete sie sich auch äußerte. Der kernige Tiroler Adolf Pichler, wie der Weltpriester Wilhelm Gärtner, Dichter voll ernsten Strebens und Energie, wurden von ihm aufgemuntert, Männer wie Eitelberger und Schrötter in ihrer Bedeutung erkannt, Ernst von Schwar-

Digitized by Google

zer aufmerksam beobachtet, Grillparzer gegen Laube verteidigt. Trotzdem kam Hebbel in den Ruf schroffer Unzugänglichkeit, weil er unbedeutende Litteraten und selbstgefällige Schwächlinge sich, wenn nötig, recht unsanft vom Halse schaffte und gewöhnt war, sein Urteil in klaren, unzweideutigen Worten abzugeben. Über „Gott Hebbel" machte sich ein boshaftes Gedicht nach der Aufführung des „Rubin" lustig.

Der Kritik bot er gerade damals mehrfach Gelegenheit, sich mit ihm zu beschäftigen, denn es erschienen kurz nacheinander mehrere Werke: Ende 1849 der „Schnock" in einer zierlichen Ausgabe mit Holzschnitten, zu Beginn des Jahres 1850 die Tragödie „Herodes und Mariamne", im Oktober desselben Jahres „Ein Trauerspiel in Sizilien" und „Der Rubin", bald darauf „Julia", daneben verschiedene Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften. Das Bild Hebbels schwankte unruhig und war nur schwer in seinen Grundlinien zu erkennen, so daß sich die Stimmen scharf in anerkennende und in verdammende teilten. Ein Anonymus legte mit erstaunlicher Findigkeit in einer kleinen Broschüre den „Rubin" als eine frostige Allegorie aus, Karl Werner suchte dem Werk in vier Briefen gerecht zu werden, Debrois van Brüyck nahm sich allzu leidenschaftlich in einer Studie der „Julia" an, während Robert Zimmermann „Herodes und Mariamne" verständnisvoll besprach und Männer wie Rötscher und Kühne mit anerkennenden Urteilen nicht kargten. Ihnen gegenüber die große Menge der Schriftsteller, denen die meisten Zeitungen offen standen; sie schonten den Dichter nicht, versetzten ihm in Notizen, Korrespondenzartikeln und Kritiken manchen Hieb, manchen empfindlichen Stich. Alles faßte dann Julian Schmidt in einem großen Überblick zusammen, den er als Redakteur der „Grenzboten" über Hebbels bisheriges Schaffen entwarf. Das ging natürlich

Digitized by Google

nicht spurlos an dem Dichter vorüber, wenn er auch nicht sogleich darauf reagierte.

Zu Beginn des Jahres 1850 befiel ihn zum ersten Mal ein Leiden, das als hämorrhoidalisch-rheumatisch bezeichnet wurde, aber zur falschen Nachricht von seiner Rückenmarksschwindsucht Anlaß gab; er stand viel Schmerzen aus, erholte sich jedoch wieder, obwohl man das erste Anzeichen jener Krankheit darin erblicken muß, die ihm später den Tod gab. Im Juli begleitete er Christine zu einem Gastspiel nach Agram, wo die „Judith" aufgeführt wurde, und dann reisten sie zusammen nach Hamburg; im Süden wie im Norden beschäftigte Hebbel die deutsche Frage, die noch immer ihrer Lösung harrte, und betrauerte, zumal aus Anlaß der Schlacht bei Idstedt, die Zerrissenheit und Ohnmacht Deutschlands. In Hamburg kehrte für ihn wie für Christine die Vergangenheit wieder, hatten sie in dieser Stadt doch beide wichtige Lebensjahre verbracht; in gewissem Sinn war es ein Abschluß ihrer Jugend, wenigstens für Hebbel selbst, der mit Genossen aus dem „Wissenschaftlichen Verein", wie Gravenhorst und Rendtorf, mit der alten Gönnerin Amalia Schoppe und mit seinem Verleger Julius Campe wieder zusammenkam, Elise aber beruhigt und getröstet fand. „Abgetan, für immer" war so manches, zum Glück hauptsächlich das Trübe.

Nun konnte Hebbel auch als Dichter den letzten Schritt tun, um sich von der Vergangenheit zu befreien, soweit dies ohne das Opfer seiner Persönlichkeit überhaupt möglich war. Unmittelbar nach dem zweiten Akt des „Moloch" entstand das kleine Drama „Michel Angelo", das Mitte November 1850 begonnen und am 18. Dezember abgeschlossen wurde. Woher Hebbel das Anekdotische nahm, weiß ich nicht; vielleicht erinnerte er sich einer Erzählung der römischen Künstler, jedesfalls aber war er mit Goethes

Digitized by Google

Schriften vertraut, von denen „Benvenuto Cellini“ und die „Italienische Reise“ in dem Drama nachklingen; besonders die Nachricht Goethes über den Streit in Rom, wer größer sei, Michel Angelo oder Raffael, und über Goethes eigene Stellung erinnert stark an die Verhältnisse, wie sie Hebbel darstellt; die Forumszene wieder gemahnt an Cellinis Bericht über die Aufstellung seines Perseus. Auf das Bild von Horace Vernet, das Hebbel in Paris bewunderte, läßt sich das Zusammentreffen der beiden großen Künstler zurückführen; für das römische Leben konnte Hebbel die Eindrücke seines Aufenthaltes und kleine Züge aus Erzählungen seiner Bekannten nutzen; den Ton aber stimmte er nach Goethes „Faust“. Wie Michel Angelo in seinem Drama mit dem Herzog, hat er selbst sich in Kopenhagen mit dem alten Oehlenschläger einen Scherz ähnlicher Art erlaubt. Michel Angelo vergräbt seinen Jupiter und läßt ihn als Antike auferstehen, um seine Neider zu beschämen. Raffael ahnt sofort den Künstler, der dieses Werk geschaffen, und holt den Papst Julius; dieser aber weist den berechtigten Ausführungen Michel Angelos gegenüber auf den Dualismus hin, der allein ein Fortschreiten ermöglicht, und versöhnt die Kraft mit der Schönheit, indem er die sich umarmenden Künstler Michel Angelo und Raffael segnet und zu gemeinsamem Werke bestimmt. Wenn man auch in der Gestalt des reckenhaften Michel Angelo manchen Zug, in seinen heftigen und doch so treffenden Worten manchen persönlichen Ausfall Hebbels leicht erkennt, drückt doch auch der Papst Julius das aus, was sich beim Dichter allmählich als Überzeugung ausgebildet hatte: das Negative ist ebenso nötig, wenngleich nicht ebenso viel wert, wie das Positive, das Gesetz waltet allenthalben, es muß auch Insekten geben, denn sie dienen in ihrer Weise dem Ganzen. Indem Hebbel so weit kam, nicht nur duldend die Neider zu

Digitized by Google

ertragen, sondern als notwendige Faktoren anzuerkennen, und das Streben nach dem Harmonischen in Raffael, mag man darunter verstehen, welchen Dichter man will, zu krönen, schließt er die Periode des Kampfes und vollendet seine Bildung.

Allen Zorn aber schreibt er sich vom Herzen in der „Abfertigung eines ästhetischen Kannegießers", die er als Vorrede zur „Julia" veröffentlichte; hier zieht er gegen Julian Schmidt und zugleich gegen die einseitige Kritik zu Felde, nicht um sich zu preisen, nur um sich seiner Haut zu wehren, um, mag sein Bestes sich nun zum Vortrefflichen verhalten, wie es will, den Ernst seiner künstlerischen Ethik zu betonen und sich die Last der Vergangenheit vom Halse zu schaffen. Er hat mit denen abgerechnet, die ihn wirklich oder scheinbar mißverstanden, zugleich aber, da er auf die Chronologie seiner Werke hinwies, die Wendung in seinem dichterischen Wirken angedeutet. Wie eine Beichte klingt auch die Selbstbiographie, die er am 15. September 1852 für Ruges Charakteristik niederschrieb, und hier rechnet er von „Herodes und Mariamne" die neue Epoche seines Schaffens, während diese Tragödie noch den Übergang zeigt. Die Bühne blieb ihm nun, nicht in Wien allein, für lange verschlossen, den „Michel Angelo" lernten die Wiener zum Beispiel nur durch die glänzende Rezitation Karl von Holteis kennen, still waltete Hebbel im Kreise der Freunde, bis ihn auch die Fernerstehenden endlich auf dem Höhepunkte seines Schaffens wieder erblickten.

Digitized by Google

9

Auf der Höhe

Man merkt das selbst nicht so, wie es wächst, man wird plötzlich davon überrascht, daß es da ist.

„Ich bin jetzt ruhiger, wie in den letzten zwei Jahren," so schrieb Hebbel am Silvesterabend 1850 in sein Tagebuch und sprach zum ersten Mal als Gesamtresultat aus: „Wenn ich nur behalte, was ich habe, so will ich unendlich zufrieden sein!" So mild gestimmt war er noch nie in seinem Leben, innerlich beruhigt, denn die Kräfte kamen im Wechselspiel allmählich zum harmonischen Ausgleich, äußerlich gefestigt, da die Schulden getilgt, die Situation günstig, die Anerkennung bei den Besten der Nation sichtbar war und das, was fehlte, nur an das allgemeine Menschenschicksal mahnte. Wie sein Michel Angelo war er, ohne es zu merken, aufwärts gestiegen, aus den verwirrenden Nebeln der Niederung zur überschauenden Höhe, dabei hatte sich sein Wesen geklärt und gemildert. „Himmelblau" nennt er sein kleines Künstlerdrama, die Wolken drückten nicht mehr auf ihn, und so gelang ihm am 21. Januar 1851 der versöhnende Abschluß seiner „Genoveva", versöhnend im allgemeinen menschlichen Sinn, nicht bloß im Sinne seiner tragischen Theorie. Hebbel hatte durch das Leben die Wichtigkeit der Tradition einsehen gelernt und konnte selbst der unscheinbaren Hirsch-

Digitized by Google

kuh der alten Legende den Pietätswert nicht mehr bestreiten. An seinen Dramen nahmen selbst Wohlmeinende deshalb Anstoß, weil das Ungewöhnliche, von der Tradition sich scheinbar absichtlich Entfernende die Aufnahme mühsam machte. „Wenn Sie bei der Wahl Ihrer Stoffe nicht immer erst zwei Drittel Ihrer Kräfte aufbieten müßten, um dem Publikum den Gegenstand appetitlich zu machen, so würden Sie mich, Gutzkow und uns alle so darnieder werfen, daß wir nicht wieder aufstehen könnten," sagte ihm der barsche Laube bald nach seinem Eintreffen in Wien 1848, und milder wiederholten das Kühne, Rötscher, Arnold Ruge; sie verfielen dabei freilich dem Irrtum, daß es bei Hebbel bewußt geschehe, während es sich als notwendige Folge seiner Entwicklung und Situation unbewußt einstellte. Eines aber konnte Hebbel, und darin äußerte sich der Einfluß Christinens, nämlich die Dämonen seines Innern beschwören, um das in ihm von Anfang an und gerade so stark wie bei allen großen Dichtern vorhandene Streben nach der Harmonie sich ungehemmt entfalten zu lassen. Und das gelang ihm nun allmählich, allen Schwierigkeiten zum Trotz.

Das Burgtheater wollte von seinem und von Christinens Talent keinen Gebrauch machen: „Michel Angelo" und die gekürzte „Genoveva" wurden zurückgewiesen, die früher gegebenen Stücke nicht wiederholt, Christine wieder mußte sich mit Nebenrollen begnügen, und doch zeigte die Aufführung der „Judith" in Preßburg mit Löwe und Christine, wie Dichter und Schauspielerin das Publikum hinzureißen vermögen. Franz Dingelstedt hatte mit der „Judith" in München glänzenden Erfolg. Im Frühjahre 1851 reiste Hebbel nach Berlin, um für den Sommer ein Gastspiel seiner Frau und die Wiederaufnahme der „Judith" durchzusetzen. Dort hatte Theodor Küstner den Leutnant Baron von Hülsen zum Nachfolger

Digitized by Google

im Theater erhalten, und es ließ sich daher Wichtiges für die Zukunft erhoffen, wenn ein Anknüpfen gelang. Hebbel lebte elf Tage lang in ununterbrochener Hetze, fand aber trotzdem Zeit, für Schwarzers „Wanderer" vier Reisebriefe zu schreiben und Christine fast täglich genaue Berichte zu geben, daraus entnehmen wir, wie wohl er sich fühlte und wie sehr es ihn freute, sich in Berlin geachtet und angesehen zu wissen. An Theodor Mundt und seiner Frau, der federgewandten Luise Mühlbach, an dem Ehepaar Rötscher, an Hofrat Teichmann und Max Ring fand er höchst angenehmen Verkehr; Baron von Hülsen erwies sich als ein sympathischer, entgegenkommender Kavalier, mit dem alles Geschäftliche glatt erledigt wurde; Cornelius sah er wieder, diesmal in seinem Atelier vor dem Karton mit den apokalyptischen Reitern; zum ersten Mal erblickte er aber den greisen Vertreter der Romantik, Ludwig Tieck, dem er seine Anhänglichkeit aus früher Zeit bewahrt hatte, und begrüßte in dem eben von schwerer Krankheit Genesenen mit Pietät die Vergangenheit.

Im Juli kam es dann zu Christinens erfolgreichem Gastspiel am Schauspielhause, bei dem in der Wiener Theaterbearbeitung auch die „Judith" zündend wirkte. Wieder genoß Hebbel, diesmal in Gesellschaft seiner Frau und seines jungen Freundes Emil Kuh, die Berliner Gastfreundschaft, war wiederholt bei Tieck, der großen Gefallen an seinem Umgang hatte und ihn Kuh gegenüber als den bedeutendsten Menschen seit Goethe bezeichnete, nahm von Varnhagen von Ense einen unerwartet guten Eindruck mit, erkannte das Tüchtige an J. L. Klein, dessen Produktionen ihm nur zu formlos waren, und ließ die unheimliche Glut eines mystischen Schwärmers, des Lizentiaten der Theologie Rau, über sich ergehen. Nach Hamburg machten sie einen Abstecher und sahen Elise

Digitized by Google

wieder, von deren Verhältnis zu Hebbel damals der Begleiter Kuh allerdings noch nichts wußte.

Erfrischt kehrte Hebbel nach Wien zurück, an das ihn doch, wie er überrascht merkte, schon die stärksten Bande knüpften, so daß er nur vorübergehend an einen dauernden Ortswechsel dachte; sogar zum Verteidiger der österreichischen Litteratur, besonders Grillparzers, wurde er in Berlin. Auch dieses Verwachsen mit Wien, wo er seine Heimat gefunden hatte, zeugt für die Beruhigung seines Wesens, ja er war nahe daran, sich in der Nähe von Wien anzukaufen.

Der Herbst versetzte den Dichter wieder plötzlich in die produktive Stimmung. Schon im Jahre 1845 ging ihm, noch bevor er im „Opfer des Frühlings" den Schauder der Schönheit vor sich selbst lyrisch dargestellt hatte, die Idee zu einer Tragödie auf, in der ein schönes Mädchen, von den furchtbaren Wirkungen ihrer Schönheit gepackt, das Kloster aufsuchen sollte, um den Eindruck wieder aufzuheben. Die höchste Schönheit erschien dem Dichter eben gleichfalls, wie die höchste Kraft als individuelle, tragische Überhebung gegen die Idee, darum dem Untergang geweiht, da nicht die Existenz des Einzelnen, sondern nur die Gesamtexistenz berechtigt ist; wer zu viel mitbekam, und sei es auch körperliche Schönheit, gleich der entzückenden Signora Gagiati, der gehört unter das tragische Gesetz, hat, wie Genoveva, keinen Platz im Erdenleben und fällt darum den tragischen Mächten anheim. In Rom dachte Hebbel, der sich damals im Fahrwasser des bürgerlichen Trauerspiels bewegte, nur an die Folgen im gesellschaftlichen Kreise, die Schönheit kann aber auch im weiteren Umkreis den größten Schaden stiften, was sich zur Zeit der Revolution in Bayern zeigte, wo die schöne spanische Tänzerin Lola Montez der Anlaß zu einem Regierungs- und sogar einem Systemwechsel

Digitized by Google

wurde. Wer auf irgend eine Weise hindernd in den notwendigen Verlauf der Weltbegebenheiten eingreift, der entfesselt die widerstrebenden Mächte und wird erbarmungslos zermalmt. Das stand klar vor Hebbels Geiste, jetzt fand er auch die Form dafür. Ende September 1851 begann er die „Agnes Bernauer" und schloß dieses deutsche Trauerspiel am 17. Dezember oder, da es noch einige „Mauselöcher" zu verstopfen gab, am Weihnachtsabend, las es dann auch sofort seiner Frau, Emil Kuh, Karl Werner und Debrois vor, trug ihnen aber auf, strengstens Inhalt und Titel zu verheimlichen, weil er das Zeitungsgeschwätz scheute. Der Stoff war durchaus nicht neu, denn eine „Agnes Bernauer" des alten bayerischen Dramatikers Grafen Josef August von Törring zählte lange Zeit zu den beliebtesten Repertoirestücken, und auch andere Dramatiker, die Hebbel gewiß nicht kannte, hatten die Geschichte des „Engels von Augsburg" behandelt.

Hebbel begnügte sich natürlich nicht mit einer Umsetzung der historischen Anekdote in dramatische Form, sondern suchte den Gehalt der geschichtlichen Tatsache herauszuarbeiten, das zu erfassen, was als Gesetzmäßiges hinter den Verhältnissen liegt. Ihm schien es nicht des Tragikers würdig, auf feuchte Taschentücher zu spekulieren, das Mitleid allein genügt nicht, um tragisch zu wirken, es muß die Furcht hinzukommen, sie aber faßte er als das Beugen unter die Notwendigkeit. Sollte nun das Töten einer engelschönen, unbescholtenen, reinen Frau nicht als tyrannische Grausamkeit erscheinen, dann mußte dieser Tod in seiner Unvermeidlichkeit dargestellt werden nach der Lebensregel: „Wirf weg, damit Du nicht verlierst!" und durfte nicht einem niedrigen Egoismus dienen, sondern mußte uns mit tragischer Notwendigkeit packen. Was die Historiker versäumten, der „bösen Handlung" Beifall zu geben, das wollte der Tragiker erreichen; darin lag

Digitized by Google

für Hebbel das Problem, der „Hauptpunkt", den er bei Törring vermißte, wie bei den Geschichtschreibern. Wieder behält er treulich alles bei, was historisch gegeben ist, will es nur aus den Verhältnissen und Charakteren als notwendig dartun. Er nimmt also nicht die Zuflucht zu einem Intriganten, dem alle Schuld aufgehalst werden kann, operiert überhaupt nicht mit einer Schuld im strafrechtlichen Sinn, sondern stellt die Berechtigung aller Beteiligten in den Vordergrund, um uns auf ein Höheres hinzuführen, das hinter der Erscheinungen Flucht waltet. Schon lange schwebte dem Dichter Abrahams Opfer als bedeutender Stoff vor, dann aber eine Tragödie des Königtums; nun verwertete er diese früheren Pläne, um den Herzog Ernst zu motivieren. Hier lag die größte Schwierigkeit, die Törring dadurch zu umgehen suchte, daß er seinen Vizedom vorschob und durch eigenmächtiges Handeln den Herzog entlasten ließ. Hebbel aber war niemals der Mann, einer Schwierigkeit aus dem Wege zu gehen, statt sie zu überwinden; alle Kunst bot er darum auf, uns diese Hauptfigur menschlich näher zu rücken, und schuf in seinem Herzog eine der prächtigsten Männergestalten, die ihm überhaupt gelang, wobei er ihm freilich manches aus Eigenem vorschoß, besonders die Art zu sprechen. Überhaupt zeigt das Drama wieder eine Menge der mannigfaltigsten Personen, nur fällt uns auf, daß sie diesmal viel stärker als bisher bei Hebbel auf einen Grundton gestimmt sind und eine sehr wichtige Wesensverwandtschaft verraten; darin spüren wir eine innere Harmonie, die dem Werke außerordentlich zum Vorteil gereicht und das Einzelne mit überzeugender Kraft, aber anmutig und scheinbar zufällig, zu einem Ganzen verbindet, ohne ihm etwas von der lebendigen Buntheit zu nehmen, die es haben muß. Zum ersten Mal hat Hebbel reiches Detail zur Belebung eingefügt, aber so geschickt und bei-

Digitized by Google

läufig, daß es gar keinen Raum zu beanspruchen scheint. Je fester das Knochengerüst des Stücks ist, desto anmutiger umkleidet es sich mit der Fülle blühender Gesundheit und bietet den Augen ein schönes, ergreifendes Bild alter deutscher Herrlichkeit. Kraft und Kern des Deutschtums soll sich vor uns entfalten, alles Tüchtige der Nation, ihr Beruf, ihre Aufgabe sich uns für Vergangenheit und Zukunft enthüllen. Den Hintergrund bildet darum das deutsche Reich als ein mächtiger Bau, an dem zu schaffen jeder Deutsche verpflichtet ist, weil sich „göttliche und menschliche Ordnung" darin versinnbildlicht. Wer sie stört, muß fallen, denn sie gilt mehr als der Einzelne, besteht länger und hat höheren Wert; tut er es unbewußt oder dadurch, daß seine Existenz zum Hindernis wird, dann war es sein Unglück, tut er es aber bewußt, indem er sich auflehnt und in eigensinnigem Beharren auf seinem egoistischen Standpunkt die Tradition eines halben Jahrtausends zerbricht, dann ist es seine furchtbare Schuld, auf der Fluch für alle Zukunft liegt. „Eine ernste, bittere Lehre" spricht sich darin aus, aber niemand kann sich ihr entziehen.

Das ganze Drama Hebbels ist darauf angelegt, daß es in der Schlußszene seine Krönung finde. Agnes erscheint in aller Lieblichkeit, nur mit dem Schauder vor den Wirkungen ihrer Schönheit ausgestattet; am liebsten möchte sie sich ihnen entziehen, indem sie ins Kloster tritt, aber ihr Vater hält ihr vor, daß sie dazu kein Recht habe, weil der Wettstreit zum Leben gehört. Dem jungen schönen Herzog Albrecht fliegt sofort ihr Herz zu, aber sie hält an sich, und die Liebesszene beim Tanz ist in ihrer herben Anmut glänzend gestaltet; Agnes hat sich viel zu sehr in der Gewalt, als daß sie nun blind für alles wäre, reicht endlich dem hohen Herrn ihre Hand, trotzdem sie die Gefahr kennt. „Und müßt'

Digitized by Google

ich's mit dem Tode bezahlen — das täte nichts!" Bis zum Ende bleibt sie sich getreu und bewährt sich in der Versuchung am schönsten. Auch sie wirft weg, um nicht zu verlieren, opfert ihr Leben, damit ihr Albrechts Liebe bleibe. Der Herzog Ernst auf der anderen Seite begreift Albrechts Vorgehen, denn er ist selbst jung gewesen, will nur im Prinzen das Gefühl der Pflicht wecken, und das gelingt ihm lange nicht; er versucht es mit Güte wie mit Strenge, endlich überwindet er sich so weit, den Sohn zu opfern, um das Reich zu erhalten, er ruft selbst seinen Neffen zum Thronerben aus, Gott die Entscheidung anheimstellend. Erst da ihm jeder Ausweg abgeschnitten ist, da selbst der getreue Preising nichts mehr einzuwenden vermag, erst da beschließt er mit blutendem Herzen den Tod der Unglücklichen. Nichts als seine Pflicht erfüllt er, aber es fällt ihm schwer genug, und er beschließt darum, als Mensch zu büßen, was er als Herrscher zu tun gezwungen war. Nicht wegen einer Schuld wird Agnes verurteilt, sie stirbt, um vielen anderen das Leben zu erhalten, als Stellvertreterin, als beklagenswertes Opfer für ihre Nation, und sie nimmt, obwohl sie sich retten könnte, den Tod auf sich, weil sie sich sonst beflecken müßte; rein geht sie dem Unbegreiflichen entgegen, und ihr Leiden wird zum schönsten Handeln. Den Herzog Albrecht zeichnet Hebbel als einen heißblütigen jungen Mann, der nur seinem Herzen folgt und sich mit jugendlichem Ungestüm in die Schlacht wie ins Leben stürzt. Er handelt ganz aus dem Gefühl heraus, ohne sich Rechenschaft zu geben; beim Turnier in Augsburg ruft er die Rebellion zu Hilfe, dann verbündet er sich mit seines Vaters Gegnern, obwohl er ihren Eigennutz kennen müßte, und tut alles, um seine künftige Herrschaft zu schwächen. Er ist wohl ein prächtiger Mensch, aber ihm fehlt jegliche Reife, wie sie vom Manne verlangt wird und vom Höher-

Digitized by Google

gestellten, zum Führer Berufenen nun ganz besonders. Auch er wird versucht und muß sich bewähren, wenn er des Throns würdig sein will; bis dahin läßt er sich fortreißen, gegen die Person seines Vaters und Herzogs das Schwert zu erheben, also bis zum Versuch des Vatermords, er bleibt verstockt, da Reich und Kirche drohend ihre Stimmen erheben, erst da sein Vater die verstorbene Agnes anerkennt, wird er weicher und kommt zur Einkehr, und nun reicht ihm Ernst den Herzogsstab, um ihn zum Herrn und — Richter zu machen; ein Jahr soll er ihn tragen und dann über den Vater das Urteil sprechen. Das gemahnt uns an das Vorbild, dem Hebbel unbewußt nacheiferte: den Prinzen von Homburg, das Kleistische Drama, von Grillparzers „Jüdin" wußte er nichts. Bei Hebbel wie bei Kleist wird ein hochbegabter, aber unfertiger Charakter dadurch erzogen, daß ihm das entscheidende Wort in dem Streite zufällt, nur hat Kleist diesen Moment in den Höhepunkt, Hebbel in die Katastrophe verlegt, und dann führt jener nur bis an das offene Grab, dieser aber läßt den Weg über eine Leiche gehen. Das wunderbare Bild der schönen Augsburgerin, das unser ganzes Gefühl gefangen nimmt, stellt sich uns entgegen, wenn wir die unerbittliche Logik der Tatsachen zum Schluß auffassen sollen, und so werden wir wohl überzeugt, ohne daß jedoch unser Mitleid ganz schwiege, oder richtiger gesagt, unser Gefühl in der erhabenen Schlußszene verwirrt das frühere Gefühl beim Untergange der Agnes, wenigstens zum Teil. Es ist kaum glaublich, daß jemand bei dem schweren Kampfe zwischen Vater und Sohn kalt bliebe, nur ist das Rührende leichter aufzufassen, als das Tragische, darum geht vielleicht noch nicht alles restlos auf, und fürs Theater hat Hebbel selbst später den Schluß umgestaltet.

Der Bau des Stückes verdient wieder den höchsten

Digitized by Google

Preis, denn alles fügt sich so fest und doch so unwillkürlich ineinander, daß keine Lücke bleibt, das Ganze aber frei und schön vor uns ersteht. Die einzelnen Nebenpersonen greifen ein, wo es nötig ist, und haben trotz episodischer Bedeutung volles Leben, spiegeln uns auch die Zeitepoche klar ab, soweit es für den Zusammenhang nötig ist. Die Bühnenwirksamkeit läßt sich nicht bestreiten; einzelne Szenen und ihre Aufeinanderfolge bringen feinabgestimmte Effekte und steigern sich durch ihre Kontraste, künstlerisch wohl erwogen, nicht auf Äußerliches berechnet. Weder Zugeständnis an die reale Bühne, noch Theatralik: Gereiftheit äußert sich darin. Der schlichte Stoff verlangte die schlichte Form und fand sie. Neben „Maria Magdalene" mit ihrem Grau in Grau erscheinen die leuchtenden Farben der „Agnes Bernauer" gesättigt, weniger grell als in „Herodes und Mariamne", „Judith" und „Genoveva", dafür harmonisch verteilt. Auch kann man Hebbel jetzt sicher nicht mehr vorwerfen, daß er seine Personen von Innen heraus, statt von Außen, geschaut habe; sie stehen und bewegen sich vor ihm als Teile des Bühnenbildes, weil er durch den häufigen Besuch des Burgtheaters auch diese Seite der Technik nun voll beherrschen gelernt hat, ohne dadurch etwas an der Innerlichkeit einzubüßen. Hebbel ist der Höhe seines Schaffens genaht.

Als den Juwel in Hebbels Krone begrüßte Dingelstedt, der erfahrene Theatermann, das Drama, da er es zu Beginn des Jahres 1852 erhielt, kurz nachdem Melchior Meyr seine Agnesbearbeitung in München eingereicht hatte. Dieses Werk an sich war allerdings nicht zu fürchten, denn die ungünstigen Urteile, die Dingelstedt und Hebbel übereinstimmend fällten, erscheinen uns heute fast noch zu mild. Aber Meyr kam als „Bayer" und als Günstling Schellings trotzdem stark in Betracht, überdies

Digitized by Google

hatte er das Stück auch in Berlin eingereicht, wo es nach Berichten sofort aufgeführt werden sollte. Dingelstedts Stellung in München erheischte große Vorsicht, denn die „Fremden" erfreuten sich keiner großen Liebe bei den „Altbayern". Aber Hebbels Stück flößte ihm Vertrauen ein, und es gelang ihm, Meyrs „Agnes Bernauer" abzulehnen. Christine freilich als Gast für die Vorstellung zu gewinnen, war unmöglich, denn Urlaube mitten im Spieljahr galten damals noch für unerhört; aber Hebbel sollte nach München kommen, um seinen Triumph mit anzusehen, und ging nicht ungern auf den Vorschlag des Freundes ein. Am 19. Februar abends setzte er sich in den Postwagen und war am 21. um Mitternacht in der Stadt, die er vor fast genau dreizehn Jahren mit Schmerz als armer Fußwanderer verlassen hatte. Bei seiner Vergangenheit war Hebbel nun zu Gaste und besuchte mit melancholischem Gefühl die Stätten, die ihn einst schwer hatten leiden und kämpfen sehen. Seine Gedanken aber führten ihn hinüber an den Donaustrom, wo der große und der kleine „Pinscher" alles Glück des Menschenlebens für ihn bedeuteten; niemals früher durchdrang ihn so vollständig das Gefühl für die Seligkeit, die ihm aus dem Bunde mit Christine erwachsen war, wie während der glänzenden Münchner Tage. Man kam ihm mit größter Herzlichkeit entgegen und riß sich förmlich um ihn; alle Kreise wetteiferten in der glänzendsten Aufnahme, die Gelehrten und Kunstfreunde, die Schauspieler und die Maler, auch der Hof, König Max und die schöne Königin Maria wie der alte König Ludwig. Der Kontrast gegen die Hungerjahre von einst war schneidend genug, denn jetzt floß der Champagner in Strömen, während damals trockenes Brot und selbstbereiteter Kaffee oft die einzige Nahrung gebildet hatten; jetzt bat man Gesellschaften auf denselben Menschen zusammen, der drei-

Digitized by Google

zehn Jahre früher einsam oder mit der kleinen Tischlerstochter Beppy die Tage verbringen mußte, sogar in dem Hause, wo er zaghaft den ihm heißen Boden des Salons zuerst betreten durfte, war er nun der Mittelpunkt eines glänzenden Festes. Am treuesten nahm sich Dingelstedt seiner an und verband weitere Pläne mit diesem vorübergehenden Besuch; er wollte das Ehepaar Hebbel ganz nach München ziehen, Christine sollte die ihr angemessene Tätigkeit am Theater finden, Hebbel aber den Kreis der tüchtigen Männer durch seine Persönlichkeit bereichern, den König Max um sich versammelte. Hebbel selbst bezeugte allerdings Lust zu kommen, nur verhehlte er in seinen schönen Briefen an Christine nicht, daß die Verhältnisse unsicher seien und der Entschluß daher gründlich überlegt werden müsse. Den guten Eindruck, den er allenthalben hervorbrachte, bei den maßgebenden Herren der Gesellschaft wie bei den Damen, konnte er bemerken, ebenso den Wunsch, ihn für München zu gewinnen; es wurde sogar betont, der Zeitpunkt sei besonders günstig, aber Hebbels Bedenken schwanden nicht, zumal wenn er den Unterschied der Gagenverhältnisse betrachtete. Wegen der „Allgemeinen Zeitung" mehr als wegen der „Agnes" besuchte er Augsburg für einen Tag und fand bei Kolb und Otto Braun eine sehr freundliche Aufnahme, sah sogar eine Probe seiner „Judith". Dieses Drama ward auch in München vor der Aufführung des neuen Stücks wiederholt und trug Hebbel einen zweimaligen Hervorruf ein. Die Première war durch verschiedenes verzögert worden, so daß Hebbel seinen 39. Geburtstag fern von den Seinen verleben mußte, was sein biographisch wichtiges und durch die Stimmung bedeutsames Gedicht „Ein Geburtstag auf der Reise" hervorrief; endlich am 25. März kam die „Agnes Bernauer" mit Fräulein Damböck, nachmals Frau Straßmann, Büttgen (Ernst), Richter

Digitized by Google

(Albrecht), Joſt (Caſpar Bernauer), Chriſten (Törring), Keller (Preiſing) und Schmid (Theobald) zwar mangelhaft, aber ſzeniſch ſehr wirkungsvoll zur Darſtellung. Dabei ſpielten aber die politiſchen und ſozialen Zuſtände Münchens, was Dingelſtelt bei der Generalprobe zu ahnen begann, auf das empfindlichſte herein. Später gab er einen ſehr anſchaulichen Bericht. Die erſten Akte wurden begeiſtert aufgenommen, aber die glänzend inſzenierte Turnierſzene erregte von dem Augenblick des offenen Zwiſtes zwiſchen Vater und Sohn allgemeines Entſetzen, ſo daß nach dem Fallen des Vorhangs ſtürmiſcher Beifall von den Galerien mit dem Ziſchen aus den Logen ſtritt und die Aufmerkſamkeit mehr abſorbierte als der weitere Verlauf des Stückes; die dargeſtellten Ereigniſſe waren den vor kurzem erlebten denn doch zu ähnlich, als daß man zu ruhigem äſthetiſchen Genuß fähig geweſen wäre, und gegen die Regierung des Königs Max gärte es in den altbayeriſchen Kreiſen. Wenn alſo Albrecht die Bürger und Bauern gegen den König und den Adel aufrief, dann fand das Drama ein durchaus unbegründetes, aber begreifliches Echo, das nur auf dieſem und keinem anderen Schauplatz ſich einſtellen konnte. König Max war übrigens vorurteilslos genug, an der Szene keinen Anſtoß zu nehmen und den Dichter nochmals zur Audienz zu laden, um ihm dies zu ſagen. Aber die Zeitungen ſchlugen Lärm und — Joſt wurde krank, ſo daß die Wiederholung unterblieb. Wieder wie beim „Rubin“ war ein politiſches Moment dem Stück gefährlich geworden, weil das Publikum an ſolche außeräſthetiſche Anſpielungen gewöhnt war, was Hebbel ſchon 1850 in dem Aufſatze „Über die ſogenannten politiſchen Demonſtrationen bei theatraliſchen Vorſtellungen“ ſcharf gerügt, aber auch aus den Verhältniſſen erklärt hatte. Schon in München erwarb Baron Zigéſar die „Agnes“ für Weimar

Digitized by Google

und brachte sie am 18. September 1852 mit starkem, hierauf Stuttgart mit glänzendem Erfolg auf die Bühne. Laube wurde sie auch angeboten, aber die Intendanz verlangte solche Änderungen, daß sich Hebbel zu gelegentlicher Kennzeichnung des reaktionären Geistes ein dreifaches Verzeichnis aller dieser kleinlichen Maßnahmen anlegte.

Zum Münchner Gastspiel Christinens während der Sommerferien 1852 kam es nun nicht, da der Plan mit München natürlich fallen gelassen wurde; auch Hebbels Berufung ans Weimarer Theater als Intendant kam nicht zustande, dafür machte er mit seiner Frau eine Reise nach Venedig und Mailand und nahm einen nachhaltigen Eindruck von der Lagunenstadt mit, interessierte sich auch für die Lage der österreichischen Herrschaft in der Lombardei. Mit Österreich war er überhaupt immer mehr verwachsen, so wenig es für ihn tat.

Das zeigt die einzige größere Arbeit, die er im Winter 1852 auf 1853 vornahm, die Lebensskizze Ernst von Feuchterslebens. Den Nachlaß hatte Hebbel, dem Wunsche der Witwe folgend, schon 1851 herauszugeben begonnen, ohne sich die Mühen der Aufgabe vorher richtig zu überlegen. Kein inneres Bedürfnis trieb ihn dazu: den trefflichen Gelehrten und Mann hatte er fast gar nicht persönlich gekannt; die Verhältnisse, aus denen Feuchtersleben hervorwuchs, waren ihm fremd; die Personen wenigstens nicht vertraut, die in dessen Leben eine Rolle spielten, nur seine Lebensgefährtin kannte er genauer. Wir erfahren auch nicht, wie viel von den herauszugebenden „sämtlichen Werken" Hebbel und in welcher Form sie ihm vorlagen, so daß wir uns über diese Seite seiner Tätigkeit kein Urteil zu bilden vermögen. Nur Material aus den ersten drei Bänden hatte Feuchtersleben schon größtenteils selbständig publiziert, alles andere mußte den hand-

Digitized by Google

schriftlichen Papieren entnommen werden. Aus „Konfessionen", kurzen Aphorismen und aus Epigrammen ersah Hebbel, wie ablehnend sich Feuchtersleben gegen die ganze neuere deutsche Litteratur verhalten habe bei all seiner ehrlichen Begeisterung für das Gute. Da Hebbel nun im letzten, erst 1853 ausgegebenen Bande das Bild des Menschen und Schriftstellers zu entwerfen hatte, hielt er es für seine Pflicht, das Individuum zu entwickeln, zugleich aber seine Urteile zu kritisieren; er bot daher eigentlich keine Biographie, sondern einen litterarischen Essay, dem er einzelne Gedenkblätter des Nachlasses einfügte. Man vermißt eine Schilderung der Zustände, aus denen Feuchtersleben hervorging, ebenso wie die Ausführlichkeit, die gerade bei einer Lebensgeschichte so wichtig ist. Alles wird nur skizziert, vieles durfte mit Rücksicht auf andere noch nicht offen ausgesprochen werden, bei manchem mußte eine Andeutung genügen, und so erhalten wir auch keinen Einblick in das Wesen des Menschen, obwohl aus einzelnen bezeichnenden Anekdoten Schlüsse gezogen werden können. Der Darsteller trennt sich überdies notwendig vom Dargestellten, weil er kein eigentliches Verhältnis zu ihm gewinnt. Vom Dichter Feuchtersleben hält er nicht viel, denn er vermißt den „treibenden Nerv", die Notwendigkeit des Schaffens in der Lyrik; von der Dramatik scheint er überhaupt nichts gewußt zu haben, denn die beiden Alexandrinerlustspiele „Der kleine Liebesbote" und „Die Fremden" fehlen im Text und werden in der Biographie nicht einmal genannt, und die kleinen epischen Rahmenerzählungen der „Konfessionen" und der „Lebensblätter" sah Hebbel nur als schwachen Nachklang des Tieckischen „Phantasus" an. Die Epigramme dagegen vermochte er zu billigen, weil in ihnen Feuchterslebens Lebensresultate niedergelegt waren. Den Kritiker Feuchtersleben ließ er auf dem Gebiete der bildenden Kunst un-

Digitized by Google

bestritten gelten, auf dem litterarischen aber nur virtuell, nicht in allen Einzelheiten, und entwarf mit wenigen kräftigen Strichen ein Bild dessen, was ihm in der zeitgenössischen Poesie kräftig erschien. Gegen Feuchterslebens Kritik hat er einzuwenden, daß sie kein richtiges Urteil über das Wesen der Form besitze, wodurch sie mitunter besonders bei neuen Erscheinungen auf Abwege geraten sei. Am höchsten stellt er den Populärphilosophen Feuchtersleben, und zwar deshalb, weil er am reinsten das innere Wesen des Schriftstellers enthüllt. Es ist nämlich nicht zu leugnen, daß Hebbel einen tiefen Blick in den Kern von Feuchterslebens Persönlichkeit tat, indem er seine Menschlichkeit als das Bezeichnendste an ihm hervorhob; auch neuere Darsteller sind über Hebbel hier nicht hinausgekommen. Feuchtersleben als ein Ruhepunkt im Dualismus erfreute ihn, das Reinmenschliche pries er an ihm, und so ward er trotz der strengen Wahrheitsliebe seines Urteils doch ein Lobredner des Mannes, wenn auch nicht so, wie man es in Nekrologen gewöhnt war. Und mit Feuchtersleben erhielt auch dessen Vaterland Preis, denn von Österreich erwartete Hebbel den neuen Aufschwung der deutschen Poesie. Jedesfalls bewies Hebbels Skizze, wenn sie auch mehr kritischer als litterarhistorischer Art war, von neuem seine Gabe, litterarische Themen anregend und förderlich zu behandeln. Darum ist es begreiflich, daß man in Wien daran dachte, ihn für die damals energisch in Angriff genommene Reform des höheren Unterrichts zu gewinnen. Es galt, einen Teil der Schranken einzureißen, die bisher die Entwicklung der Gymnasien und Universitäten gehemmt hatten. Graf Leo Thun berief ausgezeichnete Männer aus Deutschland und führte durch sie in Verbindung mit den besten Schulmännern Österreichs den Neubau des höheren Schulwesens auf. Hebbel sollte ein Lehrstuhl der Ästhetik an der Technik

Digitized by Google

oder der Universität verschafft werden, doch gelang es nicht, warum, läßt sich bei dem Mangel aller Akten nicht mehr feststellen. Oskar von Redwitz wurde an die Universität berufen, schied aber bald wieder von dem Posten, dem er nicht gewachsen war. Hebbel hätte vermutlich auch nicht völlig gepaßt, denn so glänzend er im peripatetischen Gespräch seine Ansichten zu entwickeln verstand, so schwer fiel es ihm, Reden zu halten, und das schriftliche Abfassen von systematischen Kollegienheften hätte für ihn einen übermäßigen Zeitaufwand bedeutet. Wahrscheinlich hatte man Vorträge im Sinn, die sich an ein größeres, gebildetes Publikum, nicht an eigentlich Studierende wenden sollten, wie sie Eitelberger über Kunstgeschichte abhielt und später E. Hanslick über Musik. Da wäre Hebbel allerdings an seinem Platze gewesen, nur zeigt ein späterer Versuch durch die Notizen, die er sich für Vorträge über das Drama machte, daß er sofort wieder, des trockenen Tones satt, in den Vers überging. Von dem „ewigen Am Pult Sitzen" hatte Hebbel keinen Begriff, ihn trieb es hinaus, weil er auf weit ausgedehnten Spaziergängen am besten produzierte; die Schreibtafel begleitete ihn dabei, und in ihr hielt er mit hieroglyphenartigen Zeichen rasch das Vollendete fest, so daß er den Vorübergehenden oftmals auffiel und in der Zeit des berüchtigten „Naderertums" allerlei Mißverständnissen ausgesetzt war.

Die politischen Verhältnisse hatten sich wieder verfinstert, aber Hebbel blieb der Alte mit seinem konservativen Liberalismus, der sich weder nach oben noch nach unten beugte. Das bewies er nach dem Attentat Johann Libényis, das am 18. Februar 1853 das Leben Kaiser Franz Josephs bedrohte, durch seinen ernst mahnenden, Zentralismus und Anschluß an Deutschland fordernden Zuruf „An des Kaisers von Österreich Majestät". Aber

Digitized by Google

dieſes Gedicht ſoll die Herausgabe des Albums bis 1858 verzögert haben, für das es vom Miniſterium erbeten worden war. Bald ſollte Hebbel noch ſtärker den neuen Geiſt zu fühlen bekommen, denn Laube beſchloß einen Verſuch mit der „Genoveva“ zu machen; die „Agnes Bernauer“ war von ihm als ungeeignet für die Hofbühne zurückgewieſen worden, nun konnte er unmöglich das Stück, in dem eine Heilige der katholiſchen Kirche auftrat, für paſſender halten. Was ihn alſo beſtimmte, läßt ſich nicht ſagen, vielleicht imponierten ihm die Urteile eines Gervinus, eines Rückert, die Hebbel die erſte Stelle unter allen Zeitgenoſſen anwieſen. Jedesfalls bereitete ſchon das Vorſpiel dem Dichter unſäglichen Verdruß. Hebbel hatte den Sommer zu einer Reiſe nach Norddeutſchland benutzt, in Dresden mit Gutzkow herzlich wieder angeknüpft, in Halle Robert Prutz kennen lernen, in Hamburg, wo er mit Chriſtine zuſammentraf, hauptſächlich mit Wienbarg und Julius Campe verkehrt und in Helgoland ſeinen Jugendgenoſſen Franz als ehrſamen Apotheker geſehen; nach ſeiner Rückkehr ging der Ärger los, er ſollte das Stück kürzen, dann überarbeiten, alles Anſtößige tilgen, und ſo ging es hin und her, bis er ſich ſo erregte, daß ihn eine Gelbſucht als Folge des Gallenfiebers befiel und ſeine Haare ergrauten. Nicht einmal der Titel war geblieben, als „Magellona“ verhüllt, als Gattin des Rheingrafen Sigurd erſchien die „Genoveva“ am 20. Januar 1854 auf dem Burgtheater, Golo hieß Bruno und Drago hieß Dankwart, ſelbſt andere Namen waren geändert. Die Aufnahme ließ nichts zu wünſchen übrig, Hebbel wurde nach jedem Akt und am Schluſſe wiederholt gerufen, doch ermattete das Intereſſe des Publikums etwas während der letzten zwei Akte und hob ſich erſt im Nachſpiel wieder zur Höhe des Anfangs; das Gräßliche, das „bis ins innerſte Mark einſchnitt“, wurde als hart und

Digitized by Google

spröde empfunden. Das Stück übte jedoch eine solche Anziehungskraft, daß es mit steigendem Besuch binnen vierzehn Tagen noch fünfmal wiederholt werden mußte, bis es auf Einspruch der klerikalen Partei von den Brettern verschwand und damit Hebbel für lange Zeit überhaupt vom Burgtheater. Glänzend war neuerlich die Sage widerlegt worden, daß seine Stücke sich der Bühne nicht fügten, aber man hielt ihn fern, obwohl er noch lange nicht sein letztes Wort gesprochen hatte.

Schon war wieder der erste Akt einer neuen Tragödie entstanden, auf die ihn ein Zufall führte. Der unter dem Pseudonym Jean Charles schriftstellernde Beamte an der neubegründeten Bibliothek der Polizei-Hofstelle in Wien, Karl Braun von Braunthal, wies Hebbel gelegentlich eines Besuches auf die Geschichte von Kandaules und Gyges hin, die sich 1819 auch Grillparzer, und zwar für eine Tragödie des Selbstvertrauens, notiert hatte. Hebbel kannte den Stoff nicht und las die Anekdote sofort in Pierers Konversationslexikon nach; sie zündete bei ihm, und noch an demselben Abend dichtete er zur Goldprobe die Szene zwischen Gyges und Kandaules im zweiten Akt. Die von Herodot, Plato und Cicero erzählte Geschichte war ganz darnach angetan, Hebbel zu packen, denn sie stand mit seiner bisherigen Dramatik im Zusammenhang. Eine Königin wird durch ihren Gatten so tief verletzt, daß sie Rache nehmen muß, ganz so wie Mariamne durch Herodes; Schönheit, die weit über das gewöhnliche Maß hinausgeht, ruft das Verderben herauf, wie bei Agnes Bernauer; ein Weib, vom Manne zur Sache herabgedrückt und dadurch innerlich vernichtet, heischt Sühne, wie Judith; diese Ähnlichkeiten fallen sofort ins Auge. Doch auch die Männergestalten der Geschichte, Kandaules und Gyges, schließen sich an Siegfried und Golo, an Herodes und Soemus, an Holofernes, an Horst und Eduard und

Digitized by Google

vervollständigen den Typus. Die Anekdote bot Hebbel darum etwas Wesensverwandtes und lockte zur Dramatisierung; wir verstehen aber auch, weshalb der Dichter dem Stoffe doch nicht recht traute: von Wiederholungen in der Kunst hielt er nicht viel, und schien nicht alles hier sich zu wiederholen, was er bereits geschaffen hatte? Selbst als er schon ziemlich weit fortgeschritten war, glaubte er noch immer, das Stück — ein griechisches Stück von Friedrich Hebbel! — werde Torso bleiben. Zuerst trat die Krankheitsperiode hindernd zwischen ihn und sein Werk, dann, als etwa die Hälfte vollendet vorlag, war die unfruchtbare Jahreszeit für ihn gekommen. Im Sommer begab er sich mit Christine zur Kur nach Marienbad in Böhmen, wo er hauptsächlich an Friedrich von Uechtritz, den er seit seiner Jugendzeit verehrte, dann an Gustav zu Putlitz anregenden Umgang fand, aber nicht einmal zum Wiederlesen, geschweige denn zum Fortsetzen seiner „Rhodope" kam. Er genoß die schöne Landschaft, sah und sprach in Königswart den Fürsten Metternich, der ihm durch seine Konversation imponierte, hielt sich auf der Rückreise zum ersten Mal in Prag länger auf und besuchte die historisch und künstlerisch bedeutsamen Stätten, machte, durch Bogumil Dawison angeregt, einen Abstecher nach Dresden, um die „Judith" zu sehen, die aber wegen der plötzlich eingetretenen Landestrauer abgesagt wurde, am 13. August war er wieder daheim, am 14. November lag „Gyges und sein Ring" fertig vor ihm. Vier Tage später schloß in Hamburg die müden Augen jenes Wesen, das mit seinen traurigsten Lebenszeiten unlösbar verknüpft war: Elise Lensing, über deren letzte Schicksale wir so gut wie nichts wissen.

Uechtritz bewunderte den „edlen Stil" an Hebbels Persönlichkeit, „bei aller Schlichtheit etwas in Haltung und Bewegung edel Unbeengtes und ruhig Sicheres".

Digitized by Google

Wir wissen, daß es sich Hebbel durch unverdrossenes Arbeiten an sich selbst, im Kampfe mit einem leidenschaftlichen Naturell abgerungen hatte, und finden im „Gyges" den ersten reinen Ausdruck dieses „edlen Stils", griechisch im Sinne der Goethischen „Iphigenie" und der „Natürlichen Tochter", mit dem französischen Klassizismus eines Racine wetteifernd durch die gehaltene Form, aber modern im Geist und in der Psychologie. Die Linien sind mit künstlerischer Feinheit gezogen und umreißen die Gestalten wie die Situationen zart und keusch; alles ist sorgfältig abgetönt, um dem Ganzen zu dienen, die Farben werden leicht und anmutig aufgetragen, vertiefen sich im Hintergrund, der eine weite Perspektive eröffnet. Die „Einheiten" hat Hebbel diesmal gewahrt und aus der antiken Anekdote nur das beibehalten, was sich ihnen anpaßt, so treu er ihr sonst folgt. Die Hauptaufgabe bestand darin, uns die Personen und die Handlung menschlich faßbar zu machen, dabei bot ihm Herodot für Kandaules und Gyges schon sehr viel, für die Königin, der Hebbel den unhistorischen Namen Rhodope gab, wenigstens den Zug: „wenn ein Weib das Kleid auszieht, so zieht es zugleich die Scham aus". Unmöglich beizubehalten war die Form des Hauptmotivs, denn bei Herodot sagt Kandaules zu Gyges über die Schönheit seiner Frau: „mache, daß du sie nackt siehest", und doch lag hier der springende Punkt, der nicht zu umgehen war. Die Verletzung der Königin mußte so groß erscheinen, daß die weiteren Folgen mit Notwendigkeit daraus abgeleitet werden konnten, wenn nicht alles ein Spiel bleiben sollte. Hebbel erreichte dies auf doppelte Weise, durch die Charakteristik Rhodopes und durch ein andeutendes Symbol, den Diamanten. Er verlieh der Königin jene Zartheit, die etwa an Damajanti das Mondlicht beschämt, wie es im indischen Epos heißt; Adolf

Digitized by Google

Holtzmanns „Indische Sagen" legten ihm diesen Zug nahe. In jenem Indien gilt schon eine äußerliche Unreinheit als verderbenbringend, was zum Beispiel Nala zu seinem Verhängnis erfährt; dort hält sich die Frau fern vom Treiben der anderen, hüllt sich tief in ihre Schleier und führt ein träumendes Blütenleben, „wie eine Wunderblume". So erscheint nun Rhodope, der Schleier ist ein Teil ihrer selbst, wunschlos lebt sie und träumt sie, allem Lauten abhold, darum leicht verletzbar; kein Mann außer ihrem Vater und ihrem Gatten hat sie unverschleiert gesehen, und Kandaules, der in ihr tiefstes Innere blicken durfte, versteht sie so wenig als Siegfried seine Genoveva, sie ist ihm nur ein Besitz, der köstlichste, die Krone seines Schatzes, aber mehr nicht. Er zerrt an ihrem Schleier, möchte sie hinüberreißen aus ihrer Welt in die seine, wie er ungestüm alles nach seinem Ideal einzurichten sucht; überall sieht er die Schranken, die ihm als Hindernisse der Entwicklung gelten, er will den Andern ein neues Ideal geben, ohne zu bedenken, daß dies unmöglich ist, wenn es sich nicht notwendig entwickelt. Sein Wollen ist groß und erhaben, aber seine Kraft entspricht nicht; er möchte, ein würdiger Enkel seines Ahnen Herakles, die Welt von den neuen Ungeheuern säubern, nur fehlt ihm das richtige Mittel und der nötige Ernst. Mit leichtem Sinn rührt er an das Bedeutende, froh seiner Abenteuerlust, halb männlich und halb jugendlich unfertig, dadurch gerät er in Konflikt, erlangt aber allmählich Klarheit und reift immer mehr. Wieder ein Orientale, der sein Ich unbeschränkt zur Geltung bringt, dabei die Nebenmenschen nicht viel beachtet und daran zugrunde gehen muß. Ihm gegenüber der Grieche Gyges, ein Jüngling voll Lebenskraft, ein Künstler und eine Natur, die sich zu beschränken versteht; noch unberührt von der Liebe, weiht er dem Freunde das, was an Gefühl in ihm waltet, dem Älteren

Digitized by Google

gibt er den Königsring, dessen er sich nicht würdig hält — „Wirf weg!“ —, ihm gehorcht er sogar, da ihn sein Inneres warnt. Dann aber, nachdem er Rhodope gesehen und einen Diamanten geraubt, „weil er an ihrem Halse —“, ist er verwandelt, berauscht, ein anderer geworden und möchte sterben, um den Frevel zu sühnen, um dem Verlangen zu entgehen. Ein zweiter Golo wird er zur Frau seines Freundes von Liebe erfüllt, aber diese Liebe tritt nicht mißgeboren hervor, zeugt darum nicht Haß, sondern Ergebung, und entfaltet sich am reinsten, da er dem Tod ins Auge zu blicken meint. Alle Schuld nimmt er auf sich, weil er Rhodope nicht aus ihrem Wahne reißen möchte, daß Kandaules ihrer würdig sei; aber das kann der König nicht annehmen, und so bricht über Rhodope das Letzte zusammen, was sie aufrecht halten könnte, sie muß den Tod ihres Gatten verlangen, um sich dem andern zu vermählen, dem schon einmal das Gattenrecht abgetreten worden war, und dann zu sterben — wirf weg, damit Du nicht verlierst!

Bei Herodot handelt es sich nun aber nicht bloß um die Frau, sondern auch um die Krone, die Gyges mit der Frau erhält; das gab Hebbel die Veranlassung, das staatliche Moment mit zu verwerten, wieder konnte jedoch nicht das heimtückische Vorgehen wie beim Historiker beibehalten werden. Wie Gyges mit Kandaules um die Gattin ehrlich im Zweikampf ficht, so ringt er, ohne es zu ahnen, mit ihm um die Gunst des Volkes, die sich ihm schon zukehrt, da er selbst gar nicht daran denkt. Das persönliche Motiv erhält hiedurch einen historischen Hintergrund, dieser aber besteht nicht in dem jetzt ganz gleichgültigen Wechsel zwischen der Regierung der Herakliden und der Mermnaden, sondern in einem Übergang von einem despotischen zu einem freiheitlicheren System, wie im „Rubin“. Dazu dient die prächtige Figur des treuen Thoas und im letzten

Digitized by Google

Akt die tiefsinnige Rede des Kandaules über den Schlaf der Welt, doch bleibt es durchaus begleitendes Motiv, das Hauptmotiv stützend, nicht schädigend. Ganz Hebbels Erfindung sind die Mädchen in Rhodopes Gesellschaft, von denen besonders die schöne Lesbia so wichtig eingreift, sind ferner die Veränderungen des Schlusses und endlich die feinen Verknüpfungen. Nichts Rauhes blieb, eines fügt sich so geschmeidig ins andere, als hätte es gar nicht anders sein können, ziehen allmählich die Wolken auf und umhüllen den Horizont, der erst gegen den Schluß wieder die Aussicht auf neue Helligkeit zeigt. Die Sprache, der Vers erhalten Stil, ohne das Charakteristische zu verlieren, die Tragik bleibt, was sie sein muß, die unerbittliche Notwendigkeit, aber sie erschließt sich leichter als in der wesensähnlichen „Agnes".

Jetzt hat Hebbel den Höhepunkt erreicht. Was in ihm lag als Eigentümliches, Persönliches, das erscheint nun geklärt, gereift, Grillparzer sagte: filtriert, Uechtritz: gemildert. Fremdartig ist auch hier manches, nur wird es dem Verständnis nahegerückt und allgemein menschlich gemacht. Es fehlt nicht an einer Idee, die übrigens Hebbel selbst erst zum Schluß aufging: die Sitte hält alles zusammen, ihre Verletzung, selbst die kleinste, zieht die bedeutsamsten Folgen nach sich. Die Charakteristik ist treffend, ergibt sich aber durchaus indirekt aus den Handlungen oder aus der Art, nicht wie früher aus dem Inhalt der Reden, nur dort charakterisiert sich Gyges selbst, wo der strengste Realismus es erheischt, wo er sich anklagt und eigentlich verleumdet, um Kandaules zu entlasten. Die Situationen werden künstlerisch herbeigeführt und gesteigert, wobei das Äußere diskret mitwirkt und die Stimmungen ohne Härte wechseln. Die Personen entwickeln sich alle, im und durch den Zusammenstoß, so daß unsere Aufmerksamkeit bis zum Schluß für alle gleichmäßig wach-

Digitized by Google

gehalten wird; auch spielen sie durchaus, was Hebbel zuerst in der „Agnes" gelang, miteinander, nicht bloß nebeneinander, wie zum Teil noch in „Herodes und Mariamne". Hebbel hätte nun die gereifte Frucht seiner Kunst darbieten können, aber er mußte vorerst dieses Stück „in den Kasten" legen, niemand begehrte darnach, so glaubte er wenigstens und — beschied sich.

Darin lag die Errungenschaft seiner allmählichen und stetigen Entwicklung, die ganz mit seiner Weltanschauung übereinstimmte. Sein Streben ging von dem Augenblick an, da er sich seiner selbst bewußt geworden war, dahin, sich emporzuarbeiten, indem er den Kreis seiner individuellen Kraft erweiterte; das erschien ihm als Gesetz für den Menschen. Aber von Anfang an stak, vielleicht als Erbe des zähen niedersächsischen Stammes, dem er entsprossen war, ein beharrendes Moment im Kern seines Wesens, das Bedürfnis, eine feste Form für sich zu finden. Diese beiden Prinzipien, das zentrifugale und das zentripetale, kämpften miteinander durch lange Zeit; das eine trieb ihn hinaus in die Welt mit heißem Verlangen, das andere führte ihn dann immer wieder in die Einsamkeit, selbst in einer Stadt wie Paris; jenes zog ihn zu den Menschen, in deren Verkehr er seiner inneren Arbeit am besten Ausdruck zu geben vermochte, dieses ließ ihn immer wieder bei sich selbst Einkehr halten, weil er dann mit dem Urgrund alles Irdischen verkehrte. In diesem Sinne schrieb er das Wort nieder: „Der tiefe Mensch arbeitet in Gesellschaft, genießt in der Einsamkeit". Jetzt konnte er aufbrausen und im Zorn rücksichtslos den Liebsten verletzen, im nächsten Moment aber rührend kindlich mit einem holden Wort die Versöhnung herbeiführen. Der Dualismus ging mitten durch sein Wesen und ergab das merkwürdige Gemisch von Härte und Milde, das so verschiedenartige Urteile hervorrief. Aber je älter Hebbel wurde, je mehr das

Digitized by Google

Glück in seinem Hause heimisch wurde, um so stärker trat die Harmonie hervor und machte sich auch in seiner Poesie geltend. Was er schon in dem Münchner Vers: „Hab' Achtung vor dem Menschenbild" gefordert hatte, das begann nun seit seinem Eintritt in Wien, besonders aber seit der Revolution lebendig zu werden und erhielt zuerst in „Herodes und Mariamne", dann noch klarer im „Gyges" dramatische Gestalt. Das Verhältnis seines individuellen zum allgemeinen Kreise ward ihm immer deutlicher, er lernte sich bescheiden. Wieder hören wir das Wort: „Wirf weg, damit Du nicht verlierst!"

Die nächsten Jahre zeigen immer stärker, wie aus den Dissonanzen eine „Seligkeit" von ihm errungen wird, die ihn alles Widerstrebende seiner Natur überwinden ließ. „Ich will das Üble um des Guten willen gern ertragen," so sprach er jetzt. Hielt er früher wohl den Atem bis zum Zerplatzen an, nun freute er sich, wie Goethe, des Segens, der im Ein- und Ausatmen liegt, war glücklich über die Muschel, die ihn beherbergte, auch wenn sie nicht der Ozean rollte. Ein Lieblingsausdruck seiner Jugendzeit hieß: „aufpeitschen", jetzt kommt er nicht mehr über seine Lippen, immer häufiger dafür der Wunsch: möge alles bleiben, wie bisher. Manches wurde sogar noch besser, wenngleich die Produktion nicht mehr so reich sprudelte, wie ehedem.

Im Juli 1855 besuchte er zum ersten Mal mit den Seinen Gmunden, wo ein neugewonnener Freund, der Hofrat und Polizeidirektor Roe von Nordberg, eine Villa besaß; da war er nun mitten in der großen Gebirgswelt, die ihm das Erhabene bot, in einer Form, daß er sofort begeistert ausrief: „Das ist Harmonie!" Am 16. Juli bestieg er mit Baron von Wenningen-Ingelheim und Graf Schmiedegg das Höllengebirge, sah ewigen Schnee und sogar Gemsen in ganzen Rudeln; der See, die Berge

Digitized by Google

ringsum entzückten ihn so, daß sein Verhältnis zur Landschaft sich vertiefte. Am 8. August kaufte er von dem Gelde, das er mühsam in den letzten Jahren gespart und schon immer sicher hatte anlegen wollen, weil er einen Staatsbankerott fürchtete, ein Bauernhaus in Orth bei Gmunden, wozu ihm Nordberg riet. Am 21. schrieb er zum ersten Mal im eigenen Besitz und freute sich kindlich, daß er es so weit gebracht hatte. Es war ein bescheidenes Häuschen mit einem Garten, bot aber den Blick auf den Traunstein und den See und war billig: die erste Rate betrug nur 300 fl., der Gesamtpreis etwa 3000 fl. C. M. Dafür konnte man schon, wie Hebbel in der ersten Nacht tat, auf der Bank des Bauernstübchens schlafen. Eine Jean-Paulische Stimmung überkam ihn, und halb ernst, halb übermütig schrieb er an Emil Kuh: „es gibt eine Tür, aus der ich nicht herausgeworfen werden kann, und einen Garten, über dessen Planke ich nach Belieben klettern oder springen darf, ohne daß mir irgend ein Mensch etwas darein zu reden hat .... ich könnte mir selbst die Fenster einwerfen, um zu erproben, ob ich wirklich Eigentümer sei.“ Er zählte die dreizehn Obstbäume seines Gartens auf und fühlte sich in seine Kinderzeit versetzt, wenn er eine Birne oder einen Apfel fallen hörte. Und er bewunderte stets mit neuem Entzücken die Aussicht auf den Traunstein, den er in verschiedenen herrlichen Beleuchtungen sah, sogar im Alpenglühen. Ringsum die große Natur, er aber saß unter einem Apfelbaum und überlegte noch Einzelheiten des „Gyges“ mit Wilhelm Gärtner. Dieses Häuschen mitten in der erhabenen Gebirgswelt — ist es nicht ein Symbol für das, was Hebbel jetzt erreicht hatte?

Bald nach der Rückkehr aus Gmunden begann Hebbel ernstlich an den „Nibelungen“ zu arbeiten; schon seit mehreren Jahren scheint er mit diesem Stoffe „gespielt“

Digitized by Google

zu haben, den ihm Wiederholungen des Raupachschen Stückes mit Christine als Chriemhild manchmal vorführten und mahnende Worte Friedrich Uhls noch besonders ans Herz legten. Aber die warnenden, wie ihm schien, durchaus zutreffenden Bedenken Friedrich Vischers hielten ihn ab, zum dramatischen Erneuerer unseres Nationalepos zu werden; in Marienbad besprach er mit Uechtritz die Schwierigkeiten einer Umwandlung der Nibelungen zu einer Tragödie, da Vischer die Oper als einzige Form dafür erklärt hatte, und Richard Wagner seit 1848 sich mit einer solchen beschäftigte. Vielleicht trug Wilhelm Gärtner, mit dem Hebbel während des Sommers 1855 in Gmunden viel beisammen war, zu dem Aufnehmen des Planes bei, denn er hatte schon 1853 in seinen Vorträgen an der Pester Universität, vor dem Erscheinen von Holtzmanns „Untersuchungen", die Einheit der „Nibelungen" verfochten und arbeitete an einem ausführlichen Werke, das dann 1857 unter dem Titel „Chuonrad, Prälat von Göttweih, und das Nibelungenlied" erschien, die tragische Größe, die wohlbemessene, nur in der Shakespearischen Tragödie wiederkehrende Spannung des Nibelungenliedes hervorhob und zu dem Schlusse kam, kein anderer Stoff ohne Ausnahme kristallisiere sich so von selbst zum Drama, wie dieser. Es ist kaum denkbar, daß Gärtner, von dem Hebbel damals sogar „einige vortreffliche Winke" zum „Gyges" erhielt und zu nutzen beschloß, nicht einen Gegenstand berührt hätte, dem er das eindringendste Studium und Hebbel nachhaltiges Interesse widmete. Die Art, wie Gärtner dann in seinem Werke die Einheit des Nibelungenliedes durch das Aufdecken des tiefen künstlerischen Zusammenhanges, durch die Analyse der Charaktere und des tragischen Gehalts zu erweisen sucht, ja die Auswahl einzelner Verse des alten Gedichtes, die er trifft, endlich die Bedeutung, die er Attila und Dietrich

Digitized by Google

beimißt, alles das erinnert so sehr an Hebbels Drama, daß wir wohl auf ihre Gespräche schließen und den Beginn der Hebbelschen Dramatisierung auf sie zurückführen dürfen.

Hebbel freilich traute dem Gelingen noch nicht recht, auch ein Zug, der schon beim „Gyges" auffiel und sich früher meist erst nach dem Abschluß des Dramas einstellte; die Bedenken Vischers klangen ihm immer noch in den Ohren, auch war er über die Gliederung des Stoffes nicht völlig im klaren. Jetzt „vermutete" er, es würde zehn Akte geben, also jedesfalls zwei Stücke, von denen das erste „Kriemhildens Leid" behandeln sollte und bis zum Ende des Jahres 1855 auf zwei Akte gedieh. Eine Erkrankung Christinens raubte die Stimmung für sein Werk, und als die Lust zu produzieren sich wieder einstellte, da griff sie zu einem ganz anders gearteten Stoff, der ihm schon vor langer Zeit aufgegangen war, ohne daß er die richtige Form für ihn gefunden hätte; zuerst schien er ihm für ein Drama, dann aber für eine Novelle zu passen. Als er im Jahre 1855, in dem er sowohl „Michel Angelo" als „Agnes Bernauer" publizierte, Heckenast seine „Novellen und Erzählungen" übergab, wollte er als Schluß eine neue mit dem alten Stoffe schreiben; aber Bamberg kam gelegentlich einer diplomatischen Mission für einige Zeit nach Wien und riß Hebbel aus der Arbeit, die dann ganz unterblieb. Jetzt tauchte das Thema wieder auf, aber als idyllisches Epos, das er am Geburtstag Christinens, 9. Februar 1856, begann. Uechtritz schrieb er bezeichnend genug, es sei ihm dabei zu Mute gewesen, als wäre er von einem lichteren Stern zurückgekehrt, um die Probleme der modernen Welt etwas besser zu lösen. Die Gmundner Situation wiederholt sich: mitten in der Erhabenheit der germanischen Sage bildet sich ein Idyll, das aber, gleich dem Häuschen am Traunsee, unter schweren

Digitized by Google

Kämpfen errungen wird. Anfangs ging es rasch vorwärts, im Frühjahr entstanden vier Gesänge zum Teil beim Veilchenpflücken im Prater, dann aber machte der Sommer sich geltend und unterbrach das Arbeiten. Trotzdem fühlte sich Hebbel befriedigt durch die Tätigkeit des Winters und bemerkte noch kein Abnehmen seines Schaffens. Nur klingt es manchmal wie leise Todesahnung bei ihm, wie ein Schauern der Kraft, wenn er in die Zukunft blickt; er erfreute sich „voller Gesundheit und des Gebrauchs aller seiner Kräfte", dachte jedoch der ungewissen Stunde des Todes mit weiser Ergebung und schrieb darum an seinem zehnten Hochzeitstag, dem 26. Mai 1856, seinen letzten Willen nieder, in dem er Christine zu seiner Universalerbin einsetzte.

Zum zweiten Mal besuchte er mit den Seinen Gmunden, wo sie sich nun schon behaglicher einrichteten und Baupläne für die Zukunft faßten; Hebbel zog sogar, wie es sich für den „Grundbesitzer" gebührte, die „Nationaltracht" an, den grauen Lodenrock mit grünen Aufschlägen und den spitzen Hut, nur ohne die Federn des Jägers!

Nach der Heimkehr tauchten wieder zuerst die Nibelungen aus der Schattenwelt empor, Hebbel beschloß nun, den ganzen umfassenden Stoff in einem einzigen Stück von fünf großen Akten zu bewältigen, indem er das bisher Vollendete zum ersten machte und einen zweiten hinzufügte; bald darauf wurde der Plan wieder geändert, es sollten zwei Stücke zu je drei Akten werden, das erste „Kriemhild" hoffte er im Winter zu vollenden. Er hatte einen mehrtägigen Ausflug auf das Gut Bertholdstein in Steiermark zu Hofrat Nordberg gemacht, dann kam er in die Dichtung wieder hinein, setzte sie, durch ein Unwohlsein gefördert, zunächst fort, plötzlich stockte das Werk. Dafür nahm Hebbel seine Gedichte vor und unterzog sie einer gründlichen Revision und Durchsicht, weil er die

Digitized by Google

lange beabsichtigte Gesamtausgabe nun im Cottaschen Verlag unterbringen konnte. Dreifaches war zu leisten: es mußte das Vorhandene geprüft und das Wertvolle ausgelesen werden, dann galt es diese „pardonierten" Gedichte durchzunehmen, um sie der möglichsten Vollendung zuzuführen, was Hebbel zum Teil durch ein Zurückgehen auf die ursprünglichen Lesarten erreichte, und endlich kam es darauf an, diese Blüten zu einem wohlgeordneten Strauß zu verbinden. Hebbel nahm auch diese Aufgabe nicht leicht, er besserte Stellen, die ihn selbst oder seine Kritiker mit Recht gestört hatten, er vertiefte manches, rückte zusammen und kürzte, machte den Ausdruck schärfer und den Rhythmus tadelloser, er vereinigte die einzelnen Gedichte zu Zyklen, wobei sogar beachtenswerte neue zur Abrundung hinzukamen, weil diese Tätigkeit nicht bloß Reflexion, sondern auch Produktion war; er gliederte die ganze Masse zu klaren Gruppen, innerhalb derer er für künstlerische Aufeinanderfolge sorgte, und gab so ein übersichtliches Bild für diesen Teil seines Schaffens. Schon im Januar 1857 erhielt Cotta das Manuskript, das sofort in die Druckerei wanderte, doch erschien der würdig ausgestattete Band erst im Herbste, fand aber sofort allenthalben die günstigsten Urteile; er war in unwandelbarer Verehrung „Dem ersten Dichter der Gegenwart Ludwig Uhland" gewidmet, wodurch Hebbel einen alten Wunsch erfüllte. Die Gesamtausgabe machte Glück und eroberte seiner Lyrik auch die weiteren Kreise, die sie neben den Dramen weniger beachtet hatten, wie denn Julian Schmidt die beiden früheren Sammlungen in seinem Aufsatz nicht berührte.

Lyrik und Drama ergänzen sich bei Hebbel; beide wecken zuerst den Eindruck einer gewissen Herbheit, ja Sprödigkeit, und erschließen ihre charakteristische Schönheit nur allmählich, aber die Lyrik verrät eher die milden

Digitized by Google

Seiten seines Wesens, als das Drama. Auch sie bleibt niemals beim Nächstliegenden, sondern verbindet es mit dem Weiteren, Ewigen, weil Hebbel gar nicht anders schaffen konnte; auch sie entwickelt am Einzelnen das Allgemeine, nur erheischt der engere Raum des lyrischen Gedichts eine leichtere Behandlung und gewinnt durch die andeutende Darstellung, die nun einmal Hebbels Art am besten entsprach. Weitschweifigkeit war ihm ein Greuel, straffe Konzentration ein Bedürfnis. Dadurch erhält seine Lyrik etwas Ahnungsvolles; man spürt auch in ihr jene Tiefe, die zu längerem Betrachten lockt, und hört geheime Untertöne aus den keineswegs immer melodischen Versen. Unsere Sprache, das wußte Hebbel, ist nun einmal keine klingende, er war ein ausgesprochener Feind der „schönen Verse", die einseitig nur nach dem Wohlklang streben, und verlangte von der Lyrik etwas anderes, als was Geibel bot. Seine Gesamtausgabe unterschied sich in mancher Hinsicht von dem damals Gebräuchlichen. Ganz fehlte die politische Lyrik, alle Vers- und Reimkünste, alle Virtuosität; Hebbel wollte nicht glänzen und blenden, seine gerade Natur vermochte sich nichts abzuzwingen, wohl aber überwand sie die ihr anhaftende Rauheit und gab jene Harmonie, deren sie überhaupt fähig war. Die Schönheit auch seiner Lyrik hat die Dissonanzen in sich aufgenommen, darum fühlte sich gerade Robert Schumann so zu ihr hingezogen, daß er nicht nur Einzelnes vertonte, sondern einer seiner „Waldszenen" als Motto Verse eines Hebbelschen Gedichtes vorsetzte, wie er seiner „Genoveva" das Drama Hebbels zugrunde legte. Aber auch ein Lyriker wie Eduard Mörike konnte Hebbel nicht nur bewundern, sondern gewann viele seiner Gedichte lieb. Uhland und Uechtritz urteilten nicht anders, nur ein Kritiker sprach von der Phantasie, die unterm Eise brütet, muß also doch wenigstens das „unterirdische Feuer" so ge-

Digitized by Google

fühlt haben, wie etwa der junge Hebbel an Goethes ihm noch unerschlossener Lyrik. Die Gesamtausgabe der Gedichte läßt auch ahnen, wie Hebbel seine Jugenddramen durchgenommen hätte, wenn es zur langersehnten Gesamtausgabe seiner Werke gekommen wäre. Gegen berechtigten Tadel zeigte er sich keineswegs taub, wenn er vielleicht auch im ersten Moment aufbrauste, er nahm von Freunden gern einen Wink an, nur durfte dadurch nicht am „Gehalt" seiner Produktionen gerüttelt werden, denn der war ein Teil seines Ich. Darum verteidigte er einzelne Gedichte so lebhaft gegen Uechtritz, nicht weil er sie etwa höher schätzte als andere, sondern weil die Bedenken des Freundes aus einer entgegengesetzten Weltanschauung stammten; da machte Hebbel allerdings nicht die geringste Konzession. Das Schaffen des Dichters verglich er gerne mit dem Zustand des Nachtwandlers und konnte daher, wie Goethe, das im Werden begriffene Werk nicht mit anderen besprechen, nicht einmal mit Christine. Wenn er auf seinen Spaziergängen produzierte, dann sang er leise vor sich hin, daheim aber deklamierte er dabei so laut, wie ein Schauspieler, so daß Christine häufig im Nebenzimmer beim Studium ihrer Rollen gestört wurde; erst wenn so ein Teil entstanden war, zeichnete ihn Hebbel auf, hatte aber den Aberglauben des Schatzgräbers, daß dabei nicht gesprochen werden dürfe. Nur mit den „Nibelungen" machte er Kuh gegenüber eine Ausnahme, weil er immer glaubte, daß sie wie der „Moloch" Fragment bleiben würden. Von „Mutter und Kind" dagegen verriet er Kuh nicht einmal den Titel, ganz so wie seinerzeit bei der „Agnes Bernauer".

Erst zu Beginn des Jahres 1857 wich die lyrische Stimmung, die sich nach so langer Zeit bei der Revision des Vorhandenen eingestellt hatte, und am 18. Februar schloß Hebbel den dritten Akt der Nibelungentragödie,

Digitized by Google

damit den ersten Teil, der nun „Siegfrieds Tod“ hieß; das Drama war also bis dahin gediehen, wo jetzt die zweite Abteilung endet. Wenige Tage darauf wurde das epische Gedicht fortgesetzt, das erst jetzt den Titel „Mutter und Kind“ erhielt und am 20. März fertig war. Als Emil Kuh von Troppau, wo er bei der Bahn praktizierte, für kurze Zeit nach Wien kam, las ihm Hebbel am 6. April das Epos vor und lockte ihm dadurch Tränen in die Augen.

Eine Frühjahrsreise führte Hebbel nach Hamburg, wo mit Campe das Erscheinen des Epos für Weihnachten 1857 beschlossen wurde, weiter an den Rhein und nach Frankfurt. Wilhelm Jordan hatte höchst anerkennend in seinem „Demiurgos“ über Hebbel gesprochen und verdiente einen Besuch; noch mehr lockte Schopenhauer, dessen Schriften Hebbel nach der angestrengten Winterarbeit zufällig kennen lernte und wegen ihrer wahlverwandten Ideen und der interessanten Persönlichkeit hochschätzte. Den trotz seiner siebzig Jahre verkannten Mann zu begrüßen, erschien ihm als seine Pflicht, und so suchte er ihn in Jordans Begleitung auf. Der greise Philosoph und der Dichter, beide als rauh verschrien, kamen einander am 4. Mai rasch in anregendem Gespräche nahe. Auch Weimar berührte Hebbel auf dieser Reise zum ersten Mal und stand im Schillerhaus wie vor den Särgen der Fürstengruft mit Rührung einer vergangenen Welt gegenüber. Noch war er in Stuttgart bei Mörike. Dann sollte „Mutter und Kind“ während des Gmundner Sommeraufenthalts die letzte Feile erhalten, die besonders der Vers noch erheischte, aber anfangs August sprang Hebbel beim Schwimmen ein Wahnsinniger fünf Klafter hoch von einer Brücke auf den Rücken und schlug ihm ein großes Loch in den Kopf, so daß seine Rettung ein Wunder schien und ihm lange, sogar noch in Wien, jede geistige

Digitized by Google

Anstrengung verbot. Nur flüchtig zeitigte die poetische Stimmung ein paar Balladen, Hebbel trieb philosophische Studien und vollendete zwei größere Aufsätze über Gentz und Ludwig Holberg.

Inzwischen kam Kuh auf der Fahrt nach Berlin, wo er als Journalist wirken wollte, in Dresden am 2. Oktober mit Julius Hammer zusammen. Die Tiedgestiftung, deren Vorstand dieser war, befand sich in Verlegenheit, da sie zu einem bereits wiederholt ausgeschriebenen Preis für ein Epos im Stile von „Hermann und Dorothea" keinen würdigen Bewerber hatte; als Hammer daher von „Mutter und Kind" hörte, bat er um schleunige Einsendung, zu der sich Hebbel verstand; doch mußte die Publikation nun vertagt werden. Die Krönung erfolgte wirklich; aber nach verschiedenen Unterhandlungen mit der Tiedgestiftung und mit Major Selle wegen der Schillerlotterie erschien das Werk erst zu Weihnachten 1858 und zeigte den Dichter von einer neuen Seite.

Das Versepos war nach der Revolution wieder beliebt geworden, freilich mehr im Geiste der Romantik als im Stile Goethes; leicht und gefällig behandelte man kleine Novellenthemen, unterbrach durch lyrische Einlagen den Gang eines bequemen Reimverses und hütete sich sorglich vor allzugroßer Tiefe. Redwitz mit seiner „Amaranth", Kinkel mit „Waldmeisters Brautfahrt", Scheffel mit dem „Trompeter von Säckingen", Becker mit „Jungfriedel der Spielmann" waren die wichtigsten, andere Dichter gesellten sich ihnen. In der Prosa nahm die Dorfgeschichte breiten Raum ein und erfreute sich großer Beliebtheit; Auerbach stand zuhöchst im Ansehen, Otto Ludwig, Melchior Meyr, Joseph Rank, und wie sie alle heißen, ließen aus den verschiedensten Gegenden eine Art „Heimatkunst" erstehen. Der Roman endlich hatte durch Freytags „Soll und Haben" die Wendung dahin genommen, wo das Volk

Digitized by Google

noch in seiner Tüchtigkeit zu finden war, nämlich bei seiner Arbeit, wofür freilich schon Boz-Dickens in England das Vorbild geschaffen hatte. Diesen Richtungen stand Hebbel mehr oder weniger scharf ablehnend gegenüber. Ihm schwebte durchaus die g r o ß e Kunst vor, und sie fand er in diesen Werken nicht, wohl aber sah er an Goethes Epos, daß sich das scheinbar Kleine zur Höhe des Ewigen emporheben lasse, und der Schlüssel dazu lag in dem ursprünglichen, rein menschlichen Problem der Brautwerbung. Das ist in der Tat die Zentralidee des schlichten und doch großzügigen Goethischen Werkes, die sich in verschiedener Weise spiegelt. Neben dem Problem, wie Menschen zur Ehe gelangen, schien Hebbel nur noch das Problem, wie die Ehe auf die Menschen wirkt, gleiche Wichtigkeit zu besitzen. Lange genug war er unter dem Druck seiner Verhältnisse, keineswegs von der „freien Liebe" des Jungen Deutschland verführt, ein Gegner der Ehe gewesen und hatte erst in dem Bunde mit Christine seine Ansichten geändert. Keineswegs vollständig, denn nach wie vor betrachtete er das Schließen einer Ehe sehr ernst und ließ es seinen jungen Freunden gegenüber nicht an nachdrücklichen Warnungen fehlen. Auch hier galt ihm die Notwendigkeit alles, und er verlangte die gewissenhafteste Prüfung dieses entscheidenden Schrittes. Als Karl Werner, der Fünfundzwanzigjährige, seine Braut Sini Heller heimführen wollte, da hielt er ihm hart alles vor, was gegen einen solchen Entschluß sprach, und gab sich erst zufrieden, da er einsah, daß es sich dabei wirklich um eine Lebensfrage handle; dann freilich bot er aufrichtig die Hand zur Versöhnung. Als dann Emil Kuh die Sängerin Adele Ferari zu seiner Frau machen wollte, wiederholte sich der Konflikt nur noch ernster, weil dabei auch konfessionelle und Familienverhältnisse mitspielten und Kuhs Lage kritischer gestalteten; mit dieser Ehe ver-

Digitized by Google

mochte er sich niemals ganz zu befreunden, und darin lag der erste Keim zu der späteren Trennung von diesem getreusten Anhänger. Auch Karl Debrois van Brunks Werben um die Tochter eines Hofgärtners war ganz gegen seinen Wunsch, doch ging es ihm weniger nahe, da er an Debrois ohnehin sehr viel auszusetzen hatte.

Die Ehe blieb für Hebbel ein Problem, das nur individuell gelöst werden kann; vor allem ist ihr eines fern zu halten: Zwang. Das Verhältnis von Mann und Frau muß innerlich befestigt sein, ein freiwilliger Bund; die äußere Form, wie sie Gesetz und Religion vorschreiben, hat etwas Verletzendes, weil sie an den Zwang erinnert. Heiligkeit und Würde der menschlichsten Verbindung standen ihm fest, sie bilden auch die Grundlage seines Epos und führen die Verwicklung wie die Lösung herbei.

Christian, der bedächtige Wesselburner, wagt es nicht, die geliebte Magdalene zu heiraten, weil ihn die Not seiner Freunde Wilhelm und Anna abschreckt und davon überzeugt, daß ohne sicheren Besitz das Freien zum Unsegen werde; darum will er sein Glück in Kalifornien versuchen und nur, wenn er es gefunden, wieder zurückkehren. Magdalene wird durch diesen Plan namenlos beängstigt und nimmt daher, ohne viel zu überlegen, den Vorschlag des Doktors an, dem sie ganz vertraut; sie sollen zu ihrer Ehe von dem reichen Kaufmann und seiner Frau reichlich ausgestattet werden, dafür aber die Erstgeburt abtreten. Nach bedenkendem Zögern erst geht auch Christian auf dieses Anerbieten ein, weil Magdalene es wünscht. Nun folgt eine Zeit reinster Seligkeit für die beiden, nachdem sie geheiratet und ein Bauerngut am Harz erhalten haben. Aber mit dem ersten Regen des Kindes stellt sich bei Magdalene der innere Kampf ein, der sich steigert nach der Geburt eines Knaben und den

Digitized by Google

Höhepunkt erreicht, als das erste „Mama“ von seinen Lippen sich löst, Christian aber auf dem Halten seines Wortes besteht, so daß die Mutter mit dem Kinde flieht. Sie läutert sich durch die Mutterschaft und will auf den Besitz, sogar auf den geliebten Mann verzichten, nur um ihr Kind zu behalten. Nun sieht aber auch Christian ein, daß er mit verantwortlich ist, und beschließt, seinen Teil der Schuld zu tragen, indem er durch den Wortbruch ein schweres Opfer bringt; er wandert mit Frau und Kind ins Elend hinaus, doch gelangen sie noch zum Glück. Denn auch der Kaufmann und seine Gattin, die so schwer unter ihrer Kinderlosigkeit leidet, haben Schuld auf sich geladen, indem sie ein Opfer verlangten und annahmen, das nur im Augenblicke der Verzweiflung unüberlegt versprochen wurde; besonders die Frau ist schuldig, da sie mehr aus Eitelkeit und Neid, als aus edleren Motiven so heiß nach einem Kinde begehrte, doch auch für sie kommt die läuternde Sühne in der Sorge um die Entflohenen, und so löst sich schließlich alles auf einer höheren Stufe, weil alle Beteiligten ihren Kreis mit dem allgemeinen in Zusammenhang gebracht haben. Ihre Schuld war menschlich so notwendig, daß wir sie begreifen, ja billigen; die Armen wie die Reichen streben nach dem Glück, wie sie es erkennen, die Armen nach der Möglichkeit eines Lebensbundes, die Reichen nach einem Kinde, für das sie persönlich sorgen können, und der Arzt meint es so gut mit seinem Vorschlag der Mischung. Egoismus und Altruismus sind in den Handlungen dieser Menschen so untrennbar verquickt, daß sie kaum voneinander geschieden werden können. Den Hintergrund aber bildet der Dualismus, wie er von jeher durch die soziale Welt geht, der Gegensatz von Besitzenden und Enterbten, dem freilich in jeder Zeit auf anderem Wege abgeholfen werden soll. Darum mußte der Sozialismus in das Werk hineinspielen,

Digitized by Google

weil er allein die einzelne Erscheinung zu einem Zeittypus macht, wie die französische Revolution, die Goethe mit genialer Umbildung an Stelle der Salzburger Protestantenvertreibung setzte, „Hermann und Dorothea".

Hebbels Gedicht unterscheidet sich von den damals beliebten Epen durch den tiefen Gehalt, der sich aus Menschlichkeit und Notwendigkeit ergibt; das Leben auf dem Lande, nach genauer Kenntnis geschildert, die Arbeit in Dorf und Stadt greifen nur so weit ein, als für den geklärten Realismus im Goethischen Sinn — drei Hauptpersonen erhalten nicht einmal Namen! — unerläßlich ist, die Linien sind groß gezogen, ohne dem Vorgang ihren intimen Reiz zu nehmen. Die Charakteristik aller, selbst der nur beiläufig erwähnten Personen geht mit vollster Anschaulichkeit aus dem Ganzen hervor, ihre Entwicklung vollzieht sich klar und folgt aus ihrem Wesen, so daß kein Bruch bleibt. Alles greift glücklich ineinander, die Töne sind feinsinnig abgestimmt, so daß sich keiner zu laut hervordrängt, im Gegenteil zu einem stimmungsvollen Ganzen beiträgt. Ein Werk reiner Schönheit ist entstanden, dem selbst der frei behandelte Hexameter das „spezifisch Deutsche" nicht nimmt. Mit Recht rühmte Uechtritz dieses Gedicht, das ihm „an Milde und Reife der Konzeption, wie an harmonisch anmutiger, ungestört liebenswürdiger Ausführung, überhaupt an schlichter Wahrheit und ebendadurch echter Kunstmäßigkeit" an der Spitze von Hebbels Werken zu stehen schien, nur durch poetische Kraft von den Dramen „Agnes Bernauer" und „Gyges" übertroffen. Nicht an die Antike müssen wir mit Otto Ludwig denken, wohl aber an Goethe, von dem auch einiges im Detail beeinflußt ist. Neben „Hermann und Dorothea" darf man „Mutter und Kind" ohne Zagen in nicht zu großer Ferne hinstellen.

Jedesfalls war es der Höhepunkt in Hebbels

Digitized by Google

Schaffen, als es ihm gelang, in dem Winter von 1856 auf 1857 den ersten Teil der „Nibelungen", die Gesamtausgabe seiner „Gedichte" und das Epos zu vollenden; eine solche Fruchtbarkeit hatte sich noch niemals gezeigt, kam auch nicht wieder. Im Sommer 1857 stieg unvermutet ein Stoff in ihm auf, den er schon in seiner frühsten Jugend, wahrscheinlich mit Rücksicht auf Schiller, erwogen hatte: Demetrius. Aber wieder nahte die produktive Stimmung nur ganz flüchtig für Balladen und zahlreiche Epigramme; zwischen der Fortsetzung der „Nibelungen" und dem „Demetrius" schwankend, kam er zu keinem größeren Werke, entwickelte jedoch auf anderem Gebiete eine lebhaftere Tätigkeit. Mit Webers „Illustrierter Zeitung" war er in Verbindung getreten und hatte sich zu regelmäßigen Überblicken über neuere Werke verpflichtet; Eitelberger, der auf seinen Rat die Redaktion der Beilage zur offiziellen „Wiener Zeitung", eines neuen wichtigen Litteraturblatts, übernommen hatte, versprach er eifrig zu unterstützen und hielt sein Versprechen. So entstand eine Reihe von Aufsätzen, unter denen eine umfangreiche Kritik von Bodenstedts Werk „Shakespeares Zeitgenossen" hervorragt, weil sie auf Grundprinzipien der dramatischen Kunst eingeht. Auch für Kolatschels „Stimmen der Zeit" trug er dann verschiedenes bei. Alles das führte ihn auf die Theorie, die ihm aber zum Glück nicht so gefährlich wurde, wie Otto Ludwig. Nur ein Drama vollendete er, nämlich den Operntext „Der Steinwurf oder Opfer um Opfer", den er nach einem gegebenen Stoff, der Sage vom Rabbi Löw entnommen, für ein sehr ansehnliches Honorar am 11. März 1858 schloß. Ein Urteil über dieses Stück, das Rubinsteins, des Bestellers, Beifall keineswegs fand, ist schwer, da wir nur im allgemeinen erfahren, Hebbel habe sich mit dem Unsinn eines fertigen Planes abfinden müssen. In einem Brief an Prinzessin Wittgenstein zeigt

Digitized by Google

er, wie er den Stoff zur tragischen Höhe hätte heben können, das aber durfte er nicht; er suchte nur im Verlaufe der Handlung das psychologische wie das sittengeschichtliche Motiv zu vertiefen und durch die Idee des stellvertretenden Leidens dem Ganzen einigen Gehalt zu geben. Die Verse sinken auf ein bedenkliches Niveau und lassen jeden melodischen Reiz vermissen. Hebbel glaubte freilich durch dieses Kommandieren der Poesie einen tieferen Einblick in das Verhältnis von Musik und Dichtung gewonnen zu haben; aber weder er, noch ein heutiger Leser erfreut sich sonderlich an dem Texte. Viel liebenswürdiger erscheint der harmlose Scherz „Verkleidungen", den er Titi zuliebe für eine häusliche Darstellung an seinem fünfundvierzigsten Geburtstag verfaßte; daraus spricht eine so reine Kindlichkeit, daß wir dieses schalkhafte Opfer vor dem Hausaltar nicht unter seinen Werken missen möchten, auch gibt es uns die einzige Probe seiner Muttersprache, denn ein Teil ist im heimischen Platt verfaßt. Klaus Groth hatte durch seinen „Quickborn" dargetan, daß sich dieser Dialekt dichterisch sehr gut verwerten lasse und erregte durch viele seiner Gedichte bei seinem älteren Landsmann helle Freude; Hebbel war unermüdlich, ihnen in Wien Verehrer, besonders unter seinen jungen Freunden zu werben, lehnte jedoch Groths theoretische Ansichten über das Verhältnis zwischen Hoch- und Niederdeutsch scharf ab. Er ließ den Dialekt nur dort gelten, wo er ihm notwendig erschien, und trat den gerade damals so plötzlich auftauchenden Versuchen in plattdeutscher Sprache mit Energie entgegen. Die Schriftsprache, dieses einzige Band Deutschlands, wollte er nicht angetastet wissen, und so sehr ihm das Geschick seiner Heimat am Herzen lag, er sah in Schleswig-Holstein nur wieder zu erobernde Provinzen des deutschen Reichs, nichts Selbständiges; der politischen Zerrissenheit entgegenzuarbeiten, nicht sie zu vergrößern, schien

Digitized by Google

ihm die Aufgabe jedes Deutschen. Das zu betonen wurde er nicht müde, denn sein deutsches Gefühl war sehr lebhaft und wandte sich gerade jenen Gegenden zu, die vom Zentrum am weitesten entfernt und daher am stärksten bedroht sind, wie die Ostseeprovinzen und Elsaß. Die Vorarbeiten zum Demetrius nötigten ihn, die slavische Welt zu betrachten, von der er für Deutschland Gefahren befürchtete, was er schon früher in einem Epigramm scharf ausgesprochen hatte.

In Weimar, wohin er vom Großherzog geladen war, mußte er dieses Gedichtes gedenken, denn er lernte die Fürstin Wittgenstein auf der Altenburg kennen, die Freundin Liszts, und sie war eine geborene Russin. La Roche hatte Hebbel dem Großherzog Karl Alexander am 11. Mai 1858 in Wien vorgestellt, weil dieser, durch seinen Intendanten Dingelstedt auf Hebbels Dramen aufmerksam gemacht, sich zu seinem Geburtstag, 24. Juni, die „Genoveva" aufführen ließ und ihren Dichter dazu in Weimar sehen wollte. Hebbel verlebte hochgefeiert herrliche Tage in Weimar. Neben der Altenburg, wo ihn besonders die Prinzessin Marie Wittgenstein, nachmalige Fürstin Hohenlohe, entzückte, neben dem Goethehaus erwies sich besonders der Hof mit dem Großherzog und der Großherzogin Sophie an der Spitze überaus freundlich, auch die Großfürstin Maria Paulowna ehrte ihn durch ein Diner in Belvedere. Die „Genoveva" hatte glänzenden Erfolg und trug ihm bei der Wiederholung den Falkenorden ein. Als er nun mit Dingelstedt über den „Demetrius" sprach und in einer kühnen Improvisation seinen Plan entwickelte, war dieser ganz entzückt und hieß das Stück um so mehr willkommen, als er den hundertsten Geburtstag Schillers durch Mustervorstellungen in Weimar feiern wollte. Hebbel fuhr direkt nach Gmunden und begann das Werk, zu dem er schon viele Studien ge-

Digitized by Google

macht hatte, sofort, gegen seine Gewohnheit im Sommer. Im September unternahm er mit Emil Kuh sogar eine Fahrt nach Krakau, um sich eine lebendige Anschauung zu bilden, denn ihm schwebte das Bild der slavischen Welt als Hintergrund seines Dramas vor, und von ihr wollte er sich eine möglichst klare Vorstellung verschaffen, was durch die Lektüre allein nicht zu erreichen war. Nach der Rückkehr entstanden allmählich zwei und ein halber Akt neben verschiedenen Aufsätzen; aber die Schwierigkeit war doch größer, als er dachte, denn er empfand den Mangel an Fühlung mit dem Slaventum, und so stockte die Arbeit, da Dingelstedts Mustervorstellungen ohnehin fraglich geworden waren. Überdies sollte Hebbel in Wien Vorlesungen über das Drama halten, die er schon vorbereitete, doch kam es auch dazu nicht. Die Weltlage gestaltete sich sehr ernst, da Napoleon III., den Hebbel schon lange mit banger Aufmerksamkeit verfolgt hatte, seine geheimen Absichten zu enthüllen anfing und den Konflikt mit Österreich herbeiführte. Den unseligen Krieg um die Lombardei, der auch Hebbels mühsame Ersparnisse gefährdete, wie die Niederlage der österreichischen Armee beklagte Hebbel besonders vom deutschen Standpunkte, denn er sah voraus, daß Napoleon weitere Pläne gegen Deutschland im Sinne habe und nach dem Rhein greifen werde; darum verurteilte er die Haltung Preußens und fürchtete für die Zukunft.

Auch persönliches Leid brachte der Sommer 1859; wieder packte ihn der „Rheumatismus", diesmal viel stärker als in München und Kopenhagen; er wurde bettlägerig, schleppte sich dann kläglich am Krückstock und fand erst in den Solenbädern Gmundens seine Beweglichkeit langsam wieder. Es begann abwärts zu gehen, das fühlte Hebbel selbst mitunter, jedesfalls war die Höhe seines Daseins schon überschritten, und er pflegte nach einer

Digitized by Google

Beobachtung seiner Frau, wenn es ihm schlecht ging, zu rufen: „Natürlich, ich bin ja schon sechsundvierzig!“ ging es wieder besser, aber: „Kein Wunder, ich bin erst sechsundvierzig Jahre!“ Die Wage schwankte noch.

Im September 1859 fuhr er, um einem Wohnungswechsel zu entgehen, nach Weimar. Mit der Prinzessin Marie Wittgenstein unterhielt er seit dem vorigen Jahr einen Briefwechsel, der ihn sehr interessierte, weil ihn zu dem eigenartigen Mädchen und ihrem ungewöhnlichen Wesen ein Gefühl halb des Beraters, halb des Bewunderers zog. Ihre Briefe entzückten ihn, seine Antworten sind ein Gemisch von chevalereske Galanterie und herzlichem Vertrauen; er spricht mit der Fernen bald wie mit einem guten Kameraden, bald wie mit einer verehrten Gönnerin, immer aus einer gehobenen Stimmung. Ihre Gestalt schwebte ihm vor, phantastisch und doch sicher, anmutig, aber rätselhaft, so daß er in ihr ein Vorbild für seine Marina fand. Als er nun am 3. und 4. September wieder auf der Altenburg vor der liebreizenden Jungfrau stand und die Nachricht ihrer Verlobung erhielt, da fuhr es wie ein geheimes Weh über seine Seele; da noch überdies zwischen Liszt und Dingelstedt ein gespanntes Verhältnis herrschte, eilte er rascher als beabsichtigt weiter. Auf der Rückreise gesellte sich zufällig der Pastor W. L. Luck aus Wolfskehlen, ein Jugendfreund Georg Büchners, zu ihm und blieb in Dresden sein Gefährte. Hier kam es wegen Emil Kuh zu einem Bruch mit Gutzkow, dafür aber zu einem Wiederanknüpfen mit Hermann Hettner, und in einem Gespräch mit diesem feinfühligen Kunstkenner breitete sich plötzlich der letzte Teil der Nibelungen so klar vor Hebbel aus, daß er Hals über Kopf heimkehrte, um das Werk wieder aufzunehmen, was noch im September 1859 geschah. Rasch gedieh es weiter, aber Hebbel hatte nun eingesehen, daß er eine

Digitized by Google

Trilogie wählen müsse, da sich der gewaltige Stoff unmöglich in den früher geplanten engen Grenzen bewältigen lasse. Die Schillerfeier beging er still im häuslichen Kreise und beteiligte sich an den öffentlichen Festlichkeiten nur in der Menge der Fackelträger, nicht im lärmenden Treiben der politisch-nationalen Bankette. Wie im Fieber schuf er an den ersten drei Akten von „Kriemhilds Rache" und führte das Stück bis zu dem Wendepunkt der Nachtwache, wo die beiden Gegner furchtbar, grauenvoll miteinander abzurechnen beginnen.

Am 4. Januar 1860 saß er mit Emil Kuh im Burgtheater und wurde wieder vom „König Lear" im tiefsten erschüttert, wenige Tage darnach kam es zum Bruch mit dem getreuesten Freunde der letzten zehn Jahre, diesmal zum endgültigen. Wir wissen nichts Näheres über die äußeren Ursachen dieses Zerfalls, aber er hatte sich schon lange, besonders seit Kuhs Heirat, langsam vorbereitet, bereits mehrmals waren Mißverständnisse nur schwer behoben worden, aber es war doch gegangen. Emil Kuh und Debrois hatten unter Leitung Hebbels allmählich immer größere Reife erlangt und sich zur Selbständigkeit entwickelt. Die harte Zucht Hebbels brachte das Beste in ihnen zur vollen Entfaltung, und besonders der höher begabte, regsamere, zielbewußtere Kuh hatte sich zum tüchtigen litterarischen Journalisten ausgebildet. Hebbel aber scheint, wie dies einem Lehrer so leicht gehen kann, weniger das allgemache Heranwachsen, als die noch vorhandenen Mängel empfunden und darnach sein Benehmen eingerichtet zu haben. Als Kuh zu Hebbel kam, war er neunzehn Jahre alt, nun stand er im einunddreißigsten, war verheiratet, eifrig litterarisch tätig und konnte die alte Behandlung nicht mehr hinnehmen. Hebbel sah das wahrscheinlich selbst ein, wie aus dem Abschiedsbrief an Debrois hervorgeht, aber es geschah nichts, um den

Digitized by Google

Konflikt beizulegen, im Gegenteil scheint noch gehetzt worden zu sein, so daß nicht einmal äußerlich eine Form des Verkehrs übrig blieb: Kuh weigerte dem älteren Freund sogar den gesellschaftlichen Gruß.

Für Hebbel folgten furchtbare Wochen krankhafter Zustände, ein Typhus schien sich vorzubereiten, Schlaflosigkeit, Arbeitsunfähigkeit stellten sich ein, kein Brief, keine Notiz im Tagebuch ist in dieser Zeit entstanden. Hebbel hatte das Gefühl, die Jugend habe von ihm Abschied genommen, da ein so unheilbarer Riß durch das Gebäude ging, das er sich in seinem Freundeskreise errichtet zu haben glaubte, und er bedauerte vor allem sein Töchterchen, daß es schon in jungen Jahren den Unbestand aller irdischen Verhältnisse erleben müsse. Der Umgang mit Kuh war ihm ein wirkliches Bedürfnis gewesen, denn er brauchte für seine mächtige Gedankenarbeit einen klugen Teilnehmer, der ihn verstand, ohne ihn viel zu genieren. Kuh hatte sich ihm vollständig untergeordnet und dadurch Unendliches gewonnen, freilich auch teuer bezahlt; um aber Hebbel gerecht zu beurteilen, darf man nicht vergessen, daß Kuh freiwillig zum Famulus sich hergegeben hatte, stets bereit, dem von ihm fast abgöttisch Verehrten jeden Dienst zu leisten. Hebbel gab sich ihm ganz offen, ließ ihn an allem teilnehmen, freute sich seiner Erfolge, liebte ihn wie einen Sohn und zugleich wie einen jüngeren Bruder mit der ihm eigenen Heftigkeit und Ausschließlichkeit; er verlangte darum aber auch unbedingte Treue, denn er konnte nicht teilen, wo es sich ihm um das Höchste handelte. Nur Emil Rousseau und Emil Kuh, wenn wir von Barbeck absehen, hatte er so geliebt, der Tod des einen wie der Abfall des andern trafen ihn ins innerste Mark. Als eine Buße nahm er es hin für begangenes Unrecht, aber das Vertrauen war geschwunden, einen wirklichen Freundschaftsbund hat er nicht mehr geschlossen:

Digitized by Google

die Frau, das Töchterchen bildeten für ihn nun den „Kreis“, dazu höchstens die „unvernünftige Kreatur“, der arme „Kaliban“, der ihm wohl wie ein Bild seiner selbst erschien.

Und das Geschöpf, das gleich verloren war,
Wenn Du es nicht geleitet durch die Nacht,
Bringt Dir den Dank durch alle Martern dar,
Wozu der Trieb in seiner Brust erwacht.

Digitized by Google

10

Ausgang

In den Winter des Lebens hinein.

„Die magern Jahre, Alter, Krankheit, Lebensüberdruß usw." schienen vor ihm zu stehen, da sich die Freunde von ihm wandten, trüb blickte Hebbel in die Zukunft, denn er gedachte des Endes. In dieser Stimmung mag er den Schluß des dritten Aktes, der in seinen „Nibelungen" bereits fertig war, geändert und durch Hagens Worte zum geigenden Volker ersetzt haben:

Nein, das vom Totenschiff!
Das Letzte, wie der Freund den Freund ersticht,
Und dann die Fackel — Das geht morgen los.

Wie einst nach dem Tode seines Söhnchens war es ein Glück für ihn, daß er auch jetzt in einem großen Werke lebte, an dem nicht mehr viel fehlte. Nur mehr zwei Akte waren zu dichten, und die letzten Akte bedeuteten immer nur Tigersprünge für ihn, wie er sich einmal ausdrückte. So kam er denn nach zwei Monaten wieder in die Nibelungenwelt zurück und vollendete das „Monstrum von elf Akten" nach fünfjähriger Arbeit am 22. März 1860.

Es war eine bedeutende Tat, die Gestalten unserer Nationalsage in einem modernen Drama menschlich nahe

Digitized by Google

zu rücken, ohne ihnen etwas von ihrer Größe zu nehmen. Hebbel erreichte dadurch, was so vielen Bearbeitern, zuletzt noch Emanuel Geibel, nicht gelungen war, hauptsächlich deshalb, weil er nichts sein wollte, als ein Küster, der mit seinem starken Dithmarscher Arm das alte Werk herstellte und neu aufzog. Aber wohlweislich nicht das ganz alte, das Wagner für seinen Operntext verwertete, sondern das süddeutsche jüngere; dieses hatte bereits einen milderen Charakter der Sage mit einzelnen christlichen Elementen verbunden und durfte der Dramatisierung um so eher zugrunde gelegt werden, als es fast alles enthielt und nur verständnisvoller Nachhilfe, aus seinem Geiste heraus, bedurfte, um zu wirken. Hebbel sah gleich Wilhelm Gärtner im Nibelungenliede das Werk eines großen Dichters, ja Dramatikers, das nur nicht vollständig zum Leben gelangt ist und daher vorsichtig ergänzt werden muß. Er versenkte sich in das Gedicht immer tiefer und machte sich mit den heroischen Gestalten so vertraut, daß er schließlich das Gefühl hatte, sie flüsterten ihm aus Dank für seine Mühe selbst ihre geheimsten Gedanken zu. Trotzdem konnten sie nur zum Leben erwachen, weil sie sein Herzensblut getrunken hatten. In ihm lagen dieselben Elemente, aus denen sie sich zusammensetzten, deshalb war er zu ihrem Dolmetsch berufen.

Sein Bestreben ging dahin, die Beweggründe für das Handeln der Personen aus ihrem Wesen zu entwickeln und dadurch den Verlauf der Ereignisse als eine notwendige und einheitliche Handlung darzustellen. Und das ist ihm gelungen, hauptsächlich weil er die Gestalten der Sage zugleich als Individuen wie als Typen und in ihrem Zusammenhange mit der Weltlage auffaßte. Schon im Nibelungenliede fand er ursprüngliches Heidentum und äußerliches Christentum unverbunden nebeneinander, christliche Formen ohne die christliche Gesinnung und als einziges

Digitized by Google

ethisches Prinzip die Treue. Er fand unter den Hauptpersonen Dietrich von Bern und in gewissem Sinn Etzel anders als die andern, durfte in ihnen daher Vertreter der neuen Zeit sehen, die übrig bleiben und das Erbe der Vergangenheit antreten, mußte sich jedoch fragen, worin diese Sonderstellung ihren Grund hat. Die Antwort schöpfte er aus dem Unterschied der Weltanschauungen, die sich im Handeln der Einzelnen äußern, und betrachtete daher den Zeitpunkt der Handlung als einen der Knotenpunkte in der Weltentwicklung. Ein „Weltgericht" wird vollzogen, es endet das germanische Heidentum mit seiner einseitigen Wertung der persönlichen Macht, mit seiner Kampfeslust, Abenteuerlichkeit und physischen Kraft, dafür erhebt sich das germanische Christentum mit seiner Demut, Innerlichkeit und erhabenen, auf Überwindung beruhenden Sittlichkeit. Die Besten aus jener Welt vernichten sich durch die Maßlosigkeit, mit der sie an ihrem besten und einzigen Prinzip, der Treue, festhalten, ohne näher zu unterscheiden. Und nun entwickelt sich alles in zwingender Notwendigkeit: Siegfried erscheint in Worms, von übermütiger Abenteurerlust getrieben, will sich mit den größten Helden messen, die es gibt, weckt aber dadurch das Verhängnis, das nicht mehr aufgehalten werden kann. Ein unbegreiflicher Schauer hat ihn gewarnt, aber er trotzt der inneren Stimme, darum muß er sofort ohngeachtet seiner Ehrlichkeit und Offenheit die Hand zu listiger Täuschung leihen und gerät in ein Netz, das sich allmählich um ihn zusammenzieht. Stetig ist der Verlauf bis zu seinem Tod im Odenwald, getreu nach dem Nibelungenliede, nur im einzelnen mußte Hebbel nachhelfen, indem er die Szenen zu klaren Gruppen vereinigte, die Motive der Vorlage mit vollem Leben ausstattete und die Personen verständlich machte. Sehr glücklich erfand er Einzelheiten, wie das Kampfspiel mit dem Steinwurf im „Gehörnten

Digitized by Google

Siegfried", Siegfrieds Werbung um Kriemhild, den Eintritt Brunhilds in Worms; Einzelnes veränderte er mit großem Geschick, so die Szenen auf Island oder die Auftritte an Siegfrieds Leiche. Alles modernem Empfinden Widerstrebende ließ er fort, wo es ging, oder, wie bei dem Kampf mit Brunhild oder bei der Hochzeitsnacht, nur im Reflex auf der Bühne erscheinen, wo es einen unerläßlichen Bestandteil des Ganzen bildete. Trefflich sind die Charaktere kontrastiert, so daß jedem sein Recht wird; Siegfried und Hagen stehen einander von Anfang an scharf gegenüber, Gunther und Volker, Gerenot und Giselher unterscheiden sich klar, trotzdem vermissen wir die Ähnlichkeit nicht, die für den Zusammenhang nötig ist. Auch die Frauengestalten sind mannigfaltig und so angelegt, daß ihr weiteres Verhalten wahrscheinlich wird. Für Frau Ute und für Kriemhild bot schon die Quelle das Wesentliche, am meisten mußte für Brunhild geschehen, während Frigga ganz neu eingeführt ist. Brunhild, die Valkyrie, gemahnt etwas an die Kleistische Penthesilea, was uns bei einer virago nicht in Erstaunen setzt, wird aber auch mit geheimnisvollem Nornentum bekleidet. Frigga, bei der wir an Gora in Grillparzers „Goldenem Vließ" denken, freilich auch an Mirza in der „Judith", verkörpert das Dämonische, das sich Hebbel ebensowenig entgehen lassen konnte, als das Mysteriose, ohne ihnen aber einen entscheidenden Einfluß einräumen zu dürfen. Dieselbe Kunst waltet dann im letzten Teil, indem er Kriemhilds Charakter überzeugend Schritt für Schritt weiterführt von stillem Leid zu furchtbarer Tat, die auch nur innere Qual ist, und die übrigen Personen konsequent vertieft oder, wie Etzel, Rüdiger und Dietrich, neu entwickelt, dabei aber die Gestalt des toten Siegfried immer noch mitwirken läßt. Größe und Bühnenmöglichkeit zu vereinen, das ist Hebbel gelungen, und dabei förderte ihn nur Vischer

Digitized by Google

und vielleicht Wilhelm Gärtner, während Fouqué, Raupach und Geibel höchstens in Kleinigkeiten, hauptsächlich aber negativ von Einfluß waren. Seine Trilogie, die sich dem „Wallenstein" und dem „Goldenen Vließ" würdig anschließt, ist ein Beweis für Hebbels Kraft und Kunst, denn beide haben zusammengewirkt, um das Werk zu bewältigen. Die Triebfedern der Handlung blieben menschlich faßbar, wenn auch die Gestalten zum größten Teil den Durchschnitt weit überragen, nur nicht so weit, daß sie eine nachschaffende Phantasie nicht mehr zu erschauen vermöchte. Der Dichter erreichte dies durch den Kulturzustand, den er ganz einfach, fast primitiv hielt, so daß die Ausrufe Christinens und Kuhs nach der ersten Vorlesung: „wie die Kinder", „wie die ersten Menschen" wirklich das Richtige trafen. Hebbel wollte durchaus nichts in den alten Stoff hineintragen, nur entwickeln, was er darin gefunden hatte, beschied sich, „Menschen ohne Selbstbespiegelung" zu zeichnen und aus unkomplizierten Beweggründen handeln zu lassen. Die große Linie mußte bleiben und dabei doch das Psychologische nicht zu kurz kommen.

Maß zu halten galt es, damit der Rahmen nicht zersprengt werde; darum mußte Hebbel manchem entsagen, was ihn sonst bei den Dramen gereizt hatte, manches einfügen, was seiner oder Dingelstedts Ansicht nach dem Publikum die Aufnahme zu erleichtern vermochte, und vieles opfern, was, wie die schöne Stelle über Siegfrieds Geburt, schon bedeutsam gestaltet war. Die Aufgabe stand klar vor seinen Augen und hieß: die Nibelungen für die moderne Bühne zu erobern. Laubes Ablehnung der beiden ersten Teile mag die Arbeit unterbrochen haben, trotzdem glaubte Hebbel auf dem richtigen Wege zu sein, freilich bedurfte es eines praktischen Versuchs, um die Frage zu entscheiden. Aber nur ein großes Theater schien über die nötigen Kräfte für ein so großes Unternehmen zu verfügen,

Digitized by Google

und Berlin wie Wien waren ausgeschlossen, München, das Lust bezeigte, wenigstens nicht sehr wünschenswert. In Weimar wirkte jedoch Dingelstedt weiter und verfolgte mit Aufmerksamkeit den Fortschritt der Arbeit, denn er wollte die „Tat" wagen, die „in der Kunstgeschichte ihren Platz verdient", und die Nibelungen an zwei Abenden aufführen. Hebbel bestach dieser Plan anfangs, dann aber kamen ihm Bedenken, weil er das Weimarer Theater kannte und fürchten mußte, daß ihm zwar ein dortiger Erfolg nicht viel nützen, ein Mißerfolg jedoch schaden würde. So verstrich das Jahr 1860 über dem Schwanken zwischen widerstreitenden Wünschen; er kam überhaupt nicht zu weiterem. Zuerst hinderte ihn die Sorge um sein Töchterchen, das heftig am Scharlach erkrankte, dann der Abbruch des Verhältnisses mit Debrois, der erst im Juni erfolgte; hierauf suchte er sich in Gmunden zu erholen, da er die Folgen des Winters doch spürte, wenn auch das vorjährige Leiden nicht wiederkehrte; endlich machte er im November eine Reise nach Paris, ohne bestimmten Zweck und ohne eigentlichen Nutzen, trotzdem nicht ganz vergebens. Ihn interessierte Napoleon III. sehr, darum wollte er sich selbst davon überzeugen, was in Paris seither geschehen sei; allerdings erfüllte der Prozeß ihn mit Staunen, wie in die alte Stadt die neue hineingebaut wurde, und bestätigte sein Urteil, daß der „moderne Punier" Napoleon „in die Region der historischen Größen hineinzuwachsen" anfange. In Stuttgart hielt er sich auf; um mit Cotta wegen der Gesamtausgabe seiner Werke zu verhandeln, vielleicht auch wegen der Nibelungen, und verbrachte mit Mörike wieder angenehme Stunden. Kurz nach seiner Rückkehr erhielt er den bayrischen Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst, der bekanntlich nur auf Antrag der Ordensritter verliehen wird und daher die gewöhnlichen Auszeichnungen an Wert über-

Digitized by Google

trifft, überdies kam er aus jener Stadt, die eine so große Rolle in seinem Leben spielte.

Der nächste Winter war poetisch unproduktiv und auch litterarisch nicht ergiebig, außer feuilletonistischen „Wiener Briefen" für die Leipziger „Illustrierte Zeitung" schrieb Hebbel nur zwei Artikel über „Shakespeares Zeitgenossen" und setzte dadurch seine Kritik des Bodenstedtschen Werkes fort, indem er sich zugleich gegen die Angriffe des Verfassers würdig verteidigte, der geplante letzte Aufsatz kam nicht mehr zustande. Nur an den Nibelungen geschah „noch Unendliches", da es mit dem Weimarer Versuch wirklich Ernst wurde. Auf Hebbels Wunsch kamen zuerst nur die beiden ersten Abteilungen zur Darstellung, weil er dem Unternehmen noch immer nicht recht traute. Er selbst reiste, vom Großherzog eingeladen, Ende Januar nach Weimar und hatte die Freude, am 31. Januar 1861 einen glänzenden Erfolg seines Stückes zu erleben und sich wieder gefeiert, vom Hof aber ausgezeichnet zu sehen. Es wurde beschlossen, im Mai das ganze Werk herauszubringen und Christine die Brunhild am ersten, die Kriemhild am zweiten Abend anzuvertrauen, auch weitere Aussichten für die Zukunft eröffneten sich schon. Ein Urlaub mitten im Spieljahr, das wissen wir, war schwer zu erlangen, auf Liszts Vorschlag wandte sich deshalb der Großherzog direkt an den Kaiser Franz Joseph, der denn auch Christine den Urlaub erteilte, worüber Oberst-hofmeister und Direktor den Ärger nicht verbergen konnten, sogar mit der Entlassung drohten. Taktvoll hatte sich Hebbel ausbedungen, daß Christine für ihr Gastspiel kein Honorar erhalten solle. Am 16. und 18. Mai 1861 ging dann die Nibelungentrilogie mit außergewöhnlichem Erfolg über die Bühne. Christine spielte noch die Maria Stuart und erhielt von der Großherzogin ein Armband mit drei Perlen zur Erinnerung an die drei Rollen eigen-

Digitized by Google

händig überreicht und außerdem den Antrag, nach Weimar als Tragödin zu übersiedeln. Die Aussicht auf eine dem Talent und Rollenkreise der Künstlerin entsprechende Tätigkeit, die ihr in Wien geraubt war, die Möglichkeit, einen angenehmen geselligen Verkehr zu finden, dazu die Wiener Zustände im Gegensatz konnten zur Annahme des Engagements locken, um so mehr, als die Großherzogin aus ihrer Privatschatulle die Pension für Christine, sogar nach deren Tode für Hebbel zu bewilligen versprach, wenn die Theaterkasse sie nicht aufzubringen vermöchte. Freilich verhehlte sich Hebbel auch jetzt, wie seinerzeit in München, keineswegs, was das Vertauschen der großen mit der kleinen Stadt bedeutete, überdies sah er einen Umschwung in Dingelstedts Benehmen, seit sich das großherzogliche Paar so lebhaft für das Projekt einsetzte.

Nach der Rückkehr schrieb Hebbel ein ausführliches Memorial an Laube, das leider nicht zugänglich ist, und Christine bat im Anschluß daran um ihre Entlassung aus dem Verbande des Burgtheaters. Der Weimarer Erfolg hatte die Aufmerksamkeit der Wiener Litteraturfreunde für die Nibelungen erregt und Hebbel in Eduard Kulke einen teilweisen Ersatz für Kuh, einen Schüler und dankbaren Begleiter verschafft; eine Adresse an den Dichter, er möge sein Stück in Wien öffentlich vorlesen, da ihm das Theater verschlossen blieb, kam ihm zu. Hofrat Raymond vom Oberhofmeisteramt suchte zu vermitteln, jedesfalls wurde die Entscheidung verzögert; Eitelberger und Hofrat Lewinsky mußten sogar mit Hebbel wegen der Professur für Ästhetik verhandeln, doch lehnte dieser jetzt ab. Die Burgtheaterferien kamen, ohne daß sich die Situation geändert hätte, wieder bezog die Familie Hebbel ihr Gmundner Häuschen, das durch Zu- und Umbauten immer mehr an Bequemlichkeit gewann. Dieser Idylle fehlte jedoch der Gegensatz nicht, denn das Attentat Oskar

Digitized by Google

Beckers gegen König Wilhelm von Preußen, in Baden-Baden am 14. Juli 1861 versucht, zum Glück ohne Erfolg, regte Hebbel ebenso auf, wie früher die Tat Libényis, und rief ein Pendant zu dem Gedichte an den Kaiser hervor, in dem Hebbel neuerlich seinen deutschen Gefühlen Ausdruck lieh. Großherzog Karl Alexander war der erste Leser des Gedichtes.

Im Oktober machte Hebbel wegen der „Nibelungen" eine Reise nach Hamburg, er hatte nämlich noch keinen Verleger und wollte deshalb bei Campe anklopfen, dann aber auch seine Heimat nach so langen Jahren wieder einmal besuchen. Zufällig sah er unmittelbar vor ihrem Tode die alte Ziese, Elisens Mutter, dann war er in der Nähe von Rendsburg bei seinem Bruder Johann, lernte dessen Frau und Sohn Konrad kennen, konnte sich dann aber nicht entschließen, auch nach Wesselburen zu gehen. Mit Campe kam der Vertrag zustande, 400 Taler zahlte er für die Nibelungen und beschloß, den Druck alsbald zu beginnen. Auf der Rückreise hielt sich Hebbel in Berlin auf, um die Festlichkeiten aus Anlaß der Königskrönung zu betrachten, und kam zufällig mit dem Großherzog und der Großherzogin von Weimar zusammen; jener rechnete bestimmt auf Hebbels Übersiedlung nach Weimar, diese warnte vornehm und bestätigte dadurch das, was Hebbel auch von anderen hörte, daß sich in der thüringischen Residenz manches geändert habe. Da nun überdies in Wien Christinens Gesuch gerade damals abschlägig beschieden und ihr ein höheres Spielhonorar zuerkannt wurde, kehrte Hebbel sofort heim, ohne Weimar zu berühren, und beschloß, in Wien zu bleiben, obwohl die Zeitungen die Nachricht brachten, er sei zum Oberbibliothekar in Weimar ernannt.

Zwei Ereignisse traten ein, die nach entgegengesetzten Seiten Hebbel erregten: ein trauriges und ein komisches,

Digitized by Google

beide jedoch nicht ohne Bedeutung. Rasch hintereinander starben die beiden Eichkätzchen Herzi-Lampi-Schatzi und Semmi, an deren Grazie und Zutunlichkeit er sich auf das innigste erfreut hatte, so daß er in ihnen das „Geheimnis der Schönheit" sah und sie in einigen Zusatzversen der „Nibelungen" verewigte; wie nahe Hebbel der Verlust ging, lehren die rührenden Worte seines Tagebuchs, die er diesen Geschöpfen widmete, besonders die Klage: „Von den Menschen getäuscht, bin ich zu den Tieren geflohen, wie bitter, daß mir keins bleibt!" Das Komische war der Sturm, den Hebbels Verse über die Czechen und Polen in Österreich hervorriefen; sein Gedicht an den „ewigen" König von Preußen war nämlich zur Krönung in der Leipziger „Illustrierten Zeitung" erschienen und wurde wegen der genannten vier Verse als eine Beleidigung der Slaven erklärt, so daß eine Flut von Schmähartikeln, Protesten und Grobheiten auf Hebbel niederbrauste, ihn aber nur zu einem Schmunzeln brachte, er wollte sogar alle Liebenswürdigkeiten gesammelt in einem besonderen Aufsatze darbieten. Er unterließ es und verteidigte sich nur in einem seiner „Wiener Briefe". Es handelte sich ihm bei der ganzen Frage viel weniger um die Slaven, als um seine politischen Ansichten überhaupt, auch dies Gedicht war ihm von seinem deutschen Patriotismus eingegeben worden. Er hatte stets die Einheit und Größe Deutschlands vor Augen und beklagte tief, daß nichts geschah, um sie herzustellen; darum mahnte er zuerst den Kaiser von Österreich, dann den König von Preußen, die Nation zu neuem, schönerem Leben zu erwecken, ihr ein Haupt zu geben, damit sie den ihr gebührenden Platz in Europa einnehme. Fern jedem Parteigetriebe, aber geleitet durch seinen gesunden historischen Sinn denkt er an ein konstitutionell regiertes Deutschland und erhofft von einem weitblickenden Führer

Digitized by Google

die alte Herrlichkeit des deutschen Reiches; freilich müßte der neue Kaiser das im Großen leisten, was im Kleinen Karl August für Weimar tat. Darum begrüßte Hebbel dann auch die Verfassung, die Österreich erhielt, und sprach in seinem „Prolog zum 26. Februar 1862" den schönen Gedanken aus, alle Nationen arbeiteten an dem Werk der Kultur, aber nur durch gemeinsames Wirken könnten sie es zustande bringen; wenn „die vereinten Kräfte des Geschlechts" sich rühren, dann wäre die Blüte der höchsten Kultur zu erreichen, gleichmäßig auf allen Gebieten der Kunst und des Denkens. Österreichs Verfassung gilt ihm nur als Symbol für das Ganze: Beugen unter die Idee. So erweist sich auch seine Politik nur als eine Form seiner Gesamtanschauung, als eine der möglichen Manifestationen für sein Grundprinzip, so betrachtet er auch die Nationen, wie die einzelnen Individuen, nur als Glieder einer Kette, die vorhanden sein müssen, um den elektrischen Funken weiterzuleiten, und die an ihrem Platze wichtig sind. Immer ist es die Notwendigkeit, die ihm vorschwebt, und wenn er die Slaven angriff, so geschah es nur, weil er in Czechen und Polen nicht führende, sondern tragende Nationen sehen konnte, die in ihren Grenzen zu bleiben haben, um mitzuarbeiten. Nicht überhebend, im Gegenteil sich bescheidend leistet jeder, sei es ein Einzelner, sei es ein Volk, das Werk seiner Bestimmung. Hebbel beschäftigte sich immer noch lebhaft mit dem Slaventum, weil sein „Demetrius" keineswegs aufgegeben war, wenn er sich auch nicht rührte. Andere dramatische Pläne regten sich gleichfalls, erwachten aber nicht zum Leben. Gedichte wie Aufsätze waren die Früchte, die sich vom Baume lösten. Im März 1862 erschienen die „Nibelungen" und hielten auch als Buch, was sie auf dem Theater versprochen hatten, so, daß Dichter wie Verleger zufrieden sein konnten. Hauptsächlich vom Pri-

Digitized by Google

vatsekretär der Großherzogin Sophie, dem originellen Humoristen Hofrat Marshall angeregt, machte Hebbel im Frühjahr 1862 über Paris eine Reise zur Ausstellung nach London, um dort mit Staunen die sozialen Verhältnisse zu betrachten. Sigmund Engländer, mit dem schon längst die Verbindung brieflich wieder angeknüpft worden war, diente ihm dabei als trefflicher Führer, aber die Eindrücke erwiesen sich als so mächtig, daß der geplante Aufsatz über London nicht zustande kam. Dem folgenden Aufenthalt in Gmunden schloß sich dann ein Ausflug nach Wilhelmstal bei Eisenach als Gast des Großherzoglichen Paares an, wodurch allen Klatschereien über die Ungnade, in die Hebbel bei den Herrschaften gefallen sei, gründlich ein Ende gemacht wurde.

Rührend ist das stille Glück, das Hebbel jetzt im Kreise der Seinen empfand, die reine Freude am Dasein, immer mit dem Gefühl, daß ein Zustand kommen könne, der ihm sogar die selbstverständlichen Tätigkeiten des Lebens, wie das Atemholen, das Bewegen von Armen und Beinen als ein unerreichbares Ideal erscheinen lassen würde. Diesem Gefühl gab er im Winter 1862 auf 1863 gern Ausdruck, ohne zu ahnen, was ihm bevorstehe, denn er schien ganz gesund. Sein Ruhm wuchs, sogar Laube mußte sich entschließen, die einst abgelehnten Teile der „Nibelungen" in Wien aufzuführen, was am 19. Februar mit dem größten Erfolge geschah; jede Wiederholung brachte neuen Andrang zu dem Stück, und besonders die Jugend war begeistert, aber auch das Alter kargte nicht mit warmer Anerkennung, darunter Charlotte von Hagn und Fanny Elsler, die auf der Höhe ihrer Triumphe standen, als Hebbel noch in der Kirchspielvogtei saß; da meinte er wohl: „Märchenhaft; man schläft ein auf Stroh, und erwacht in einem Palast". Der alte Plan zu einer Tragödie „Der Dichter" rückte deshalb wohl

Digitized by Google

unerwartet wieder in den Vordergrund und sollte nun im Verhältnis von Corneille und Richelieu den anekdotischen Stoff erhalten.

Aber der sogenannte Rheumatismus begann plötzlich wieder in Hebbel zu spuken, gerade da man sich rüstete, seinen fünfzigsten Geburtstag festlich zu begehen, die Burschenschaft Libertas durch einen großen Kommers. Am 16. März wurde er bettlägerig und litt heftige Schmerzen, so daß er über den Festtag wie im Traum hinwegkam, doch bereiteten ihm die zahlreichen Aufmerksamkeiten Trost: die Großherzogin Sophie sandte einen silbernen Pokal, der Großherzog ernannte ihn zum Privatbibliothekar, Julius Glaser aber schenkte ihm die Aquarellbilder der Kirche und der Kirchspielvogtei in Wesselburen, was ihn aufs tiefste rührte. Der Gesundheitszustand schien sich zu bessern, so daß er dem Kommers am 18. April und später einem zweiten, ihm von der Silesia und Germania veranstalteten beiwohnen, auch seine Spaziergänge wieder aufnehmen konnte; aber in ihm selbst lag es wie ein Ahnen, wofür das ergreifende Gedicht „Diocletian" ein Beweis ist, und es zeigte sich bald, daß er sich einer gründlichen Kur unterziehen müsse. So fuhr er allein nach Gmunden, um dort die Solenbäder zu brauchen, schmerzlos, wenn er herumging oder ruhig lag, furchtbar gequält, sobald er sich aufrichten oder den Kopf im Liegen bewegen wollte, dann mußte er ihn mit beiden Händen heben; an den Rippen zeigte sich eine Geschwulst, und Hebbel selbst fürchtete wohl den Wahnsinn und verschaffte sich für alle Fälle Gift. Aber der Mut verließ ihn nicht, gerade in seinen Schmerzen bewährte sich seine Weltanschauung und fand den großartigsten lyrischen Ausdruck in dem Gedichte „Der Bramine", das am 22. Juli entstand „in schweren Leiden". Die Solenbäder erwiesen sich nicht wirksam genug, so wurden die Schwefelbäder

Digitized by Google

von Baden bei Wien versucht, auch sie ohne den gewünschten Erfolg. Leidend, wie er fortgefahren war, kehrte Hebbel Ende September wieder nach Wien zurück; da aber packte ihn gleich einem Fieber die Lust zu produzieren. Der „Demetrius", der so lange geruht hatte, ohne sich zu regen, erwachte zu neuem Leben und nötigte den Dichter trotz seiner Schmerzen, ihn aufzuzeichnen. Ludwig August Frankl fand ihn wiederholt in wirklichem Fieber und mahnte ihn, seine Nervosität durch das Dichten nicht zu steigern, Hebbel aber erwiderte: „Kann man das Gras, die Blume hindern zu wachsen? Kann ich's hemmen, wenn es mir zum Kopfe hinaufschießt? ..... Es arbeitet in meinem Kopfe, wie kaum je in meinem Leben, wie nur einmal in Kopenhagen". So schrieb er denn an seinem Werke eifrig weiter, schließlich nur mehr mit Bleistift, weil er zu Bett lag und jede Bewegung durch heftige Schmerzen büßte. Das Drama war im Jahre 1859 auf der Höhe des dritten Aktes, nach der Szene zwischen Marfa und Demetrius abgebrochen worden, also dort, wo Schuiskoi in die Handlung eingreift. Hebbel wollte nämlich sechs Akte geben und machte dann erst aus dem ersten das Vorspiel, so daß er die Arbeit bei dem zweiten Akte fortsetzen mußte; am 6. November 1863 beendigte er den vierten Akt in der jetzigen Gestalt, dann entstand noch der größere Teil des letzten Akts, bis mitten im Vers plötzlich die Hand den Bleistift weglegen mußte. Hebbel hoffte das Ganze noch im Winter unter Dach und Fach zu bringen, es war anders bestimmt, als Torso, dem freilich nur mehr die Schlußszenen fehlen, hinterließ er das Stück. Daneben beschäftigte ihn auch sein Christus, den er in einem Drama, oder wie andere Nachrichten sagen, in einem Epos behandeln wollte, noch am 9. Dezember 1863 erbat er sich von Frankl, um die Gedanken der Juden über Christus

Digitized by Google

kennen zu lernen, das Leben Jesu von Salvador und die Geschichte der Juden von Grätz; als ihm Frankl zwei Tage später diese Bücher brachte, fühlte er sich schon zu schwach, sie persönlich zu übernehmen.

Sein „Demetrius" ist im Wetteifer mit dem Schillerschen Torso entstanden, den Hebbel überaus hochschätzte; trotzdem hat er ihm nichts entlehnt, einmal weil er nicht zu lieben fortfahren konnte, wo ein anderer aufgehört hatte, dann aber weil er überzeugt war, Schiller selbst hätte seinen Plan nicht beibehalten können. Hebbel schloß sich, wie das seit „Herodes und Mariamne" bei allen historischen Stoffen sein Prinzip war, möglichst treu der Geschichte, freilich nicht der vom Historiker geschriebenen, sondern den vom Dichter sinngemäß gedeuteten Tatsachen an. Karamsins russische Geschichte, Prosper Mérimées „falscher Demetrius", dazu verschiedene noch nicht nachgewiesene Memoiren und sittengeschichtliche Darstellungen bildeten seine Quellen. Aus ihnen gewann er die festen Ansichten über die beteiligten Personen, über das welthistorische Problem, über das Verschlingen der Fäden und über den ganzen Stoff. Sein Demetrius ist ein Betrogener, ohne dies zu wissen, kein Betrüger; wirklich Czar Iwans Sohn, nur ein unehelicher, zu gleicher Zeit wie der echte geboren, hat er das königliche Blut in seinen Adern, besitzt er alle die Eigenschaften, die einen echten König auszeichnen, und vor Boris Godunow, dem Emporkömmling, glaubt er den Vorzug des berechtigten Erben, der angestammten Geburt sein zu nennen. Erst allmählich enthüllt sich ihm, daß er ein Werkzeug fremder Intrigen war, lange bevor er etwas davon ahnte, schließlich erfährt er durch seine wirkliche Mutter Barbara, wie es um ihn stehe; da ist er entschlossen, freiwillig auf den angemaßten Platz im russischen Reiche zu verzichten, muß aber erkennen, daß es nicht mehr in seiner Macht stehe,

Digitized by Google

weil mit seinem Geschick das seiner Liebsten verknüpft ist und sein Recht geltend macht. Er ist also gezwungen, eine Rolle weiterzuspielen, an die er nicht mehr glaubt, wir erfahren aber nicht, wie er sich dabei benehmen sollte. Wieder sah Hebbel seine Hauptaufgabe darin, die Ereignisse zu deuten und nach ihrem wahrscheinlichen Zusammenhang darzustellen, ohne ihnen Zwang anzutun. Das schien ihm am besten erreichbar, wenn er sich an menschlich einfache, leicht faßbare Beweggründe hielt, sie psychologisch entwickelte und als notwendige Folgen der Verhältnisse zeichnete, und wenn er die Tragik aus der Existenz selbst mit ihren unausbleiblichen Zusammenstößen hervorgehen ließ. Seine Hauptpersonen sind tragisch, denn was sie unternehmen, führt sie in den verderbenbringenden Konflikt: Demetrius, Marfa, Barbara gleichen einander in diesem Punkte vollständig, Boris Godunow, Myiczek, Marina, selbst Schuiskoi zum Teil, während Hiob, der Legat und Otrepiep, wenigstens aus der Konsequenz ihrer Naturen zum Eingreifen getrieben werden. Wieder begegnet uns der Dualismus in der Idee selbst, denn nicht ein Kampf der Individuen gegen das Fatum, nicht der Kampf zwischen den Individuen ist das Wesentliche, sondern der Kampf liegt im Königtum als der Zentralidee des Ganzen; dadurch schließt sich der „Demetrius" an Früheres ergänzend und erweiternd an: in „Herodes und Mariamne" der Emporkömmling, in „Agnes Bernauer" der Erbberechtigte und seine Pflichten, im „Gyges und sein Ring" der Neuerer auf dem Thron, überall aber die Idee des Herrschers als Problem behandelt, jetzt in Demetrius und Boris Godunow die entgegengesetzten Möglichkeiten, wie ein Mann zum Throne gelangen kann. Alles in diesem Drama steht mit diesem Grundproblem im engsten Zusammenhang, und dies erzielt die strenge Einheit des Werkes; jeder wirkt an seinem Platze mit, wenn

Digitized by Google

auch jeder aus einem anderen Motive. Durch das Eingreifen des Legaten verbindet Hebbel das Einzelschicksal noch mit einem Weltproblem: die Herrschaft der römischen Kirche durch den Sieg über das Schisma soll hergestellt werden. In alledem lehnt sich Hebbels letztes Drama an die vorausgegangenen an, nur die Frauengestalten zeigen anderes Verhalten. Bisher hatte Hebbel immer das schöne Weib in den Mittelpunkt der Dramen gestellt und wegen der Rhodope von Uechtritz sogar den Namen eines modernen Frauenlob erhalten. Judith, Genoveva, Clara, Angiolina, Julia, Mariamne, Eugenie, Fatime, Agnes, Rhodope, selbst Kriemhild und Brunhild bildeten als Vertreterinnen ihres Geschlechts gegenüber dem Manne eine geschlossene Reihe, wobei die größere oder geringere Anerkennung ihrer Individualität aufs bedeutsamste in die Handlung eingriff, ja sie meistens bedingte; in Marfa und Barbara dagegen spielt das Weib als Mutter die entscheidende Rolle, während Marina zur Nebenperson herabgedrückt ist. Der Gegensatz von Magdalene und der Kaufmannsfrau in „Mutter und Kind" wird noch einmal aufgenommen, nun aber von seiner tragischen Seite gefaßt und durchgeführt; in der Szene zwischen den beiden Müttern sollte die Entscheidung des Dramas erfolgen. Hier ist also etwas Neues in Hebbels Drama zu erkennen, das jedesfalls auch im „Jesus" wiederkehren sollte und etwa im „Moloch" als Nebenmotiv schon vorbereitet war. Marina dagegen schließt sich als besondere Spielart den übrigen schönen Frauen an, wahrscheinlich wollte Hebbel in ihr, bei der er an Marie Wittgenstein dachte, den Typus des slavischen Mädchens zeichnen, eine merkwürdig komplizierte Natur, zusammengesetzt aus anziehenden und abstoßenden Eigenschaften, dadurch aber auch verschieden von seinen anderen weiblichen Gestalten; man könnte vielleicht auf Grillparzers Esther hinweisen, die Hebbel zu eigenem

Digitized by Google

Spielen mit diesem Stoff anregte, denn von dessen Rahel, der schönen Jüdin von Toledo ahnte er nichts. Die Mannigfaltigkeit, das Schillernde von Marinas Wesen hebt sie jedesfalls merkwürdig von Hebbels anderen Frauengestalten ab und beweist, daß sein Können noch immer im Steigen begriffen war. Er hat es auch im Bau des Dramas bewiesen, denn mit leichter Hand löste er die großen Schwierigkeiten, die in dem weit ausgedehnten Stoffe lagen; die Handlung wird überaus klar gruppiert, straff zusammengefaßt, geschickt durchgeführt, sie bietet Gelegenheit zu wirksamen Szenen, erfüllt von frischem Leben, reich aber nicht überladen im Detail, anschaulich und immer dem Ganzen förderlich. Allerdings blieben noch einzelne Risse, denn Hebbel wurde nicht fertig, konnte vor allem das Abgeschlossene nicht glätten, was er immer erst zum Schlusse tat; auch die Sprache bekam den letzten Schliff nicht, denn mitten im Satz ließ Hebbel den Stift sinken und hat bis jetzt keinen ebenbürtigen Ergänzer gefunden.

Es ging ihm recht schlecht, obwohl er unermüdet las, zuletzt noch den geliebten Walter Scott, und an einen Aufsatz über Uhland, den Erben Goethes, dachte. Die Verleihung des „Schillerpreises", den er als Erster erhielt, das Erscheinen Emil Kuhs an seinem Krankenlager waren seine letzten Freuden. Am 12. Dezember ließ er sich durch sein Töchterchen noch Schillers „Spaziergang", den er so sehr liebte, vorlesen, aber er war zu schwach, das Gedicht bis zu Ende zu ertragen. Brücke wie seinen Hausarzt Schulz fragte er bedeutsam, wann es besser werden würde, und sah seinem Ende ruhig entgegen. Draußen tobte die ganze Nacht ein Wintersturm, der ihm wohltat, denn der Aufruhr der Elemente war ihm stets sympathisch gewesen. Stumm drückte er zum Abschied dem Freunde Brücke, dann Christine noch die Hand, um

Digitized by Google

fünf Uhr vierzig Minuten morgens am 13. Dezember 1863, einem Sonntag, hauchte er ruhig seine Seele aus, „noch glühend von dem letzten Gedicht . . .“

Am folgenden Tage wurde die Totenmaske abgenommen und auf Zureden Frankls und Brückes mit Christinens Erlaubnis durch die Ärzte Schrott und Schulz die Leiche seziert; mit vollem Rechte betonten die beiden Freunde trotz Hebbels Abneigung gegen die „Anatomie“, daß der Tote wie der Lebende der Welt gehöre, die über die Todesursache nicht im Zweifel bleiben wolle. Es ergab sich eine vollständige Erweichung aller Knochen von den zwei untersten Halswirbeln an, Rippen und Brustblatt mit eingeschlossen, während das Schlüsselbein und die oberste Rippe auf beiden Seiten, sowie die Darmbeine zur Seite des Kreuzbeins, der Schädel und die oberen wie die unteren Extremitäten ganz normal befunden wurden. Dieser Zustand ist bei Männern so selten, daß dem Prosektor des Wiener Allgemeinen Krankenhauses seit fünf Jahren kein derartiger Fall vorgekommen war; die unmittelbare Todesursache aber bildete die hypostatische Pneumonie, die gewöhnliche Lungenentzündung nach langem Krankenlager.

Für sein Leichenbegängnis hatte Hebbel die größte Schlichtheit angeordnet und sich jeden Prunk, selbst die Ausgabe von Partezetteln, vor allem jede Leichenrede verbeten; so wurde denn am 15. Dezember der Sarg, umgeben von den Studenten und begleitet von den Freunden und zahlreichen Verehrern, nachmittags um 3 Uhr still auf den Matzleinsdorfer protestantischen Friedhof gebracht und dort in der Leichenkapelle provisorisch beigesetzt. Erst am 16. Dezember erfolgte in Anwesenheit der nächsten Freunde die Beerdigung in der Gruft, wobei der Pfarrer Porubski nur das Gebet sprach. Die Jugend aber, auf

Digitized by Google

die Hebbel ſtets gerechnet hatte, trug den Sarg zu Grabe, und der akademiſche Geſangverein ließ in die winterliche Landſchaft hinaus den ergreifenden Nachruf erklingen:

Integer vitae scelerisque purus.

Digitized by Google

Litteratur

Friedrich Hebbels Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe besorgt von Richard Maria Werner. Berlin. 1901—1903. Zwölf Bände. — Zweite Abteilung. Tagebücher. Vier Bände. 1903—1904. — Dritte Abteilung. Briefe. 1904 ff. Sechs Bände. In den Einleitungen des Herausgebers sind Einzelheiten genauer ausgeführt, wodurch die Darstellung in der Biographie ergänzt wird.

Friedrich Hebbels Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen. Herausgegeben von Felix Bamberg. Berlin. 1890—1892. Zwei Bände.

Friedrich Hebbels Briefe. Unter Mitwirkung Fritz Lemmermayers von Richard Maria Werner herausgegebene Nachlese. Berlin. 1900. Zwei Bände.

Zahlreiche populäre Ausgaben der Werke, so von H. Krumm, R. Specht, A. Stern, K. Zeiß u. a.

— —

Biographie Friedrich Hebbels von Emil Kuh. Wien 1877. Zwei Bände.

Hebbel von Felix Bamberg. Allgemeine Deutsche Biographie. XI S. 169—188.

Christian Friedrich Hebbel. Von Adolf Bartels. Leipzig. (Universal-Bibliothek Nr. 3998.)

Zur Biographie Friedrich Hebbels. Von Ludwig August Frankl. Wien. 1884.

Digitized by Google

Dionysius Longinus. Oder: Über den ästhetischen Schwulst in der neuern deutschen Literatur. Von Karl Gutzkow. Stuttgart. 1878.

Erinnerungen an Friedrich Hebbel von Eduard Kulke. Wien. 1878.

Literarisches Bilderbuch von Franz Dingelstedt. Berlin 1878.

Aus meinem Leben. Von Eduard Hanslick. 3. Auflage. Berlin 1894.

— —

Der Pantragismus als System der Weltanschauung und Ästhetik Friedrich Hebbels dargestellt von Arno Scheunert. (Beiträge zur Ästhetik herausgegeben von Th. Lipps und R. M. Werner. VIII.) Hamburg und Leipzig. 1903.

Friedrich Hebbel. Der Genius. Die künstlerische Persönlichkeit. Drama und Tragödie. Drei Studien von Johannes Krumm. Flensburg 1899.

Die Tragödie Friedrich Hebbels nach ihrem Ideengehalt von Ernst August Georgy. Leipzig. 1904.

Friedrich Hebbel und sein Drama. Beiträge zur Poetik von Theodor Poppe. (Palästra. Herausgegeben von A. Brandl und E. Schmidt. VIII.) Berlin. 1900.

Friedrich Hebbel. Von Bruno Golz. Studien zur vergleichenden Literatur-Geschichte. III. S. 257—303.

Die Probleme der Hebbelschen Tragödie. Von Karl Böhring. Rathenow. 1900. Programm.

Hebbels Tragische Theorie. I. Das Wesen des Dramas erläutert durch Hebbels eigene Aussprüche. Von Richard Graf von Schwerin. Rostock i. M. 1903. Dissertation.

Fr. Hebbels Ästhetische Ansichten. Von Andreas Aliskiewicz. Brody. 1900. Programm.

Hebbel und die Philosophie seiner Zeit. Von Wilhelm Waetzold. Gräfenhainichen 1903. Dissertation.

Digitized by Google

Über das Verhältnis von Drama und Geschichte bei Friedrich Hebbel. Von Herbert Koch. Leipzig 1904. Dissertation.

Vergleichende Studien zu Hebbels Fragmenten nebst Miscellaneen zu seinen Werken und Tagebüchern. Von A. Fries (Berliner Beiträge zur germ. und rom. Philologie von E. Ebering. XXIV). Berlin. 1903.

Friedrich Hebbels Epigramme. Von B. Patzak. (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Franz Munker XIX). Berlin. 1902.

Aus Friedrich Hebbels Werdezeit. Von A. Neumann. Zittau 1899. Programm.

— —

Friedrich Hebbel als Politiker. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1891. Nr. 346. 14. Dezember (anonym, von K. Werner). — Deutsche Zeitung. Wien 1894. Nr. 8225—8238 von E. M. Steininger.

— —

Hebbel-Kalender für 1905. Herausgegeben von R. M. Werner und W. Bloch. Berlin 1904. Mit Jahrbuch.

— —

Golz, Bruno. Pfalzgräfin Genoveva in der deutschen Dichtung. Leipzig 1897.

Eloesser, A. Das bürgerliche Drama. Berlin 1898.

Bornstein, P. Hebbels „Herodes und Mariamne". Hamburg und Leipzig 1904.

Landau, M. Die Dramen von Herodes und Mariamne. Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte VIII und IX.

Brahm, O. Das Deutsche Ritterdrama. Quellen und Forschungen XL. Straßburg 1880.

Digitized by Google

Horchler. Agnes Bernauer in der Dichtung. Straubing 1884. Programm.

Knögel, W. Voß' Luise und die Entwicklung der Idylle bis auf H. Seidel. Frankfurt a. M. 1904. Programm.

Roepe, G. R. Über die dramatische Behandlung der Nibelungensage in Hebbels Nibelungen und Geibels Brunhild. Hamburg 1865. Programm.

Weitbrecht, K. Nibelungen im modernen Drama. 1893.

Popek, A. Der falsche Demetrius in der Dichtung. Linz a. D. 1893—1895. Programm.

Stein, A. Schillers Demetrius und seine Fortsetzungen. Mühlhausen 1894. Programm.

Digitized by Google

Register

A

Ahlers, H. 52.
Albert, D' 287.
Alberti, L. 58 f.
Albrecht, Erzherzog 288.
Albrecht, Juſtizrat 35. 43.
Alexis, W. (Häring) 195.
Ammerling, J. 274.
Anderſen, H. Ch. 185.
Angelo, M. 236. 298.
Angiolina v. Meſſina 243. 261.
Anſchütz, J. 251. 273.
Ariſtophanes 183. 191. 287.
Arnim, Bettina v. 165.
Arnim, L. A. v. 165.
Aſſing, D. 41. 117.
Aſſing, Ludmilla 115.
Aſſing, Ottilie 115.
Aſſing, Roſa Maria 115.
Aue, K. 118.
Auerbach, B. 334.

B

Baader, F. v. 76.
Bade 20.
Baiſon, J. B. 134.
Bamberg, F. 200—203. 204. 205. 211. 212. 222. 228. 232. 235. 254. 255. 259. 328.
Barbeck, J. N. 19. 28. 38. 82. 169. 345.
Baudiſſin, Graf W. 275.
Bauer, B. 183.
Bauernfeld, E. 274.
Becker, A. 334.
Becker, Oskar 354 f.
Behrendſon, B. S. 135 ff.
Bielenberg, H. W. 52.
Birk, S. 120.
Bode, H. E. 52.
Bodenſtedt, F. 339. 353.
Böhme, J. 76.
Börne, L. 67. 68. 85. 87. 90.
Boz, Dickens 335.
Braun, K. v. Braunthal 318.
Braun, O. 311.
Brücke, E. 275. 364. 365.
Büchner, G. 122. 252 f. 343.

Digitized by Google

Bulwer, E. 213.
Bürger, G. A. 11. 21.
Büttgen, 311 f.
Byron, Lord 92. 153.

C

Cadmus 99.
Calderon 40.
Campe, J. 89. 108. 115. 119. 153. 154. 168 f. 170. 189. 191. 198. 208. 212. 222. 226. 230. 234. 237. 244. 297. 317. 333. 355.
Carstens, Luise 20.
Carstens, Margarete 20.
Carteſius 75.
Catel, F. 235.
Cellini, B. 298.
Cervantes, M. 82.
Ceſtius 234.
Chamiſſo, A. v. 41.
Charmettes, Le Brun de 139.
Chriſten 312.
Chriſtian VIII. v. Dänemark 169. 178 ff. 181. 184. 188 f. 191. 193 f. 195. 212. 237 f. 269.
Chriſtus 221.
Cicero 318.
Clauſſen 20.
Collin 184. 193.
Conteſſa, C. W. 32. 60. 165.
Corneille, P. 359.
Cornelius Nepos 45.
Cornelius, P. v. 184 f. 302.
Cosmar, A. C. 26.
Cotta, G. v. 71. 118. 208. 330. 352.
Cranach, L. 66.
Crelinger, vgl. Stich.

D

Damböck-Straßmann, Fr. 311 f.
Dankwart 178. 180. 181 f. 238.
Dawiſon, B. 319.
Debrois van Bruyck, K. 291 ff. 296. 304. 336. 344 f.
Defoe, D. 11.
Deinhardſtein, J. L. 249. 275 f. 291.
Dethleffſen, F. Ch. 7. 12. 16. 18.
Dietrichſtein, M. Graf 249. 289.
Dingelſtedt, F. 151. 301. 309—313. 341. 342. 343. 351 f. 354.
Dinklage, Frl. v. 74.
Dittenberger 275.
Domenichino 107.
Duller, E. 195.
Dürer, A. 66.

E

Ehrenbaum 231.
Eitelberger, K. v. 275. 295. 316. 339. 354.
Eloeſſer, A. 212.
Elvers, P. 19.
Elvers, Wiebke 19.
Elsler, Fanny 358.
Emilia aus Meſſina 243.
Engel, J. J. 162.
Engländer, S. 252 f. 264. 266. 274 f. 291. 358.
Eſchenburg, J. J. 41.

Digitized by Google

Euripides 142.
Evers 81. 183. 192.

F

Fehringer 140.
Ferari, Adele 335.
Ferdinand II. Kaiſer 271.
Feuchtersleben, E. v. 313—316.
Feuchtersleben, Nelly v. 295. 313.
Fichtner, K. 273.
Fiſcher 20.
Foltzik, Prof. X. 245.
Förſter, Emma 74. 109.
Fouqué, E. v. 139. 351.
Frankl, L. A. 250. 360. 361. 365.
Franz, Dr. J. F. (Hebbel) 137.
Franz, Hahn 19. 317.
Franz Joſeph, K. v. Öſterreich 316 f. 353. 355.
Franz Karl, Erzherzog 271.
Freiligrath, F. 92.
Freytag, G. 154. 334.
Friſch, F. X. (Franz von Braunau) 256 f. 292.

G

Gagiati, Signora 235. 303.
Galletti, J. G. 135.
Gameratte 161.
Gartner, F. 80. 96.
Gärtner, W. 295. 326 f. 348. 351.
Gathy, A. 198. 199.
Gehlſen 19. 28.
Geibel, E. 331. 348. 351.
Gerhard, P. 10 f. 27.
Gervinus, G. G. 317.
Glaſer, J. 292. 359.
Goldſchmidt, M. A. 227.
Golz, B. 149. 295.
Görres, Gu. 139.
Görres, J. v. 75 f. 294.
Goethe, J. W. 17. 25. 53. 63. 64. 67. 71. 76. 77. 92. 106. 123 f. 125. 132. 151. 152. 162. 164. 165. 181. 190. 209. 212. 223 f. 227. 231. 288. 297 f. 302. 320. 325. 332. 333. 335. 338. 364.
Goethe, Ottilie v. 275.
Götzloff 242.
Grabbe, Ch. D. 121. 122. 132. 252 f. 294.
Gravenhorſt, F. W. 51 f. 53. 61. 63. 64. 297.
Gräz 361.
Greff, J. 120.
Grillparzer, F. 45. 122. 250. 290. 293. 296. 303. 308. 318. 323. 350. 351. 363 f.
Groth, K. 18. 38. 340.
Gurlitt, L. 234 f. 237. 238. 241. 242. 245. 254. 269.
Gutzkow, K. 47. 86—91. 108. 109. 115. 116. 117. 120—122. 125. 126. 134. 135. 152. 170. 189 f. 230. 253. 294. 301. 317. 343.
Guyet, K. J. 64.

H

Hagen, Th. 198. 199. 200.
Hagn, Charlotte v. 358.
Haizinger, Amalia 252.
Halm, F. 122. 130. 250.

Digitized by Google

Hamann, J. G. 209.
Hammer, J. 334.
Hammer-Purgstall, J. v. 130. 274.
Hanslick, E. 289. 316.
Harding 8. 11.
Hartmeyer, A. 35.
Hauff, H. 71.
Hauff, W. 11. 31.
Hauser 236.
Hebbel, Ariel, vgl. Emil.
Hebbel, Antje Margarete 3 ff. 11 f. 16. 61 f. 86. 103 f.
Hebbel, Christine, geb. Engehausen (Enghaus) 79. 138. 250 f. 251—257. 259. 264 f. 266. 268. 269. 273. 274. 281. 282. 283 f. 290. 292 f. 297. 301 ff. 304. 310. 311. 313. 317. 319. 327. 328. 329. 332. 335. 343. 346. 351. 353 f. 355. 364. 365.
Hebbel, Emil (Ariel) 259. 266.
Hebbel Ernst 206. 210. 255. 259. 266.
Hebbel, Johann 5 ff. 16. 103. 355.
Hebbel, Karl 256. 274.
Hebbel, Klaus Friedrich 3 ff. 11 ff. 18. 60.
Hebbel, Konrad 355.
Hebbel, Max 142. 163. 170. 171. 198. 203 ff. 206. 207. 211. 259.
Hebbel, Titi (Christine) 269. 283. 293. 340. 345. 346. 352. 364.

—

Hebbels Gedichte:

Becher, Der 71.
Bild, Ein 164.
Bramine, Der 22. 265. 359 f.
Deutschland, An 272.
Dichterloos 27.
Diocletian 359.
Entschuldigung 33.
Erde, Die, und der Mensch 272.
Erinnerung 21.
Er und ich 21.
Frage und Antwort 33.
Frühlingslied 101.
Gebet, Ein 47.
Geburtstag, Ein, auf der Reise 311.
Geheimnis der Schönheit 356.
Genesungsgefühl 118.
Glas, Das letzte 181.
Glück, Mein 27.
Goethe 164.
Gretchen 33.
Haideknabe, Der 226. 267.
Haus, Das alte 33.
Hedwig, An 27 f. 93.
Invalide, Der 101.
Jungfrau, Die 33.
Kains Klage 21.
Kaisers von Österreich Majestät, An des 316 f. 355.
Kind, Das 33.
Kind, Das abgeschiedene, an seine Mutter 207.
Kindesmörderin, Die 32.
Kleist 164.
Knabentod 101.
König v. Preußen, An den 355. 356 f.

Digitized by Google

Kunst, An die 164. 167.
Liebeszauber 226. 267.
Mädchen, An ein junges 196.
Meer, Auf dem 175 f.
Mensch, Der 32 f.
Nachruf 33.
Nachtlied 66.
Nachts 33.
Opfer, Das, des Frühlings 237. 241. 267. 303.
Perle, Die 27.
Polen, Die, sollen leben 166.
Prolog zu Goethes hundertjähriger Geburtstagsfeier 288.
Prolog zum 26. Februar 357.
Proteus 33.
Quell, Der 21.
Ring, Der 26.
Ringreiterfest in Neuenkirchen 20 f.
Romanze, 22.—25.
Rosa 21. 32.
Scheidelieder 181.
Schlacht, Die, von Hemmingstedt 35.
Sehnsucht. An L. 21.
Sonnenjüngling, Der 105.
Spaziergang, Ein, in Paris 226
Stanzen an ein sizilianisches Schwesterpaar 243.
Süße Täuschung 33.
Thorwaldsens Ganymed und der Adler 185.
Tugend, An die 21.
Unterdrückten, An die 21.
Vaterunser 148.
Verschmähte, Die 241.
Vorsatz, Mein 26 f.
Zauberer, Der 26.
Zu Pferd! Zu Pferd! 105.

Hebbels Werke:

Abend, Ein, in Straßburg 71. 83.
Abfertigung eines ästhetischen Kannegießers 299.
Abrahams Opfer 305.
Achill 169. 226.
Agnes Bernauer 279. 303—313. 317. 318. 323. 324. 328. 332. 338. 362. 363.
Allgemeine Zeitung, Berichte 270.
Anna 68 f. 84. 104.
Bertholdstein 329 f.
Brudermord, Der 31. 32. 59.
Christus 225 f. 360 f. 363.
Demetrius 7. 44. 339. 341 f. 357. 360—364.
Demonstrationen, Über die sog., bei theatralischen Vorstellungen 312.
Dialog, Über den 258.
Diamant, Der 102. 107. 154. 156—163. 202. 226. 244. 266. 267.
Dichter, Der 226. 273. 358 f.
Dithmarschen, Die — Roman 115. 191. 226.
Dithmarschen, Die — Trauerspiel 117 f. 135. 137.
Evolia 11.
Feuchtersleben 313—316.
Fiat justitia et pereat mundus 191. 259 f.
Gastmahl, Das, eines Geizhalses 68.

Digitized by Google

Gedichte 118. 153. 165 ff. 170. 178. 182. 183. 190 f. 240 f. 244.
Gedichte, Gesamtausgabe 329—332. 339.
Gedichte, Neue 267 f.
Gemälde von München 78. 115.
Genoveva 24. 53. 140—151. 154 ff. 163. 169. 170. 178. 189. 202. 207. 219. 275 f. 279 f. 300. 301. 303. 309. 317 f. 321. 322. 331. 341. 363.
Genoveva, Nachspiel 152 f.
Gentz, Fr. 334.
Gertrud 60.
Geschichte der Jungfrau von Orleans 135 139 ff.
Geschichte der neueren Lyrik 115. 165.
Geschichte des 30jährigen Kriegs 135 ff. 153.
Giulietta vgl. Julia.
Gleichnisse, Über 258.
Gyges und sein Ring 268. 318—325. 326. 327. 328. 338. 362. 363.
Haidvogel, Herr, und seine Familie 60. 268.
Herodes und Mariamne 258. 265. 269. 273. 275—283. 286. 288. 296. 299. 309. 318. 324. 325. 361. 362. 363.
Holberg, Lud. 334.
Hollon 21 f. 30 f.
Jakob, Meister 84.
Johann 60.
Judith 107. 118 f. 125 ff. 135 ff. 137 ff. 140. 147. 148. 151. 152. 153. 178. 179. 182. 197. 202. 217. 219. 226. 227. 250 f. 265. 274. 275. 276. 279. 280. 283. 294. 297. 301 f. 309. 311. 318. 319. 350. 363.
Jugendgedichte 10. 20. 68.
Jugendschriften 53.
Julia 24. 226. 240. 243. 250. 258. 261—266. 268. 270. 272. 273 f. 276. 282. 290. 296. 299. 363.
Julius Cäsar, Bearbeitung 290.
Jungfrau von Orleans, Drama 126.
Klara vgl. Maria Magdalene.
Körner, Über Th. K. und H. v. Kleist 55. 68.
Kritiken 115 f. 165. 258.
Kuh, Die 24. 31. 196. 289.
Langeweile, Die 258.
Leiden, Ein, unserer Zeit 264.
Ludovico 275 f.
Lustspiele 273.
Magellona, vgl. Genoveva.
Maler, Der 31 f.
Maria Magdalene 14 f. 18. 60. 90. 107. 163. 193 f. 196. 211—225. 226. 232. 234. 237. 244. 251. 262. 264. 267. 272. 273. 276. 309. 363.
Maria Magdalene, Vorwort 222—225.
Matteo 24. 119. 142. 154 ff.
Memorial 134.
Michel Angelo 297—300. 301. 328.

Digitized by Google

Mirandola 23 ff. 30. 31. 265.
Moloch 11 f. 153. 163. 168. 169. 190. 223 f. 225 f. 240. 243. 250. 266. 293—295. 297. 332. 363.
Morgenblatt-Korrespondenz 74 f.
Mutter und Kind 8 f. 168. 258. 328 f. 332. 333. 334—339. 363.
Nacht, Eine, im Jägerhause 69 f.
Nibelungen, Die 53. 326—329. 332. 339. 343—354. 355. 356. 357. 358. 363.
Novellen 226. 244. 266. 328.
Obermedizinalrätin, Die 83.
Pauls merkwürdigste Nacht 60. 258.
Philister, Der deutsche 83.
Poesie, Die, und ihre Werber 191 f.
Räuberbraut, Die 32. 265.
Reichszeitung, Österr. 288 ff.
Reisebriefe 302.
Rubin, Der. Märchen 85 f. 104. 158.
Rubin, Der. Märchenlustspiel 192. 284—288. 289 f. 293. 296. 312. 322. 363.
Schauspielerin, Die 140. 264 f. 276. 283 f. 363.
Schlägel, Schneidermeister Nepomuk 83 f. 85. 258.
Schnock 60. 81 ff. 83. 85. 104. 118. 266. 296.
Selbstbiographie 4. 12. 18. 25. 165. 258. 299.
Shakespeare, Über 165.
Shakespeares Zeitgenossen 339. 353.
Sophonisbe 258.
Steinwurf, Der, oder Opfer um Opfer 339 f.
Struensee 191.
Swedenborg 258.
Tagebuch 45. 103.
Todesurteil, Das erste 272.
Trauerspiel, Ein, in Sizilien 9. 258. 259—261. 265. 267. 268. 282. 296. 363.
Vagabonden, die beiden 84.
Vatermord, Der 29 ff. 31. 32.
Verkleidungen 340.
Vier Nationen unter Einem Dache 12. 273.
Weiß 60. 68.
Welt, Die verkehrte 258. 285.
Wiener Briefe 353. 356.
Wort, (Ein, Mein) über das Drama 189 f. 197 f. 225.
Zitterlein, Barbier 59 f. 60. 264.
Zu irgend einer Zeit 225 f. 229. 272.

Heckenast, G. 328.
Hedde, Th., 19. 20. 25. 28. 38.
Hegel, G. W. 75 f. 183. 205. 209. 222 f. 229.
Heiberg, J. L. 190, 197 f.
Heine, H. 21. 71. 82. 87. 89. 92. 115. 165. 166. 198. 199 f. 203. 208. 227. 230.
Hellberg, Mme 138. 142.
Heller, Sini 335.
Hempel 165.
Hettner, H. 242 f. 244. 258. 343.
Herle 274.

Digitized by Google

Herodot 318—322.
Heyse, J. C. A. 46 f.
Himers, Witsen 14.
Hocker, W., 86. 43. 61. 108.
Hockmann, 7. 9.
Hoffmann, E. T. A. 31 f. 60. 90. 165.
Hogarth, W. 8.
Holbein, F. J. v. 273. 288. 290.
Holbein, H. 66.
Holberg, L. H. 156. 162.
Holland, König v. 12.
Holst, H. P. 183.
Holtei, K. v. 152. 299.
Holten, C. F. v. 178.
Hölty, L. 21.
Holtzmann, A. 320 f. 327.
Homer 40.
Horaz 366.
Hügel, Cl. W. Baron 257.
Hugo, V. 240.
Hülsen, B. v. 301 f.
Humboldt, A. v. 67.

I

J., Graf 245. 252.
Jachimowicz, F. 292.
Janinsky, E. (Jahnens) 61. 76 f. 108. 115.
Jenisch, vgl. Rhedern.
Ihering, R. 64. 80. 96. 110.
Johann, Erzherzog 271. 291.
Jordan, W. 333.
Joseph II., Kaiser 269 f. 282.
Josephus Flavius 276.
Jost 312.
Josua 99.
Isenbrant, W. 6. 35.

K

Karamsin 361.
Karl Alexander v. Sachsen 12. 341. 353 f. 355. 358. 359.
Karl August v. Sachsen 288.
Karl d. Kühne 160.
Keller 312.
Kerner, J. 41. 156.
Kies 244.
Kinkel, G. 334.
Kisting 45. 102. 211.
Klein, J. C. 302.
Klein, Th. 189.
Kleist, H. v. 55 ff. 68. 90. 122. 132. 152. 156. 158. 161. 164. 290. 293. 308. 350.
Klopstock, F. G. 21. 294.
Knölck 19.
Köchy, K. 251.
Kolatschek, A. 269. 339.
Kolb, G. 311.
Kolbenheyer, R. 234 f. 242.
Körner, Ch. 118.
Körner, Th. 28. 54. 55 ff.
Kotzebue, A. v. 28.
Krafft, Dr. 62.
Krogmann, G. F. 52.
Kücken, F. 295.
Kuh, Angelo 292.
Kuh, E. 18. 291 f. 302 f. 304. 326. 332. 333. 334. 335. 342. 343. 344—346. 351. 354. 364.

Digitized by Google

Kühne, G. 261. 266. 296. 301.
Kulke, E. 354.
Kümmel, H. 236.
Kunhardt, C. H. 52.
Küſtner, Th. 273 f. 301 f.

L

Lachner, F. 295.
Lammborg 227.
Landoronſki, Graf K. 289. 353.
Landſteiner, L. 288 f.
Langborg 227.
La Roche, K. 341.
Las Caſes, E. A. 165.
Laube, H. 59. 71. 83. 86—91. 115. 290. 296. 301. 313. 317. 351. 353. 354. 358.
Lebrün, K. 28. 133.
Lenau, N. 92.
Lenſing, Eliſe 45—49. 67. 70. 71. 72. 73. 78. 79. 81. 90. 93. 102. 104. 105. 110. 111. 117. 119. 124. 134. 137. 138 f. 142. 153. 171. 175. 176. 177. 178. 179. 189. 191. 193. 194. 195. 196. 198. 203—210. 213. 232. 233. 235. 238—240. 241. 243. 244. 253—257. 264 f. 266. 269. 274. 281. 297. 302 f. 319. 355.
Leſſing, G. E. 21. 23. 60. 165. 209. 213.
Lenz, Mme 140.
Lenz, R. 213.
Levetzau 178.
Lewinsky, Hofrat 354.
Lexow 35.
Libényi, J. 316 f. 355.
Lichtenberg, J. Ch. 83.
Lilienthal, Dr. 109.
Lindemann 19.
Lingg, H. 78.
Linhart 28.
Liſzt, Fr. 341. 343. 353.
Lorm, H. 274. 275. 287 f.
Loß, G. 133. 134.
Löwe, L. 250 f. 273. 274. 282. 301.
Lucas, Apoſt. 221.
Luck, W. L. 343.
Ludoviſi 236.
Ludwig I, K. v. Bayern 78. 310.
Ludwig, O. 263. 334. 338. 339.

M

M. J. 282 f.
Malthus, Th. R. 229 f.
Maria, Königin v. Bayern 310.
Maria Paulowna, Großherzogin v. Sachſen 341.
Maria Thereſia, Kaiſerin 269 f.
Marſhall, W. 358.
Maſſinger, Ph. 275 f.
Matthiſſon, F. v. 11. 21.
Max, K. v. Bayern 310—312. 352.
Mérimée, P. 361.
Metternich, Fürſt Cl. 269 f. 272. 319.
Meyerbeer, G. 295.
Meyr, M. 309 f. 334.
Mittermaier, K. J. 64. 244.

Digitized by Google

Mohr, J. J. 13 ff. 22. 28. 33. 34. 35 f. 37 f. 69. 171.
Molière 162.
Möller 35. 36.
Möller, P. L. 182 f. 192. 197.
Moltke, Graf 169. 170.
Moltke, Graf Karl 178.
Mommsen, Th. 241. 243.
Montez, Lola 303 f.
Mörike, E. 167. 331. 333. 252.
Moritz, K. Ph. 67.
Müller 43.
Müller, Maler 140.
Mundt, C. F. 19. 28.
Mundt, Klara (Louise Mühlbach) 302.
Mundt, Th. 89. 126. 302.
Munke, G. W. 66 f.
Musäus, J. K. A. 70.

N

Napoleon 6. 10. 226.
Napoleon III. 342. 352.
Nehr, F. 7.
Nestroy, J. 275.
Neuer 63.
Niebuhr, B. 63.
Nordberg, Noé v. 325 f. 329.

O

Ohl, Kl. 5. 6.
Oehlenschläger, A. 34. 169. 179—181. 184—188. 191 f. 192. 193 f. 195. 213. 226. 228. 230 f. 237. 284. 298.
Olshausen 175.
Otto 19.
Otto, K. v. Griechenland 97.

P

Paisow 63. 64.
Paul, Jean 21 f. 67. 69. 81 f. 90. 91. 102. 109. 156 ff. 326.
Petersen 176.
Pichler, A. 295.
Pierer 318.
Platen-Hallermünde, Graf A. 242.
Platon 165. 183. 318.
Porubsky, E. 365.
Prechtler, O., 251. 256. 271.
Prokop 245.
Prutz, R. 317.
Putlitz, G. zu 319.

R

Raffael 66. 298.
Rahl, K. 235. 292.
Raimund, F. 122.
Ranke, J. 334.
Rau, H. 302.
Raupach, E. 122. 143. 351.
Raymond 354.
Redwitz, O. v. 316. 334.
Reinhardt, Lina 115.
Rendtorf, O. 52. 59. 61. 66. 69. 71. 74. 109. 169. 297.
Reni, G. 66.
Rettich, Julie 252.
Rhedern, J. Gräfin, geb. Jenisch 35 f. 169. 238.
Richelieu 359.
Richter 311 f.

Digitized by Google

Riedel, A. 235.
Ring, M. 302.
Romano, Giulio 107.
Rosegger, P. 50.
Rötscher, H. Th. 266. 267. 296. 301. 302.
Rousseau, Charlotte 153.
Rousseau, E. 64. 65. 70. 81. 95—100. 102—104. 105. 110. 166. 233. 345.
Rousseau, J. J. 40.
Rousseau, Reg. 169. 170. 225. 266.
Rubinstein, A. 339 f.
Rückert, F. 122. 276. 317.
Rüerl 73.
Ruge, A. 203. 227. 228—231. 233. 299. 301.

S

Sachs, H. 120.
Salis-Seewis, J. G. v. 11. 21.
Salvador 361.
Saphir, M. 271. 289.
Schacht, H. Th. 19. 28. 33. 34. 35. 176.
Schäfer 19.
Scheffel, J. V. 334.
Schelling, J. W. 33. 75 f. 309.
Schilcher 274.
Schiller, F. 20 f. 22. 23 ff. 25. 27. 32. 40. 63. 92. 116. 118. 122. 126. 135. 137. 152. 156. 159. 160. 213. 224. 250. 251. 333. 334. 339. 341. 344. 351. 353. 364.
Schirges, G. 198. 230.
Schlegel, F. 86 f. 139.
Schlenz 35.
Schlömer 9.
Schmalz 43. 50. 62.
Schmidl 275.
Schmidt 28.
Schmidt 312.
Schmidt, Direktor 138. 252.
Schmidt, Julian 296 f. 299. 330.
Schmiedegg, Graf 325 f.
Schneidler, A. 52.
Schopenhauer, A. 333.
Schoppe, Alphons 41.
Schoppe, Amalia 28. 34 ff. 36. 38. 39—45. 50. 58. 62. 104. 108. 115. 119. 133. 134. 135. 297.
Schoppe, F. 41.
Schoppe, J. 41.
Schoppe, K. A. 34. 41.
Schröder, Emma 138. 139. 141. 197.
Schröder, F. L. 258.
Schrott 365.
Schrötter, A. v. 295.
Schubart 4.
Schubert, F. 164.
Schulz, B. 364. 365.
Schulz, Hedwig 27 f. 93 f.
Schumann 64. 70. 80 f.
Schumann, R. 65 f. 293. 295. 331.
Schütze, J. L. C. 138. 170. 176.
Schwab, G. 71 f.
Schwabe, H. H. 52.
Schwarz, A. 212.

Digitized by Google

Schwarz, Beppi 78 ff. 93. 110. 311.
Schwarzenberg, Fürst Felix 288.
Schwarzenberg, Fürst Friedrich 295.
Schwarzer, E. v. 275. 295 f. 302.
Scott, W. 165. 364.
Seligmann, R. 275.
Selle, Major 334.
Shakespeare, W. 24. 28. 41. 64. 67. 77. 120. 121. 122. 123. 124. 152. 156. 165. 190. 223 f. 240. 250. 290. 344.
Sievers, Ch. 14. 15. 34.
Solger, K. W. F. 85.
Sophie, Großherzogin v. Sachsen 341. 353 f. 355. 358. 359.
Sophokles 213.
Spinoza, B. 183.
Stael, Mme de 180.
Stahr, A. 242 f. 244.
Stampe, Baronin 184.
Steffens, H. 153. 180.
Steinheim, Dr. 117.
Sterne, L. 21.
Stich-Crelinger, Auguste 119. 133 f. 137. 169. 211 f. 222. 273.
Stieglitz, Charlotte 122. 126.
Stoffer 19.
Strauß, F. D. 183.
Struve 19.
Susanne, Jungfer 7.

T

Tasso 40.
Teichmann, J. B. 302.
Terpen, C. 162.
Thibaut, A. F. J. 63. 70. 75.
Thiersch, F. W. 244.
Thorheyde 19.
Thorwaldsen, B. 77. 184—188. 189. 191. 195. 209. 213. 226. 236.
Thun, Graf L. 315 f.
Tieck, L. 32. 70. 84. 90. 91. 104. 107. 118. 121. 140. 141. 156. 158 f. 161. 180. 302. 314.
Timm 19.
Tizian 66.
Töpfer, K. 133. 250.
Törring, J. A. v. 304. 305.
Tychsen 235.

U

Uechtritz, F. v., 122. 319 f. 323. 327. 328. 331. 332. 338. 363.
Uhl, Fr. 327.
Uhland, L. 25 ff. 32. 33 f. 68. 72 f. 81. 89. 92. 107. 116 f. 166. 167. 169. 330. 331. 364.
Unger, J. 292.
Ussing 243.

V

Varnhagen v. Ense, K. A. 41.
Veit, D. 41.
Veit, Rosa Maria 41.
Vernet, H. 226. 298.
Vischer, F. 220. 269. 327. 328. 350 f.
Vogel, H. A. 105. 311.
Voigt, F. G. 52.
Volckmann, F. K. A. 4.
Vortmann, J. W. C. 52.
Voß 19.

Digitized by Google

Voß, Doris 19. 31. 93 f.
Voß, Emilie 7. 19.
Vulpius, Ch. A. 32.

W

Wacker, G. 19. 38.
Wagner, H. L. 213.
Wagner, M. 295.
Wagner, R. 295. 327. 348.
Weber, J. J. 266 f. 339. 353.
Weisflog, C. 107. 120.
Wenningen-Ingelheim, Baron 325 f.
Werner, K. 102. 263. 291 f. 296. 304. 335.
Werner, J. 294.
Widmer 234.
Wienbarg, L. 89. 116 f. 317.
Wieſe 19.
Wigand, O. 88.
Wigand, P. 234.
Wihl, L. 115. 135.
Wilde 38.
Wildner v. Maithſtein 271.
Wilhelm, K. v. Preußen 355.
Willers, E. 236.
Winckelmann, J. J. 109.
Winther, Chr. 182.
Wittgenſtein, Fürſtin 341.
Wittgenſtein, Prinzeſſin Marie, verm. Fürſtin Hohenlohe 339 f. 341. 343. 363.
Wolf, F. 250.
Woltmann, K. L. v. 135.

X

Xenophon 45.

Y

Young, E. 24. 31.

Z

Zedlitz, J. v. 250.
Zerboni di Spoſetti, J. 252.
Zerboni di Spoſetti, W. 352. 256.
Zieſe, Ehepaar 45. 117. 210. 213. 355.
Zigéſar, Baron 312 f.
Zimmermann, R. 282 f. 289. 296.
Zſchokke, H. 11. 24. 32.

Digitized by Google

Druckfehlerverzeichnis

S. 19, Z. 10 l. Stoffer
S. 59, Z. 5 l. Intrigen
S. 72, Z. 10 l. Vierundvierzigjährigen
S. 74, Z. 19 l. Hekatomben
S. 119, Z. 19 l. Tragödin
S. 125, Z. 15 l. weil es
S. 216, Z. 2 l. Gesellschaftsschichte,
S. 229, Z. 22 l. von Malthus
S. 238, Z. 2 v. u. l. Ihm
S. 242, Z. 6 l. Rosenfest
Z. 26 l. Militärmusiken.
S. 292, Z. 4 v. u. l. Karl
S. 294, Z. 2 l. Vielleicht
S. 310, Z. 19 l. Donaustrand.

F. E. Haag, Melle.

Digitized by Google

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Hebbels Ausgewählte Werke

Mit Einleitungen von Richard Specht. Oktav-Ausgabe in 6 Bänden

6 Einzelbände in Leinen (Cotta'sche Bibliothek der Weltliteratur) zu je . . . 1 Mark
3 Doppelbände in Leinen . . . . . 6 Mark
3 —„— in Halbfranz . . . . 9 Mark

Band 1. Biographische Einleitung. Gedichte. Mutter und Kind. 2. Dramen: Judith. Genoveva. Maria Magdalene. 3. Dramen, Herodes und Mariamne. Michel Angelo. Agnes Bernauer. Gyges und sein Ring. 4. Dramen: Die Nibelungen. Moloch. 5. Erzählungen und Novellen. Meine Kindheit. Schriften zur Theorie der Kunst. 6. Aus Tagebüchern und Briefen. Mit einem Anhang: Briefe Hebbels an Georg von Cotta.

Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin W 35
Derfflingerstr. 16

Die Probleme der Romantik als Grundfragen der Gegenwart

Von
Dr. Oskar Ewald

240 Seiten Groß-Oktav. — Geh. ca. 4 M.; gebd. ca. 5 M.

Das geistvolle Werk nimmt die Psychologie von Gentz, Grabbe, Lenau, Kleist zum Ausgangspunkt. Es bildet den ersten, (selbständigen) Band eines größeren Unternehmens desselben Autors, das sich „Romantik und Gegenwart" betitelt.

Digitized by Google

Ausgabe der ‚Geisteshelden' in Gruppen

Die vorliegenden Bände „Geisteshelden" hat die Verlagsbuchhandlung in Gruppen eingeteilt, deren jede in geschmackvollem, dauerhaftem (kostenfreien!) Karton geliefert wird. Der Karton trägt den Haupttitel der betreffenden Gruppe in Aufdruck. In diesem Gewande bilden die Bände, auf deren äußere Ausstattung besondere Sorgfalt verwendet worden ist, **vornehme, gediegene Geschenke,** die sicherlich reichen Beifall finden.

Dichter-Biographien, Gruppe I. 7 Bände.

Goethe. 2. Aufl. Von Prof. Richard M. Meyer. Preisgekr. 3 Bde.
Schiller. Von Prof. Dr. Otto Harnack. 2 Bde.
Lessing. Von Privatdozent Dr. K. Borinski. 2 Bde.

Preis: Fein gebd. einschl. Karton Mk. 22,40

Dichter-Biographien, Gruppe II. 7 Bände.

Walther v. d. Vogelweide. 2. Aufl. Von Prof. A. E. Schönbach.
Molière. Von Prof. Dr. H. Schneegans.
Grillparzer. Von Dr. Hans Sittenberger.
Hölderlin. * Reuter. 2. Aufl. Von Dr. Adolf Wilbrandt.
Hebbel. Von Prof. Dr. R. M. Werner. 2 Bde.
Anzengruber. 2. Aufl. Von Dr. Anton Bettelheim.

Preis: Fein gebd. einschl. Karton Mk. 22,40

Dichter-Biographien, Gruppe III. 5 Bände.

Dante. Von Pfarrer Dr. Joh. Andr. Scartazzini.
Shakspere. Von Prof. Dr. Alois Brandl.
Byron. Von Prof. Dr. E. Koeppel.
Turgenjew. Von Dr. Ernst Borkowsky.
Tennyson. Von Prof. Dr. E. Koeppel.

Preis: Fein gebd. einschl. Karton Mk. 19,20

Fürsten und Kriegshelden. 5 Bände.

Peter der Große. 2 Bde. Von Dr. K. Waliszewski.
Moltke. 3 Bde. Von Oberstl. Dr. Max Jähns.

Preis: Fein gebd. einschl. Karton Mk. 17,60

Digitized by Google

Meister der Farben und Töne. 3 Bände.

Mozart. Von Prof. Dr. O. Fleischer.
Tizian. Von Dr. Georg Gronau.
Böcklin. Von Henri Mendelsohn.

Preis: Fein gebd. einschl. Karton Mk. 11,20

Naturforscher und Reisende. 5 Bände.

Columbus. 2. Aufl. Von Prof. Dr. Sophus Ruge.
Kepler. * **Galilei.** Von Prof. Dr. Günther.
A. v. Humboldt. * **L. v. Buch.** Von Prof. Dr. Günther.
Darwin. Von Prof. Dr. Wilhelm Preyer.
Stanley. Von Paul Reichard.

Preis: Fein gebd. einschl. Karton Mk. 16,—

Vaterländische Kultur. 7 Bände.

Luther. Von Prof. Dr. Arn. E. Berger. 3 Bde.
Stein. Von Dr. Fr. Neubauer. Preisgekrönt.
Jahn. Von Dr. F. G. Schultheiß. Preisgekrönt.
List, Friedrich. Von Carl Jentsch.
Cotta. Von Minister Dr. Albert Schäffle.

Preis: Fein gebd. einschl. Karton Mk. 24,—

Philosophen. 6 Bände.

Spinoza. Von Prof. Dr. Wilhelm Bolin.
Montesquieu. Von Prof. Dr. Albert Sorel.
Herder. Von Superintendent Richard Bürkner.
Görres. Von Prof. Dr. J. N. Sepp.
Schopenhauer. Von Konsul Dr. Eduard Grisebach.
Carlyle. 2. Aufl. Von Prof. Dr. G. v. Schulze-Gaevernitz.

Preis: Fein gebd. einschl. Karton Mk. 22,40

☛ Wünschen hinsichtlich einer veränderten Zusammenstellung kommt der Verlag bereitwillig entgegen.

Die Einbände sind in rotbrauner und blauer Farbe vorrätig.

Digitized by Google

❋ Geisteshelden ❋

Bisher erschienen folgende — einzeln käufliche — Bände:

(Bei Bestellung genügt Angabe der Band-No.)

Anzengruber. 2. Aufl. Von Dr. Anton Bettelheim.	4
Böcklin. Von Henri Mendelsohn.	40
***Byron.** Von Prof. Dr. Emil Koeppel.	44
Carlyle. 2. Aufl. Von Prof. Dr. G. v. Schulze-Gaevernitz.	6
Columbus. 2. Aufl. Von Prof. Dr. Sophus Ruge.	5
Cotta. Von Minister Dr. Albert Schäffle.	18
Dante. Von Pfarrer Dr. Joh. Andr. Scartazzini.	21
Darwin. Von Prof. Dr. Wilhelm Preyer.	19
Galilei. Siehe: **Kepler.**	22
Görres. Von Prof. Dr. J. N. Sepp.	23
Goethe. 2. Aufl. Von Prof. Dr. Rich. M. Meyer. Preisgekrönt.	13/15
Grillparzer. Von Dr. H. Sittenberger.	46
***Herder.** Von Superintendent Rich. Bürkner.	45
Hölderlin. * **Reuter.** 2. Aufl. Von Dr. Ad. Wilbrandt.	2/3
A. v. Humboldt. * **L. v. Buch.** Von Prof. Dr. Günther.	39
Jahn. Von Dr. F. G. Schultheiß. Preisgekrönt.	7
Kepler. * **Galilei.** Von Prof. Dr. S. Günther.	22
Lessing. Von Privatdozent Dr. K. Borinski.	34/35
***List, Friedrich.** Von Carl Jentsch.	41
Luther. I. II, 1. Von Prof. Dr. Arn. E. Berger.	16/17. 27
Molière. Von Prof. Dr. H. Schneegans.	42
Moltke. 3 Bde. Von Oberstl. Dr. Max Jähns.	10/11. 37/38
Montesquieu. Von Prof. Dr. Alb. Sorel.	20
Mozart. Von Prof. Dr. O. Fleischer.	33
Peter der Große. 2 Bde. Von Dr. K. Waliszewski.	30/31
Reuter. Siehe: **Hölderlin.**	2/3
Schiller. Von Prof. Dr. Otto Harnack.	28/29
***Schopenhauer.** Von Konsul Dr. Eduard Grisebach.	25/26
Shakspere. Von Prof. Dr. Alois Brandl.	8
***Smith, Adam.** Von Karl Jentsch.	49
Spinoza. Von Prof. Dr. Wilhelm Bolin.	9
Stanley. Von Paul Reichard.	24
Stein. Von Dr. Fr. Neubauer. Preisgekrönt.	12
Tennyson. Von Prof. Dr. E. Koeppel.	32
***Tizian.** Von Dr. Georg Gronau.	36
***Turgenjew.** Von Dr. Ernst Borkowsky.	43
Walther v. d. Vogelweide. 2. Aufl. v. Prof. A. E. Schönbach.	1

Jeder Band geheftet M. 2,40; fein gebunden M. 3,20
Die mit * bezeichneten Bände kosten die Hälfte mehr.

UNIVERSITY OF
Digitized by Google

Digitized by Google

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS

WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

MAR 16 1938
APR 2 1938
MAY 25 1948
19Jun'52DPP
JUN 1 1952 LU

Digitized by Google

YB 01672

U.C. BERKELEY LIBRARIES

C024635352

Werner

137728

Digitized by Google